Der Frau

Maria le Prince de Beaumont

lehrreiches

Magazin

für junge Leute,

besonders

junges Frauenzimmer,

zur Fortsetzung

des Magazins für Kinder,

nach deutscher Art eingerichtet.

Der zweyte Theil.

Mit allergnädigsten Freyheiten.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich.
1766.

Der Frau

Maria le Prince de Beaumont

lehrreiches

Magazin

für junge Leute,

besonders

junges Frauenzimmer,

zur Fortsetzung

des Magazins für Kinder,

nach deutscher Art eingerichtet.

Der zweyte Theil.

Mit allergnädigsten Freyheiten.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich.
1766.

Der Frau

Maria le Prince de Beaumont

lehrreiches

Magazin

für junge Leute,

besonders

junges Frauenzimmer,

zur Fortsetzung

des Magazins für Kinder,

nach deutscher Art eingerichtet.

Der zweyte Theil.

Mit allergnädigsten Freyheiten.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich.
1766.

Der Frau

Maria le Prince de Beaumont

lehrreiches

Magazin

für junge Leute,

besonders

junges Frauenzimmer,

zur Fortsetzung

des Magazins für Kinder,

nach deutscher Art eingerichtet.

Der zweyte Theil.

Mit allergnädigsten Freyheiten.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich.
1766.

Die Bibel

Magazin
für junge Leute,
besonders
junges Frauenzimmer.

Das VIII Gespräch.

Madem. Gut.

Fräulein Verständig, erinnern Sie uns doch, wo wir das letzte Mal geblieben sind.

Fräul. Verständig.

Bey der Erklärung der Glückseligkeit. Sie hatten uns gesaget, ein glückseliges Herz wäre dasjenige, was nichts verlangete und nichts fürchtete.

Madem. Gut.

Und habe ich Ihnen bewiesen, daß diese Erklärung richtig sey?

Fräul. Verständig.

Ich glaube es nicht, meine liebe Gut.

Madem. Gut.

Wenn das ist, meine Fräulein, so müssen wir sie nach der Art und Weise untersuchen, die wir

Magazin
für junge Leute,
besonders
junges Frauenzimmer.

Das VIII Gespräch.

Madem. Gut.

Fräulein Verständig, erinnern Sie uns doch, wo wir das letzte Mal geblieben sind.

Fräul. Verständig.

Bey der Erklärung der Glückseligkeit. Sie hatten uns gesaget, ein glückseliges Herz wäre dasjenige, was nichts verlangete und nichts fürchtete.

Madem. Gut.

Und habe ich Ihnen bewiesen, daß diese Erklärung richtig sey?

Fräul. Verständig.

Ich glaube es nicht, meine liebe Gut.

Madem. Gut.

Wenn das ist, meine Fräulein, so müssen wir sie nach der Art und Weise untersuchen, die wir

uns vorgeschrieben haben; denn Sie wissen gar wohl, daß wir keinem Satze glauben sollen, wofern er nicht ein Axioma oder ein Grundsatz ist.

Frl. Luise.

Erlauben Sie mir, daß ich Sie fragen darf, was ein Axioma oder Grundsatz ist? Ich verstehe das Wort nicht recht.

Madem. Gut.

Ich hätte es Ihnen zuerst erklären sollen, so wie viele andere Wörter, die den Wissenschaften eigen sind, und die man daher Kunstwörter nennet. Sie werden solche an vielen Stellen antreffen; und wenn Sie dieselben nicht verstehen, so werden sie sehr angenehme Sachen nicht recht begreifen können. Ueber dieses will ich meine Lehrstunden dadurch anmuthig machen, daß ich zuweilen ein Bißchen Naturlehre mit einmische; nur ein ganz kleines Bißchen, meine lieben Kinder; denn ich weis selbst nicht gar zu viel davon. Ich will Ihnen aber dasjenige mittheilen, was ich davon weis, damit ich dem Fräulein Heftig meine Aufwartung damit mache.

Fräul. Heftig.

Ich bin Ihnen für Ihre Gefälligkeit sehr verbunden; und ich will Ihnen meine Aufwartung auch damit machen, daß ich Ihnen sage, Sie haben schon über die Hälfte von Ihrer Wette gewonnen.

Madem. Gut.

Wie, mein Schatz? Sie hassen mich also nicht mehr? weder mich noch meine Lehrstunden?

Fräul.

Fräul. Heftig.

O ich bin noch weiter gekommen, als das; denn ich fange auch an, Sie recht lieb zu haben: ich will Sie aber nicht unterbrechen. Sagen Sie uns denn, was ein Grundsatz oder Axioma ist.

Madem. Gut.

Es ist eine so klare Wahrheit, daß man sie nicht in Zweifel ziehen kann, wenn mannicht dem Lichte der gesunden Vernunft entsagen will; eine Wahrheit, die ein Kind von vier Jahren begreifen könnte. Hören Sie hier ein Axioma: Was man nicht hat, kann man nicht weggeben. Dieß ist ganz klar, wie Sie sehen. Hier haben Sie einen andern Grundsatz: Das Gegentheil von etwas wahrem ist etwas falsches. Verstehen Sie das wohl, Fräulein Maria?

Fräul. Maria.

Recht vortrefflich, meine liebe Gut. Dieses schwere Wort Axioma hatte mich ganz erschrecket; und indessen sehe ich doch, es ist das allerleichteste zu begreifen. Wenn es wahr ist, daß Sie in diesem Zimmer sind: so ist es nicht wahr, daß Sie abwesend sind. Ihre Gegenwart allhier ist eine Wahrheit. Ihre Abwesenheit, welche das Gegentheil von dieser Wahrheit ist, ist eine Lüge.

Frl. Luise.

Meine liebe Gut, ist es nicht auch ein Axioma oder ein Grundsatz, daß, wenn der Hauptsatz wahr ist, seine Folge nicht falsch seyn kann?

Madem. Gut.

Ja, mein Fräulein; wir haben es neulich erkläret. Hier haben Sie noch einen Grundsatz:

Das Theil ist nicht so groß, als das Ganze.

Jungfer Miekchen.

Ich verstehe das nicht, meine liebe Gut.

Fräul. Charlotte.

Mein Gott, wie dumm Sie doch sind! Sehen Sie nicht, daß dieses Stück Holz, welches den Fuß dieses Tisches ausmachet, ein Theil davon ist; und daß es nicht so groß ist, als der ganze Tisch? Man muß — Ach, meine liebe Gut, wie Sie mich ansehen! Ich habe eine Thorheit begangen; ich sehe es wohl. Ich bin meiner lieben Jungfer Miekchen unhöflich begegnet. Ich bitte Sie um Verzeihung, meine liebe Freundinn; es ist mir so herausgefahren.

Jungfer Miekchen.

Solche Grobheiten fahren Ihnen immer so heraus; und Sie glauben, Sie können damit los kommen, daß Sie die Leute um Verzeihung bitten.

Madem. Gut.

Sie ärgern mich, mein Schatz; muß man unter guten Freundinnen so empfindlich seyn? Ich habe Ihnen mehr Verstand zugetrauet.

Jungfer Miekchen.

Sie sehen nicht alles, meine liebe Gut; das geschieht ihr des Tages wohl zehnmal; und ich bin es endlich überdrüßig.

Fräul. Charlotte.

In Wahrheit, meine liebe Gut, Sie hat Recht. Indessen könnte ich doch schwören, daß ich niemals die Absicht gehabt habe, sie zu kränken; es ist eine böse Angewohnheit.

Madem.

Madem. Gut.

Sie werden sich davon bessern, mein Schatz; und ich hoffe, Jungfer Miekchen werde sich auch bessern, und nicht mehr alles so übel nehmen. Kommen Sie, umarmen Sie Ihre Gespielinn, mein liebes Kind; und wenn Sie klug sind, so werden Sie sich über das sehr schämen, was Ihnen begegnet ist; denn es ist sehr garstig.

Jgfr. Miekchen.

Ich weis wohl, Sie werden dem Fräulein allezeit Recht geben; denn sie haben es lieber, als mich.

Madem. Gut.

Kommen Sie her, mein armes Miekchen; Sie sagen, ich habe das Fräulein Charlotte lieber, als Sie; und Sie haben Recht. In diesem Augenblicke liebe ich es mehr, als Sie; weil es viel liebenswürdiger ist: das ist ganz natürlich. Setzen Sie sich an meine Stelle, und sehen Sie zu, ob Sie nicht eben das thun würden. Das Fräulein hat einen Fehler gemacht, das ist wahr: allein, es ist ein Fehler der Unbesonnenheit; es dachte nicht daran. So bald ich ihm solchen dadurch gewiesen habe, daß ich es nur angesehen: so hat er ihm sehr leid gethan, und es hat Sie um Verzeihung gebethen. Erwägen Sie nunmehr den Fehler, den Sie gemacht haben; und Sie werden sehen, er ist viel größer, als ihrer. Sie hat zu Ihnen gesaget, Sie wären dumm; es kam nur auf Sie an, daß Sie ihr zeigeten, sie irrete sich, und Sie hätten Verstand, weil Sie über die Beschimpfung, die sie Ihnen sagete, nicht böse würden. Sie haben uns aber Gegentheils vielmehr

gezeiget, daß Sie wirklich dumm wären. Denn man muß dumm seyn, wenn man zur Unzeit böse wird. Darauf sind Sie ihr unhöflich begegnet. Sie haben ihr mit einer gröbern Beschimpfung geantwortet, als sie Ihnen gesaget hatte. Sie hat aber Ihrem bösen Beyspiele gar nicht nachgeahmet, sondern vielmehr zugegeben, daß sie Unrecht gehabt hat; und weil ich ihr Gerechtigkeit wiederfahren lasse, so sagen Sie mir auch Schmähworte. Sie geben vor, ich sey parteyisch, ich handele aus Eigensinne, aus Phantasie, mit einem Worte, ich sey ungerecht. Sollte ich nicht Recht haben, darüber auch meiner Seits böse zu werden, so wie Sie zu schmollen, und einen heimlichen Unwillen wider Sie zu behalten? Indessen verzeihe ich Ihnen doch; warum wollen Sie denn Ihrer Gespielinn nicht verzeihen?

Jungfer Miekchen.

Ja, meine liebe Gut, Sie haben Recht; ich bin ein unvernünftiges Mägdchen; ich bitte Sie und das Fräulein Charlotte recht sehr um Verzeihung; und ich ersuche Sie, seyn Sie doch ja nicht böse auf mich.

Madem. Gut.

Und warum sollte ich böse auf Sie seyn? Sie haben mir ja nichts zu Leide gethan; sondern Sie haben es vielmehr sich selbst gethan: ich kränke mich also nur Ihrentwegen, mein liebes Kind: ich tröste mich aber auch, weil Sie Ihren Fehler erkannt haben. Wir wollen nicht mehr davon reden, sondern unsern Unterricht fortsetzen.

Sie

Sie begreifen jetzo, was ein Grundsatz ist; und wir haben gesaget, man müßte nichts glauben, als was ein Axioma oder Grundsatz wäre. Das Fräulein Luise hat angemerket, die Folge aus einem wahren Hauptsatze wäre ein Grundsatz, und wir könnten also nicht zweifeln, der Mensch wäre erschaffen, glückselig zu seyn; weil diese Wahrheit eine Folge von derjenigen ist: es ist ein unendlich vollkommener Gott. Wir haben auch erkläret, was die Glückseligkeit sey; und wir haben gesaget, sie sey ein Zustand, worinnen der Mensch nichts fürchte und nichts verlange: wir haben solches aber nicht bewiesen. Wir wollen nun sehen, ob wir es werden beweisen können. Lassen Sie hören, Fräulein Geistreich, ob Sie bisher glückselig gewesen sind, und was Sie verhindert hat, solches zu werden.

Fräul. Geistreich.

Ich bin gegenwärtig eben nicht sehr unglücklich, meine liebe Gut. Ehe ich Sie aber kannte, war ich sehr unglückselig; denn ich wünschete eifrigst, daß ich gelobet und hochgeschätzet würde, und ich nahm sehr oft wahr, daß mich jedermann hasse, und verachtete. Jetzo wünsche ich die Lobsprüche noch ein wenig, aber nicht gar zu viel: ich habe also auch nur einen kleinen Verdruß, wenn man mich nicht lobet. Ich habe aber etwas anders, welches mich sehr martert. Dieß ist die Begierde, älter zu seyn, damit ich zu den Assembleen, auf den Ball und in die Komödie gehen könne. Ich weine zuweilen ganz allein, wenn Mama von einem schönen Trauerspiele redet, welches sie angesehen hat;

und ich sage: Wenn wird doch die Zeit kommen, daß es in meiner Macht stehen wird, alle Tage dahin zu gehen?

Madem. Gut.

Sie waren also vergangene Woche wohl vollkommen vergnügt, da Sie in der Komödie gewesen waren?

Fräul. Geistreich.

Nein, meine liebe Gut. Ich war zwar vergnügt, daß ich da war: ich fand aber, daß die Komödie viel zu kurz war; und ich betrübete mich darüber, daß ich nicht den andern Tag wieder hinein gehen konnte; und als dieser andere Tag gekommen war, so sah ich mich so verdrüßlich, so höchst traurig, daß mir alles misfiel, was ich that.

Madem. Gut.

Und wenn Ihre liebe Mama Sie alle Tage in die Komödie führete; glaubeten Sie wohl, daß Sie vollkommen vergnügt seyn würden?

Fräul. Geistreich.

Ich habe noch viele andere Begierden, meine liebe Gut; ich würde auch wünschen, daß ich auf den Ball gehen, in den großen Garten fahren dürfte. Mit einem Worte, ich habe so viele Begierden, daß, wenn die eine gestillet ist, die andere wieder anfängt, mich zu martern.

Madem. Gut.

Waren Sie auch so, wie das Fräulein Geistreich, in ihrem Alter, Fräulein Luise?

Fräul. Luise.

Eben so, meine liebe Gut. Ich glaubete, ich würde

würde vollkommen glücklich seyn, wenn ich mit der gnädigen Frau überall hingehen könnte.

Madem. Gut.

Und vermuthlich sind Sie jetzo sehr glücklich, da Ihre Begierden erfüllet sind?

Fräul. Luise.

Daran fehlet noch viel, meine liebe Gut; es geschieht oftmals, daß eben diejenigen Sachen mir zuwider werden, die ich so sehr gewünschet habe, und es giebt andere, die ich nicht haben kann, wornach mich sehr verlanget.

Madem. Gut.

Wollten Sie mir wohl sagen, mein Fräulein, ob Sie deswegen unglückselig sind, weil Sie nicht Königinn in Polen sind?

Fräul. Luise.

Nein, meine liebe Gut; denn ich habe niemals gewünschet, solche zu werden.

Madem. Gut.

Und halten Sie sich nicht für unglückselig, daß Sie nicht ein ganz mit Diamanten besetztes Kleid haben?

Fräul. Luise.

Nein, ich habe niemals so viele begehret: ich gestehe es Ihnen aber, meine Schwägerinn hat eine Zitternadel, die mir unendlich gefällt; und diese unglückselige Zitternadel läuft mir im Kopfe herum und verursachet mir einen wahren Verdruß, weil ich nicht eben so eine haben kann.

Madem. Gut.

Merken Sie es doch wohl an, meine lieben Fräulein, Ihren Verdruß verursachen eben nicht

die Sachen, die in der Welt sind, sondern die Begierden, die in ihrem Herzen sind. Sie haben die diamantene Zitternadel Ihrer Frau Schwägerinn eben so wenig nöthig, als aller Diamanten in der ganzen Stadt. Warum machet Ihnen denn jene Unruhe; und warum lassen diese Sie ruhig? Darum, weil Sie sich haben einkommen lassen, die erste zu wünschen, und niemals daran gedacht haben, die andern zu begehren, so wenig als die polnische Krone. Wenn man Sie vergnügt machen will: so bedarf es eben nicht, daß man Ihnen die Zitternadel gebe, die Sie nicht nöthig haben, und um die Sie sich nicht viel bekümmern würden, wenn Sie solche hätten: es brauchet nur, daß man Ihnen die Begierde darnach aus Ihrem Herzen nehme; sie ist es allein, die Sie martert.

Fräul. Lucia.

Erlauben Sie mir, meine liebe Gut, daß ich einen Fall setzen darf. Wenn uns unsere Begierden martern, weil wir sie nicht erfüllen können: so würde ein Mensch vollkommen glückselig seyn, wenn er nach dem Maaße, wie er etwas wünschete, es erhalten könnte. Er würde Herr von allem seyn, was in der Welt ist; was könnte er weiter wünschen?

Madem. Gut.

Alexander, welcher ein sehr ehrgeiziger Herr war, machete sich Rechnung, die ganze Welt zu erobern. Sie glauben vielleicht, diese Hoffnung erfüllete seine Begierden? O nein, meine Fräulein. Er betrübete sich darüber, daß die Welt gar zu klein wäre, und er wünschete, daß es noch andere Welten

gäbe,

gäbe, damit er sie nachher erobern könnte. Ich will gleichwohl setzen, dieser Herr hätte nichts weiter zu wünschen gehabt; alsdann würde er über die Muße seines Herzens verdrüßlich geworden seyn; und über dieses würde er von der Furcht, die Welten zu verlieren, seyn gemartert worden.

Frl. Luise.

Das ist ein Widerspruch, meine liebe Gut. Sie sagen, unsere Begierden machen unsere Unglückseligkeit. Sie sagen auch, ein Mensch, der keine Begierden hätte, würde verdrüßlich darüber werden, daß er nichts mehr zu begehren hätte. Es werden also der Mensch, welcher begehret, und der Mensch, welcher nicht begehret, auf gleiche Art unglücklich seyn. Es ist also nicht wahr, daß der Mensch zur Glückseligkeit erschaffen ist, und daß er glücklich werden kann?

Madem. Gut.

Das heißt richtig urtheilen und schließen, mein Fräulein. Wir wollen sehen, ob ich mich aus diesem Einwurfe werde herauswickeln können.

Anfänglich brauchet es nicht, daß man an einem Grundsatze zweifele; das würde lächerlich seyn. Es ist ganz ausgemacht, daß der Mensch erschaffen worden, glücklich zu seyn. Diese Wahrheit ist die Folge von derjenigen, es ist ein unendlich vollkommener Gott. Es müssen also meine andern Sätze untersuchet werden.

Ich habe gesaget, unsere Begierden hinderten uns, glückselig zu werden, und ich wiederhole es, weil es nicht möglich ist, daß wir alle Gegenstände unserer Begierden erhalten können.

Ich

Ich sage auch noch, wenn wir alle unsere Begierden erfüllen könnten, so würden wir doch nicht glückselig seyn; es würde unserm Herzen verdrüßlich fallen, daß es nichts mehr zu wünschen hätte. Fiele es ihm nun verdrüßlich, daß es nichts mehr zu wünschen hätte: so geschähe es, weil ihm etwas fehlen würde, welches es gern kennen wollte, damit es solches hernach wünschen könnte, weil es mit demjenigen nicht zufrieden ist, was es hat.

Frl. Lucia.

Das ist klar. Wenn es mit demjenigen zufrieden wäre, was es besitzt: so würde es nicht suchen, etwas zu wünschen. Ich fange an, die Ursache davon zu errathen, meine liebe Gut. Kömmt es nicht daher, weil das Herz des Menschen so groß ist, daß, wenn man auch alle Güter der Welt zusammen brächte, ihrer doch noch nicht genug seyn würden, es zu erfüllen? Es kömmt mir vor, mein Herz ist wie ein Kind, welches weinet, weil es alles haben will, was es sieht. Man giebt ihm eine Sache; es ergreift sie begierigst, sieht sie an, drehet sie auf allen Seiten herum, und wirft sie darauf mit Verachtung auf die Erde, und fängt wieder an zu weinen, weil es etwas anders haben will, woraus es hernach nicht mehr Werkes machet.

Madem. Gut.

Diese Vergleichung ist vortrefflich, mein Schatz; Sie sehen da das Ebenbild unsers Herzens.

Frl. Luise.

Ich gestehe es, mein Herz gleicht diesem Kinde: geben Sie aber auch zu, meine liebe Gut, daß wir

nicht

nicht zur Glückseligkeit erschaffen sind, weil nichts sie uns verschaffen kann?

Madem. Gut.

Nein, meine Fräulein, wir würden niemals glückselig seyn, wofern wir nicht einen Gegenstand finden könnten, der weit größer ist, als unser Herz, bey dem es nur auf uns ankömmt, daß wir ihn besitzen können; und in welchem wir alle Augenblicke etwas neues finden können, neue Begierden zu erregen, welchen genug zu thun auch stets in unserer Gewalt seyn würde. Kaum werden wir also einen Wunsch gethan haben, so wird er erfüllet seyn, und durch einen andern abgelöset werden, der eben so leicht zu erfüllen ist.

Frl. Luise.

Ich sehe nur Gott, welcher größer ist, als unser Herz; weil unser Herz größer ist, als die ganze Welt.

Madem. Gut.

Es ist auch nur Gott, welcher uns in Ewigkeit vollkommen glücklich machen kann, und dessen Besitz unsere Glückseligkeit in diesem Leben anfangen kann.

Fräul. Sturm.

Allein, wie kann man Gott in diesem Leben besitzen?

Madem. Gut.

Damit Gott Ihr Herz erfüllen könne, so müssen Sie es zuerst von allem dem ausleeren, was darinnen ist. Man muß den Ehrgeiz, den Stolz, den

Geiz

Geiz und alle die andern Leidenschaften daraus verjagen, die es anfüllen, und welche Gott verhindern, darinnen Platz zu nehmen. Wenn Sie alle die unordentlichen Leidenschaften daraus verjagen, welche alle die unordentlichen Begierden hervorbringen: so werden sie alle Hindernisse der Glückseligkeit verjagen. Aus allem diesen muß man schliessen, daß meine Erklärung von der Glückseligkeit nicht richtig gewesen; nnd ich muß sie also noch einmal verbessern und sagen:

Die Glückseligkeit ist ein Zustand, worinnen das Herz keine Begierde heget, welcher es ohne Furcht vor dem Ekel genug zu thun nicht im Stande ist.

Fräul. Lucia.

Ich würde geschworen haben, die andere Erklärung der Glückseligkeit wäre die wahre; und sie war es indessen doch nicht. Ich begreife wirklich, wie nöthig es ist, die Sachen zu untersuchen, die am sichersten zu seyn scheinen; und nichts machet mir mehr Vergnügen, als wenn ich denke, daß ich werde gewiß seyn können, die Wahrheit zu finden.

Madem. Gut.

Die Wahrheit ist die Nahrung des Geistes und das Vergnügen, welches man bey ihrer Entdeckung findet, übertrifft dasjenige weit, was man in den kindischen Zeitvertreiben der Welt suchet, Sie werden es dereinst erfahren, mein Schatz; und Sie werden sehr erstaunen, wie Sie Ihre Zeit mit unnützen Dingen haben verschwenden können, da Sie eine Ergötzung vor sich gehabt,

welche

welche einem vernünftigen Geschöpfe so anständig ist. Aber unser Unterricht ist sehr ernsthaft gewesen; man muß ihn ein wenig munterer machen. Fräulein Sturm, seyn Sie doch so gütig, und erzählen uns, was Sie gestern aus dem Abentheurer *) übersetzet haben.

Fräul. Sturm.

Meine Fräulein, es erzählet ein Mann darinnen seine Geschichte selbst; ich werde ihn also reden lassen.

Ich bin in einer Provinz von England geboren, die hundert und funfzig Meilen von der Hauptstadt entfernet ist. Ich ward im zwanzigsten Jahre Herr von einem guten Vermögen, und dachte so gleich, mich zu verheurathen. Ich fand eine Frau von meinem Stande, von meiner Gemüthsart, und mit einem Vermögen, welches dem meinigen gleich war. Sie hat mir drey Kinder zur Welt gebracht, die ich sehr lieb habe; und ich fand mich mitten unter meiner kleinen Familie weit glückseliger, als ein König. Ich hatte eine hübsche Bibliothek, und brachte die ganze Zeit, da ich nicht bey meiner Frau und bey meinen Kindern war, mit Lesen zu. Ob ich gleich eine Neigung zu allen Arten von Schriften überhaupt habe: so hatte ich doch eine besondere Neigung zu den poetischen, und vornehmlich zu den dramatischen. Ich war

auf

*) Eine englische wöchentliche Sittenschrift The Adventurer genannt.

auf das Lesen der Trauerspiele des Shakespears*) ganz erpicht; ich las sie ohne Aufhören wieder; und ich dachte zuweilen, die Leute, die zu London lebeten, wären höchst glücklich, weil sie zuweilen in die Komödie gehen könnten, wo man so schöne Sachen vorstellete.

Dieser Gedanken, der mir sehr oft wieder einkam, wurde eine Begierde, und so gar eine heftige Begierde. Allemal aber, wenn man eine heftige Begierde hat, der man nicht genug thun kann, so ist man nicht mehr im Stande, diejenigen Vergnügungen zu schmecken, die man vor sich hat. Alles wird abgeschmackt. Ich befand mich also sehr elend. Es ist wahr, es stund in meiner Gewalt, ich konnte nach London gehen; niemand würde mich daran verhindert haben. Meine Vernunft aber widersetzete sich in Wahrheit dieser Reise; und ich würde mich geschämet haben, hundert und funfzig Meilen zu reisen, bloß um eine Komödie spielen zu sehen.

Ich trug mein Uebel zwey Jahre lang; und alle Welt fand mich nicht mehr kenntlich; so sehr war ich schwermüthig und träumerisch geworden. Nach Verlaufe dieser Zeit vernahm ich, es wäre eine von meinen Muhmen in London gestorben, die mich zu ihrem Erben eingesetzet hätte; und es wäre nöthig, daß ich eine Reise dahin thäte, damit ich die Sachen wegen dieser Erbschaft in Ordnung brächte. Ich empfand eine unaussprechliche Freude, da ich diese Nachricht erhielt, welches jedermann in Verwunderung setzete. Man wußte, daß ich bisher unei-

*) Ein berühmter englischer Dichter, von dem man viele Bände Schauspiele hat, die von dem Herrn Wieland nunmehr ins Deutsche übersetzet sind.

uneigennützig gewesen war; und man konnte nicht begreifen, woher mich eine Vergrößerung des Vermögens dergestalt entzücken könnte. Ich empfand einen wahren Verdruß darüber, daß man mich für einen Geizigen hielt: indessen konnte ich mich doch nicht entschließen, den wahren Bewegungsgrund meiner Freude anzuzeigen; denn wie ein französischer Schriftsteller sehr wohl saget, so sind wir eifersüchtiger über unsern Geist, als über unsere Sitten, und wir wollen lieber für lasterhaft, als für lächerlich, gehalten werden.

Dieses begegnete mir wenigstens bey dieser Gelegenheit. Ich ließ einen jeden denken, was er wollte; ich beschäfftigte mich nur, meine Abreise zu beschleunigen. Kaum ließ ich meiner Frau Zeit, daß sie einige Hemden in einen Mantelsack packen konnte; und ob ich gleich meine Familie zärtlich liebete, so wurde ich dennoch der Thränen nicht gewahr, welche sie vergoß, da sie mich zu Pferde steigen sah. Ich ritt Tag und Nacht fort, und sah nichts von allem, was auf dem Wege war. Ich war nur mit dem Schauspiele beschäfftiget, welches ich sehen wollte; und so bald ich von dem Pferde stieg, fragete ich den Wirth in dem Gasthofe, um welche Zeit man das Komödienhaus aufmachete.

„Um fünf Uhr, antwortete er mir; es ist nur „erst eilfe; und Sie werden sich also noch sechs „Stunden gedulden müssen.„

„Der Henker! sagete ich bey mir selbst; das „Thier redet von sechs Stunden als von sechs Minuten, und glaubet, man habe sonst nichts zu „thun, als sich zu gedulden.„

Ich glaube, ich würde diesen Menschen haben prügeln können; es dünkete mich, er wäre Ursache, daß man die Thüre so spät eröffnete. Ich mußte mir es doch gleichwohl gefallen lassen, seinem Rathe zu folgen. Ich speisete mit eben so vieler Eilfertigkeit, als wenn man nur auf mich gewartet hätte, damit man anfangen könnte. Meine Ungeduld nahm immer mehr zu, so wie die Zeit heranrückete; und ich schimpfete auf einen Balbier, nach dem ich geschicket hatte, daß er mir den Bart putzen sollte, und sagete ihm es alle Augenblicke vor, er würde machen, daß ich die Eröffnung der Komödie versäumete. Ich sah alle Minuten nach meiner Uhr, und konnte mir nicht einbilden, daß die Langsamkeit, womit sie gienge, natürlich wäre. Kurz, ich that alles, was ein Unsinniger thun kann, und ließ alle Leute in dem ganzen Hause in der festen Ueberredung, ich müßte verrücket im Kopfe seyn.

Ich begab mich gleich mit dem Schlage vier nach der Komödie; und weil sie nur erst um fünf Uhr aufgemacht wurde, so hatte ich alle Zeit, mir die Lippen zu zerbeißen, indem ich in die Länge und in die Breite herum spatzierete. Nunmehr fluchete ich in allem Ernste auf den Thorwärter, und glaubete steif und fest, es geschähe mit allem Fleiße, daß er viel später käme, als sonst ordentlich. Endlich wurde doch diese Thüre eröffnet. Ich gieng oder vielmehr ich stürzete hinein: allein, ich mußte, wider meinen Willen, langsam gehen; es war noch kein Licht da, und ich lief Gefahr, mir den Hals zu brechen; denn man sieht

ganz und gar nichts, wenn man aus dem hellen Lichte in einen dunkeln Ort kömmt. Nach Verlaufe einiger Minuten, erlangete ich das Gesicht wieder, und warf die Augen begierig auf den Ort, wo ich mich zu befinden, so lange gewünschet hatte. Ich beschäfftigte mich unterdessen, daß ich auf die Vorstellung des Stückes wartete, so lange damit, daß ich mir den besten Platz aussuchete, wo ich am bequemsten sehen könnte. Ich glaube, daß ich ihn wohl zwanzigmal veränderte, und endlich nur aus Müdigkeit einen gewiß einnahm.

Unter dieser Zeit kamen die andern Leute zusammen und schienen meine Ungeduld mit mir zu theilen. Einige drücketen sie durch Schreyen aus; andere dadurch, daß sie mit ihren Stöcken auf die Bänke stießen; einige pfiffen; an einem andern Orte stampfete man mit den Füßen. Kurz, alle zusammen macheten ein so betäubendes und unangenehmes Geräusch, daß ich davon gelaufen seyn würde, wenn ich nur eine mittelmäßige Begierde gehabt hätte, das Stück zu sehen.

Endlich kam der Augenblick, wo es anfangen sollte; und gleich eben da man den Vorhang aufzog, sieh da, so stellet sich ein Mensch von einer übermäßigen Größe und Dicke gerade vor mich. Weil er einen ganzen Kopf hoch größer war, als ich: so blieb mir kein anderes Mittel übrig, als daß ich mich ganz auf die Seite beugen mußte, wenn ich sehen wollte. Das war wohl der Mühe werth, daß ich so zeitig gekommen war, und so vielmal die Stelle verändert hatte. Indessen em-

pfand ich doch diese Beschwerlichkeit nur sehr wenig. Der Komödiant hatte den Auftritt eröffnet; meine Seele war in meine Augen und in meine Ohren gegangen; alle meine andern Sinne waren fast ganz zernichtet.

Ich kam nicht eher, als zu Ende des ersten Aufzuges, wieder zu mir selbst. Nunmehr zog ich mich wegen des Vergnügens zur Rechenschaft, welches ich genossen hatte. Es war in Wahrheit groß: es kam aber mit demjenigen in keine Vergleichung, welches ich gehoffet hatte. Diese fehlgeschlagene Hoffnung brachte einen Widerwillen hervor; und dieser Widerwillen ließ mir noch so viel kaltes Geblüt, daß ich das Stück untersuchen und die Fehler desselben bemerken konnte. Es hatte ihrer viele; und ich murrete also wider den Verfasser, wider die spielenden Personen, wider den Theatermeister und wider den Schneider. Keiner hatte, wie mich dünkete, die Vollkommenheit erreichet, wozu er hätte gelangen können, damit das Schauspiel vortrefflich geworden wäre.

Das Nachspiel brachte noch andere Unannehmlichkeiten mit sich. Es war eine zwar ganz artige Pantomime, deren Inhalt aber, so viel man aus den Gebärden der spielenden Personen davon urtheilen konnte, sehr unehrbar war. Ich hätte indessen doch gern alle meine Aufmerksamkeit darauf wenden wollen. Weil sie aber bey mir eine Menge böser Gedanken erregete, und ich mich nicht dadurch verdammen wollte, daß ich mich dabey aufhielte: so war ich nun beschäfftiget, sie

zu

zu verwerfen; so daß ich nicht die Hälfte von dieser Pantomime sah, wo mein Gewissen mich zwang, alle Augenblicke die Augen zu zu thun. Sie endigte sich, und ich kam traurig wieder nach meiner Herberge. Es war mir wohl tausendmal begegnet, daß ich mich ohne Verdruß allein befunden. Da ich aber aus diesem Gewirre heraus kam: so schien mir mein Zimmer eine wahre Einöde zu seyn, die ich unerträglich fand. Mitten in meiner übeln Laune machete ich folgende Betrachtung.

Ist meine Geschichte nicht der meisten Menschen ihre? Eine junge Person von vierzehn oder funfzehn Jahren höret von dem Schauspiele der Welt reden. Sie brennet vor Begierde, solchem beyzuwohnen, und bemühet sich, den Augenblick dazu zu beschleunigen. Sie kömmt endlich in die Versammlungen. Was für Aufmerksamkeit! Was für Sorgfalt, sich einen guten Platz zu verschaffen, damit sie sehen und auf die beste Art ihrer Eitelkeit zu schmeicheln gesehen werden könne! Allein, wenn sie glaubet, es sey ihr geglücket, einen solchen Platz zu finden: so kömmt eine weit größere Person an, als sie; das ist eine weit schönere, besser gebildete, geistreichere, die mehr Gaben besitzt. Diese bemächtiget sich aller Blicke, richtet alle Augen auf sich, verdecket sie; und damit sie nur etwas von der Seite an denen Orten gesehen werde, wo sich diese gefährliche Nebenbuhlerinn einfindet, so muß sie sich die Marter anthun, und in der allergezwungensten Stellung seyn, damit sie nur wenigstens es dahin bringe, daß sie die Be-

wunderung und Blicke theile. So hart auch der Zwang seyn mag, den sich eine junge Person bey dergleichen Gelegenheit auflegt: so tröstet sie sich deswegen doch, und erträgt ihn mit der Hoffnung des Vergnügens, welches sie erwartet.

Wie groß aber ist nicht ihr Erstaunen und ihr Verdruß! Dieses Vergnügen ist demjenigen nicht gemäß, was sie erwartete. Sie findet nicht die Hälfte, nicht das Viertheil von dem, was sie sich versprochen hatte. Sie betrübet sich deswegen und fängt an, einen Ekel an einer Welt zu bekommen, die so vieles fordert und so wenig giebt. Dieser Ekel aber bringt nur gar zu oft, nicht eben eine Neigung zur Einsamkeit hervor, sondern läuft darauf hinaus, daß er durch die Kenntniß der Fehler des Stückes und derjenigen, die es spielen, das ist, durch die Zufälle des Lebens, die schlechte Redlichkeit gleichgültiger Personen, die Undankbarkeit der Freunde, ein übel aufgeräumtes Wesen verursachet. Man wird auf der einen Seite betrogen; man wird auf der andern betrogen. Man ist gezwungen, an dieses Verdrüßlichkeit Theil zu nehmen, jenes Ungerechtigkeit zu leiden: das ist aber noch nicht alles. Dieses Schauspiel oder diese Pantomime der Welt, welche gar nicht zur Belustigung dienet, ist noch dazu ärgerlich. Alles, was man sieht, alles, was man höret, geht auf Böses. Derjenige, welcher die Furcht des Herrn hat, befürchtet, er möchte sich mitten in diesem Schmutze besudeln; man muß stets widerstehen, stets kämpfen. Hier muß man die Augen zuthun, dort die Ohren zuschliessen,

sen, fast allezeit seine Zunge zurückhalten. Was für ein Elend! Endlich endiget sich das Stück. Die Nacht, das ist, das Alter, kömmt heran. Was bleibt von dem Schauspiele übrig? Wenig Vergnügen, viel Verdruß, gegenseitige Begierden, schmerzhafte Gewissensbisse. Glücklich sind diejenigen, welche, wie ich, gleich durch die erste Vorstellung abgeschrecket werden, mit guter Art ihre Partey ergreifen und meinem Beyspiele folgen!

Ich wurde nicht mehr gereizet, noch einmal wieder in die Komödie zu geben; und nachdem ich jemanden meine Angelegenheiten aufgetragen hatte, so nahm ich den andern Tag gleich meinen Weg wieder nach Hause, welchen ich mit eben so vieler Eilfertigkeit zurücklegete; und ich kam daselbst mit eben so großer Freude wiederum an, als ich gehabt hatte, davon wegzureisen.

Fräul. Lucia.

Gestehen Sie nur, meine liebe Gut, daß dieses meine Geschichte ist. Ich habe große Lust, dem Beyspiele dieses Mannes zu folgen, und bey der ersten Vorstellung davon zu gehen.

Madem. Gut.

Sachte, mein Fräulein! Die Trägheit verkleidet sich zuweilen in den Ekel der Welt. Dieses erfordert einige Betrachtungen. Wir wollen sie das nächste Mal zusammen anstellen, wenn wir mit einander besonders sprechen werden.

Jgfr. Sophie.

Sprechen Sie denn diese Fräulein zuweilen besonders, meine liebe Gut?

Madem. Gut.

Warum thun Sie diese Frage an mich, mein Schatz?

Jgfr. Sophia.

Weil ich seit einigen Tagen fast vor Begierde sterbe, mit Ihnen ganz allein zu sprechen. Ich habe es mich aber nicht unterstanden, und Sie um diese Gefälligkeit ersuchen wollen.

Madem. Gut.

Bald hätte ich Lust, böse zu werden, mein Schatz. Vergessen Sie, daß ich Ihre Freundinn bin, und Sie mit mir frey umgehen sollen? Warum bedienen Sie sich der Redensart, ich habe es mich nicht unterstanden? Sie schicket sich unter guten Freundinnen nicht. Sagen Sie mir stets ohne Umstände, was Sie wünschen; und wenn ich es nicht werde thun können, so werde ich Ihnen aufrichtig die Ursachen sagen, die mich davon abhalten werden. Seyn Sie ein für allemal in allem Ernste fest überzeuget, daß ich kein größeres Vergnügen auf der Welt habe, als Ihnen zu Gefallen zu seyn, wenn Sie gut sind. Behalten Sie das wohl, Jungfer Sophia, und kommen Sie das nächste Mal bey guter Zeit; ich will Sie von ganzem Herzen gern anhören.

Das IX Gespräch.

Mademoiselle Gut, Jungfer Schönichinn, Jungfer Sophia.

Jgfr. Sophia.

Wollen Sie wohl erlauben, meine liebe Gut, daß meine Schwester hier bey mir ist? Sie weis die Sache auch, wovon ich mit Ihnen reden will.

Madem. Gut.

Wie Sie es wollen, meine lieben Kinder.

Jgfr. Sophia.

Es betrifft zwey junge Frauenzimmer von unsern Freundinnen, welche nicht das Glück haben, Sie zu kennen, und die uns gebethen haben, wir möchten Sie doch zu Rathe ziehen. Die älteste von diesen beyden Schwestern ist die unglückseligste Person von der ganzen Welt. Alle Leute in dem ganzen Hause haben es sich in den Kopf gesetzet, ihre Mutter liebe sie mehr, als ihre andern Kinder; und deswegen können sie solche nicht leiden und thun ihr allen Verdruß an, den sie nur können. Dieses machet ihr vielen Kummer: und ich glaube, sie würde davon sterben, wenn ihre Schwester sie nicht tröstete.

Jgfr. Schönichinn.

Merken Sie auch an, meine liebe Gut, daß diese jüngere Schwester sehr unbesonnen ist, und

wenn sie sieht, daß ihre Magd oder die andern Bedienten keine vernünftige Ursache annehmen wollen, so schicket sie solche fort und hält sich über sie auf. Sie saget oftmals zu ihrer ältern Schwester, sie sey recht dumm, daß sie sich über die Reden solcher Leute betrübe. Allein, sie mag ihr immerhin dieserwegen Vorstellung thun; es tröstet sie nichts, und sie bringt einen Theil der Nacht mit Weinen zu.

Madem. Gut.

Sie müssen dieses Frauenzimmer doch recht lieb haben, meine liebe Sophia; denn Sie weinen wirklich über den Kummer, den es hat. — Wollen Sie mir wohl erlauben, daß ich den Namen dieser beyden Frauenzimmer errathe?

Jgfr. Sophia.

Ja, meine liebe Gut.

Madem. Gut.

Nun wohl, ich rathe, sie heißen Sophia und Schönichinn. Aber sagen Sie mir doch, meine lieben Kinder, warum haben Sie mir nicht gleich Anfangs gesaget, daß Sie von sich redeten?

Jgfr. Sophia.

Ich schämete mich, daß Sie erfahren sollten, man hätte mich nicht lieb. Mich dünket, dieß ist das größte Unglück von der Welt. Wie haben Sie es doch errathen können, daß ich von uns redete?

Madem. Gut.

Das war nicht sehr schwer. Ich kenne Ihre Gemüthsart so gut, daß ich bey demjenigen, was Sie betrifft, nicht kann betrogen werden.

Jgfr.

Jgfr. Schönichinn.

Ach mein Gott, meine liebe Gut! ich wollte wünschen, daß ich meine Gemüthsart kennete! Ich würde Ihnen sehr verbunden seyn, wenn Sie mir meine Abschilderung machen wollten.

Madem. Gut.

Sie haben gute Ursache, solches zu wünschen, meine lieben Kinder. Dieß ist die allernothwendigste Wissenschaft. Wie könnten wir uns ohne diese Wissenschaft von denen Fehlern bessern, die wir nicht lernen würden? Ich will Ihnen also Ihre Abschilderung machen, meine liebe Schönichinn.

Jgfr. Sophia.

Warum fangen Sie nicht bey mir an, meine liebe Gut? Sie wissen, ich bin die älteste.

Madem. Gut.

Ich hätte wetten wollen, daß Sie mir dieses würden gesaget haben, mein Schatz. Sie erinnern sich alle Augenblicke des Rechtes ihrer Erstgeburt gegen Ihre Geschwister. Sie lassen es Ihre Hofmeisterinn und die andern merken, daß Sie des Herzens Ihrer Mutter gewiß zu seyn glauben, und das Recht zu haben denken, sie zu regieren. Wie wollen Sie, daß man Sie bey einer solchen Gemüthsart lieb haben soll?

Jgfr. Sophia.

Sie reden von meiner Gemüthsart, als wenn sie böse wäre. Ich versichere Sie aber, meine liebe Gut, ich habe ein sehr gutes Herz, und ich liebe so gar diejenigen sehr, die mir allen diesen

Verdruß machen. Ich bin nur unglücklich, weil sie mich nicht lieben.

Madem. Gut.

Ich bin verbunden, Ihnen die Wahrheit zu sagen, mein Schatz; weil Sie mir die Ehre erweisen, und mich zu Rathe ziehen: ich hoffe auch, Sie werden so vernünftig seyn, und nicht böse darüber werden. Sie sagen, Sie lieben die andern; und ich fürchte sehr, Sie lieben nur bloß sich selbst.

Jgfr. Sophia.

Sie irren sich, meine liebe Gut; und ich will Ihnen zeigen, daß ich ein gutes Herz habe. Wir haben seit zweyen Jahren eine Hofmeisterinn, die vom Morgen an bis auf den Abend auf mich schmählet. Dem ungeachtet habe ich sie lieb, und ich weine wie eine Närrinn, wenn ich glaube, daß sie böse auf mich ist.

Madem. Gut.

Das ist kein Beweis, daß Sie solche sehr lieb haben, mein Schatz. Dieß zeiget bloß an, daß Sie wünschen, geliebet zu werden; und Sie wollen es auf eine tyrannische Art. Erinnern Sie sich noch des Kopfzeuges, welches Sie neulich gewählet hatten, und für das allerhübscheste von der ganzen Welt hielten. Sie waren den ganzen Tag übel aufgeräumt, weil ich Ihrer Schwester ihres viel hübscher fand. Wenn man Sie vergnügt machen will, so muß man stets so denken, wie Sie, dasjenige lieben, was Sie lieben, und dasjenige hassen, was Sie hassen.

Jgfr.

Jgfr. Sophia.

Ich kann nicht glauben, daß das wahr ist. Ich bin von keiner so übeln Gemüthsart.

Jgfr. Schönichinn.

Nimm dich in Acht, meine liebe Schwester. Unsere liebe Gut kennet uns besser, als wir uns selbst kennen; und wenn ich nicht in Furcht stünde, ich möchte dich böse machen . . . .

Jgfr. Sophia.

Man fraget dich ja nicht darum, Schwester. Wenn meine liebe Gut von deiner Gemüthsart reden wird: so werde ich mich nicht mit darein mengen und mein Gutachten sagen.

Mademoiselle Gut, welche einen kleinen Taschenspiegel herauszieht.

Sie wollen geliebet werden, mein Schatz? Sehen Sie sich doch einmal an, ob Sie diesen Augenblick liebenswürdig sind. Ihre Gesichtsbildung hat sich ganz verändert — Sie drehen die Augen weg; Sie fürchten sich, Ihr Gesicht zu sehen. Sie sollten darauf denken, wie Sie mir Dank dafür sagen wollten: Sie werden aber vielmehr böse auf mich. Wenn ich so, wie Sie, wäre, so würde ich Sie, nach Jhrem Gefallen immerhin schmollen lassen: aber ich habe Sie dazu viel zu lieb. Kommen Sie, umarmen Sie mich gleich den Augenblick — Sie berühren mich ja kaum mit Jhren Lippen, da Sie mich küssen: das steht mir so nicht an. Ich verlange, Sie sollen mich eben so herzlich umarmen und küssen, als Sie

sonst

sonst zu thun pflegen, wenn Sie ein gutes Kind sind: wo nicht — nehmen Sie sich wenigstens in Acht; ich werde Ihnen eine entsetzliche Drohung thun — wo nicht, so will ich Sie gar nicht mehr lieb haben — Nun, so ist es gut, so. Sehen Sie sich jetzt an; Sie sind wiederum artig geworden.

Jgfr. Sophia.

Mein Gott, meine liebe Gut, wie thöricht bin ich doch! Wenn ich meiner bösen Laune gefolget wäre, so hätte ich Sie und meine Schwester vor einem kleinen Weilchen prügeln mögen.

Madem. Gut.

Und wenn Ihnen Ihre Hofmeisterinn so viel gesaget hätte; was würde da geschehen seyn?

Jgfr. Sophia.

Ich bin versichert, wir würden den ganzen Tag über etwas zu zanken gehabt haben; denn in der That, Sie würde nicht so viele Geduld gehabt haben, als Sie; und sie würde mich dadurch, daß sie recht auf mich geschmählet hätte, haben zur Vernunft bringen wollen. In Wahrheit, meine liebe Gut, diese Frau ist unerträglich.

Madem. Gut.

Glauben Sie, daß solche Sie nicht lieb hat?

Jgfr. Sophia.

Verzeihen Sie mir, meine liebe Gut; ich glaube, sie hat mich lieb. Sie trägt viel Sorge für mich, wenn ich krank bin; sie ist bey der geringsten Sache, die mir wiederfährt, sehr unruhig. Ich glaube aber doch, sie hat meine Schwester lieber, als mich.

Jgfr.

Jgfr. Schönichinn.

Du weißt, meine liebe Schwester, sie keift eben so oft mit mir, als mit dir, wenn es auch wahr ist, daß sie mich mehr liebet. Warum machest du es nicht so, wie ich? Anfänglich sage ich ihr meine Ursachen ganz gelassen; und wenn sie solche nicht anhören will, so gehe ich in das andere Zimmer, und lasse sie ganz allein schmählen, ohne daß ich deswegen böse auf sie werde; denn kurz, es ist nun ihre Art so, sie muß schmählen. Sie thut es nicht, daß sie uns dadurch Verdruß machen wolle; und sie glaubet steif und fest, sie habe Recht.

Jgfr. Sophia.

Du bist sehr glücklich, daß du es so machen kannst. Ich für mein Theil aber kann mich des Weinens nicht enthalten, wenn man auf mich schmählet.

Jgfr. Schönichinn.

Ich sage dir ja nicht, daß ich nicht zuweilen eben so große Lust dazu hätte, als du: allein, ich will es sie nur nicht sehen lassen, daß ich empfindlich über das bin, was sie saget. Es geschieht aus Rache, daß ich mich lustig stelle; ich halte den ganzen Tag lang an mich, wofern ich nicht ganz allein in einem Winkel weinen kann, ohne daß sie mich sieht.

Madem. Gut.

Das heißt, Jungfer Schönichinn hat viel mehr Stolz, als ihre Schwester: er ist aber von einer andern Art.

Jgfr. Schönichinn.

Ganz richtig, meine liebe Gut. Ich will mich bemühen, Ihnen meinen Stolz zu erklären. Ich kenne ihn sehr wohl, und ich wünsche ihn meiner Schwester; denn der ihrige machet sie höchst unglückselig. Gesetzt, man giebt uns einer jeden ein Kleid: meine Schwester zeiget ihres jemanden, der sich einkommen läßt, und solches nicht für hübsch hält. Gleich geräth sie in Verzweiflung; sie ist ihrem Kleide nicht mehr gut; sie hält es für häßlich; sie trägt es nicht gern. Sie sehen wohl, daß sie niemals eine Stunde vergnügt seyn kann; denn ihre Glückseligkeit kömmt auf die Phantasie anderer Leute an. Jch hingegen habe mir das Kleid gewählet, weil es mir hübsch vorkam. Saget nun jemand zu mir, es sey nicht hübsch: so denke ich, daran ist nicht mein Kleid Schuld, sondern dieser Jemand hat einen schlechten Geschmack.

Madem. Gut.

Zu diesen beyden Abschilderungen ist nichts hinzu zu setzen. Sie kennen sich sehr wohl, meine liebe Schönichinn. Sie haben einen recht gründlichen Stolz: Jhrer Schwester ihrer ist nichts dagegen. Allein, meine guten Kinder, es ist nicht genug, daß man sich kennet; man muß sich auch bessern.

Jgfr. Schönichinn.

Wie sollen wir es machen, daß wir unsere bösen Gemüthsarten los werden?

Madem.

Madem. Gut.

Sie irren sich, mein Schatz; Ihre Gemüthsarten sind weder böse noch gut. Wenn man indessen einen Ausspruch darüber thun müßte: so würde ich so gar sagen, es fände sich mehr Gutes, als Böses, in diesen Gemüthsarten; und wenn Sie solche anwenden wollten, wie es sich gehöret, so könnten sie dienen, Sie vollkommen und glücklich zu machen.

Jgfr. Sophia.

Sollte das wohl wahr seyn, meine liebe Gut? Ach, was für Verbindlichkeiten würde ich Ihnen haben, wenn Sie mich lehren wollten, meine Gemüthsart gut anwenden. Denn Ihnen die Wahrheit zu sagen; ich mag immerhin gut von mir denken wollen, so erkenne ich doch oftmals, ich sey eben nicht sehr liebenswürdig; und ich möchte es doch gern werden.

Madem. Gut.

Das wird nicht schwer seyn, mein Schatz. Sie sagen mir offenherzig Ihre Fehler; ich will Ihnen meine sagen. Als ich jung war, so hatte ich so, wie Sie, das Unglück, daß ich meines Vaters Liebling war. Ich nenne es ein Unglück, mein Schatz; denn es ist sehr leicht, daß man sich dessen misbrauchet: und ich misbrauchete es. Sie erinnern mich an das, was ich in Ihrem Alter war, meine liebe Freundinn. Ich war wahrhaftig eine kleine Tyranninn. Ich liebete zwar meine Brüder und Schwestern: allein, ich wollte von ihnen hochgeachtet werden, und dachte doch nicht darauf, daß ich mich hochachtungswürdig

machete. Ich glaubete, sie begiengen einen großen Fehler, wenn sie sich die Freyheit nahmen, mir zu widersprechen. Ich wollte allezeit den Vorzug haben; und ich sagete wohl zwanzigmal des Tages, so wie Sie, ich bin die älteste. Was erfolgete daraus? Alle Welt verabscheuete mich. Die Hausgenossen nahmen, aus Mitleiden gegen meine Geschwister, ihre Partey bey allen Gelegenheiten. Alsdann schmähleten ich auf die Bedienten. Ich machete, daß mein Vater mit ihnen kiff; und dieses vermehrete den Haß noch mehr, den sie gegen mich trugen. Da ich es müde war, gehasset zu werden: so untersuchete ich mich, und fragete mich selbst: Warum kann mich doch niemand leiden; bin ich denn etwan boshaft? Nein, gewiß nicht; ich habe ein recht gutes Herz; aber ich bin unartig stolz. Wenn einer stets die Oberhand über mich haben wollte; würde ich ihm wohl gut seyn? Nein; warum nimmt es mich denn Wunder, daß mich andere nicht lieben? Das ist ganz natürlich. Nachdem ich diese Betrachtung gemacht hatte, so fassete ich den Entschluß, ich wollte mich bessern. Allein, das war sehr schwer; denn ich merkete es nicht, wenn ich unartig war. Zu allem Glücke für mich fand ich eine gute Freundinn, welche die christliche Liebe haben und mich allemal erinnern wollte, wenn ich unartig stolz seyn und den Tyrannen spielen würde. Ich ward nicht böse darüber, da sie es that, ob mir gleich solches im Anfange vielen Verdruß machete. Endlich, nach Verlaufe eines Jahres, war ich so gut gebessert, daß man mich

nicht

nicht mehr kannte, und daß mich meine Schwestern, meine Brüder, und alle Hausgenossen bis zum Närrischwerden liebeten.

Jgfr. Sophia.

Sie sind recht fein, meine liebe Gut. Sie haben das Mittel gefunden, mir viele Schmachreden zu sagen, ohne daß ich mich darüber ärgern kann. Denn unter dem Vorwande, Sie wollten Ihre Abschilderung machen, haben Sie meine gemacht.

Madem. Gut.

Das ist kein Vorwand, mein Schatz; ich schwöre es Ihnen zu, ich war so, wie Sie sind.

Jgfr. Sophia.

Wo werde ich aber diese gute Freundinn finden, die mich erinnern wird, wenn ich Fehler machen werde?

Madem. Gut.

Ihre Schwester wird Ihnen den Dienst leisten; und Sie müssen nicht böse darüber werden. Wenn Sie das über sich erhalten können: so werden Sie überaus liebenswürdig werden. Denn, damit ich Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lasse, so haben Sie ein sehr gutes Herz, und es fehlet Ihnen nicht an Verstande. Ich habe erkannt, daß Sie Ihren Schwestern sehr zugethan sind, ob Sie ihnen gleich zuweilen übel begegnen. Ueber dieses ist die Begierde, zu gefallen und geliebt zu werden, eine gute Eigenschaft und kann Sie vermögen, daß Sie sich von allen Ihren Fehlern bessern, welche Sie verhindern, so liebenswürdig zu seyn, als Sie es wohl seyn könnten. Fangen Sie damit an, daß

Ich glaube, ich würde diesen Menschen haben prügeln können; es dünkete mich, er wäre Ursache, daß man die Thüre so spät eröffnete. Ich mußte mir es doch gleichwohl gefallen lassen, seinem Rathe zu folgen. Ich speisete mit eben so vieler Eilfertigkeit, als wenn man nur auf mich gewartet hätte, damit man anfangen könnte. Meine Ungeduld nahm immer mehr zu, so wie die Zeit heranrückete; und ich schimpfete auf einen Balbier, nach dem ich geschicket hatte, daß er mir den Bart putzen sollte, und sagete ihm es alle Augenblicke vor, er würde machen, daß ich die Eröffnung der Komödie versäumete. Ich sah alle Minuten nach meiner Uhr, und konnte mir nicht einbilden, daß die Langsamkeit, womit sie gienge, natürlich wäre. Kurz, ich that alles, was ein Unsinniger thun kann, und ließ alle Leute in dem ganzen Hause in der festen Ueberredung, ich müßte verrücket im Kopfe seyn.

Ich begab mich gleich mit dem Schlage vier nach der Komödie; und weil sie nur erst um fünf Uhr aufgemacht wurde, so hatte ich alle Zeit, mir die Lippen zu zerbeißen, indem ich in die Länge und in die Breite herum spatzierete. Nunmehr fluchete ich in allem Ernste auf den Thorwärter, und glaubete steif und fest, es geschähe mit allem Fleiße, daß er viel später käme, als sonst ordentlich. Endlich wurde doch diese Thüre eröffnet. Ich gieng oder vielmehr ich stürzete hinein: allein, ich mußte, wider meinen Willen, langsam gehen; es war noch kein Licht da, und ich lief Gefahr, mir den Hals zu brechen; denn man sieht

ganz und gar nichts, wenn man aus dem hellen Lichte in einen dunkeln Ort kömmt. Nach Verlaufe einiger Minuten, erlangete ich das Gesicht wieder, und warf die Augen begierig auf den Ort, wo ich mich zu befinden, so lange gewünschet hatte. Ich beschäfftigte mich unterdessen, daß ich auf die Vorstellung des Stückes wartete, so lange damit, daß ich mir den besten Platz aussuchete, wo ich am bequemsten sehen könnte. Ich glaube, daß ich ihn wohl zwanzigmal veränderte, und endlich nur aus Müdigkeit einen gewiß einnahm.

Unter dieser Zeit kamen die andern Leute zusammen und schienen meine Ungeduld mit mir zu theilen. Einige drücketen sie durch Schreyen aus; andere dadurch, daß sie mit ihren Stöcken auf die Bänke stießen; einige pfiffen; an einem andern Orte stampfete man mit den Füßen. Kurz, alle zusammen macheten ein so betäubendes und unangenehmes Geräusch, daß ich davon gelaufen seyn würde, wenn ich nur eine mittelmäßige Begierde gehabt hätte, das Stück zu sehen.

Endlich kam der Augenblick, wo es anfangen sollte; und gleich eben da man den Vorhang aufzog, sieh da, so stellet sich ein Mensch von einer übermäßigen Größe und Dicke gerade vor mich. Weil er einen ganzen Kopf hoch größer war, als ich: so blieb mir kein anderes Mittel übrig, als daß ich mich ganz auf die Seite beugen mußte, wenn ich sehen wollte. Das war wohl der Mühe werth, daß ich so zeitig gekommen war, und so vielmal die Stelle verändert hatte. Indessen em-

uns vorgeschrieben haben; denn Sie wissen gar wohl, daß wir keinem Satze glauben sollen, wofern er nicht ein Axioma oder ein Grundsatz ist.

Frl. Luise.

Erlauben Sie mir, daß ich Sie fragen darf, was ein Axioma oder Grundsatz ist? Ich verstehe das Wort nicht recht.

Madem. Gut.

Ich hätte es Ihnen zuerst erklären sollen, so wie viele andere Wörter, die den Wissenschaften eigen sind, und die man daher Kunstwörter nennet. Sie werden solche an vielen Stellen antreffen; und wenn Sie dieselben nicht verstehen, so werden sie sehr angenehme Sachen nicht recht begreifen können. Ueber dieses will ich meine Lehrstunden dadurch anmuthig machen, daß ich zuweilen ein Bißchen Naturlehre mit einmische; nur ein ganz kleines Bißchen, meine lieben Kinder; denn ich weis selbst nicht gar zu viel davon. Ich will Ihnen aber dasjenige mittheilen, was ich davon weis, damit ich dem Fräulein Heftig meine Aufwartung damit mache.

Fräul. Heftig.

Ich bin Ihnen für Ihre Gefälligkeit sehr verbunden; und ich will Ihnen meine Aufwartung auch damit machen, daß ich Ihnen sage, Sie haben schon über die Hälfte von Ihrer Wette gewonnen.

Madem. Gut.

Wie, mein Schatz? Sie hassen mich also nicht mehr? weder mich noch meine Lehrstunden?

Fräul.

Fräul. Heftig.

O ich bin noch weiter gekommen, als das; denn ich fange auch an, Sie recht lieb zu haben: ich will Sie aber nicht unterbrechen. Sagen Sie uns denn, was ein Grundsatz oder Axioma ist.

Madem. Gut.

Es ist eine so klare Wahrheit, daß man sie nicht in Zweifel ziehen kann, wenn mannicht dem Lichte der gesunden Vernunft entsagen will; eine Wahrheit, die ein Kind von vier Jahren begreifen könnte. Hören Sie hier ein Axioma: Was man nicht hat, kann man nicht weggeben. Dieß ist ganz klar, wie Sie sehen. Hier haben Sie einen andern Grundsatz: Das Gegentheil von etwas wahrem ist etwas falsches. Verstehen Sie das wohl, Fräulein Maria?

Fräul. Maria.

Recht vortrefflich, meine liebe Gut. Dieses schwere Wort Axioma hatte mich ganz erschrecket; und indessen sehe ich doch, es ist das allerleichteste zu begreifen. Wenn es wahr ist, daß Sie in diesem Zimmer sind: so ist es nicht wahr, daß Sie abwesend sind. Ihre Gegenwart allhier ist eine Wahrheit. Ihre Abwesenheit, welche das Gegentheil von dieser Wahrheit ist, ist eine Lüge.

Frl. Luise.

Meine liebe Gut, ist es nicht auch ein Axioma oder ein Grundsatz, daß, wenn der Hauptsatz wahr ist, seine Folge nicht falsch seyn kann?

Madem. Gut.

Ja, mein Fräulein; wir haben es neulich erkläret. Hier haben Sie noch einen Grundsatz:

Das Theil ist nicht so groß, als das Ganze.

Jungfer Miekchen.

Ich verstehe das nicht, meine liebe Gut.

Fräul. Charlotte.

Mein Gott, wie dumm Sie doch sind! Sehen Sie nicht, daß dieses Stück Holz, welches den Fuß dieses Tisches ausmachet, ein Theil davon ist; und daß es nicht so groß ist, als der ganze Tisch? Man muß — Ach, meine liebe Gut, wie Sie mich ansehen! Ich habe eine Thorheit begangen; ich sehe es wohl. Ich bin meiner lieben Jungfer Miekchen unhöflich begegnet. Ich bitte Sie um Verzeihung, meine liebe Freundinn; es ist mir so herausgefahren.

Jungfer Miekchen.

Solche Grobheiten fahren Ihnen immer so heraus; und Sie glauben, Sie können damit los kommen, daß Sie die Leute um Verzeihuug bitten.

Madem. Gut.

Sie ärgern mich, mein Schatz; muß man unter guten Freundinnen so empfindlich seyn? Ich habe Ihnen mehr Verstand zugetrauet.

Jungfer Miekchen.

Sie sehen nicht alles, meine liebe Gut; das geschieht ihr des Tages wohl zehnmal; und ich bin es endlich überdrüßig.

Fräul. Charlotte.

In Wahrheit, meine liebe Gut, Sie hat Recht. Indessen könnte ich doch schwören, daß ich niemals die Absicht gehabt habe, sie zu kränken; es ist eine böse Angewohnheit.

Madem. Gut.

Sie werden sich davon bessern, mein Schatz; und ich hoffe, Jungfer Miekchen werde sich auch bessern, und nicht mehr alles so übel nehmen. Kommen Sie, umarmen Sie Ihre Gespielinn, mein liebes Kind; und wenn Sie klug sind, so werden Sie sich über das sehr schämen, was Ihnen begegnet ist; denn es ist sehr garstig.

Jgfr. Miekchen.

Ich weis wohl, Sie werden dem Fräulein allezeit Recht geben; denn sie haben es lieber, als mich.

Madem. Gut.

Kommen Sie her, mein armes Miekchen; Sie sagen, ich habe das Fräulein Charlotte lieber, als Sie; und Sie haben Recht. In diesem Augenblicke liebe ich es mehr, als Sie; weil es viel liebenswürdiger ist: das ist ganz natürlich. Setzen Sie sich an meine Stelle, und sehen Sie zu, ob Sie nicht eben das thun würden. Das Fräulein hat einen Fehler gemacht, das ist wahr: allein, es ist ein Fehler der Unbesonnenheit; es dachte nicht daran. So bald ich ihm solchen dadurch gewiesen habe, daß ich es nur angesehen: so hat er ihm sehr leid gethan, und es hat Sie um Verzeihung gebethen. Erwägen Sie nunmehr den Fehler, den Sie gemacht haben; und Sie werden sehen, er ist viel größer, als ihrer. Sie hat zu Ihnen gesaget, Sie wären dumm; es kam nur auf Sie an, daß Sie ihr zeigeten, sie irrete sich, und Sie hätten Verstand, weil Sie über die Beschimpfung, die sie Ihnen sagete, nicht böse würden. Sie haben uns aber Gegentheils vielmehr

gezeiget, daß Sie wirklich dumm wären. Denn man muß dumm seyn, wenn man zur Unzeit böse wird. Darauf sind Sie ihr unhöflich begegnet. Sie haben ihr mit einer gröbern Beschimpfung geantwortet, als sie Ihnen gesaget hatte. Sie hat aber Ihrem bösen Beyspiele gar nicht nachgeahmet, sondern vielmehr zugegeben, daß sie Unrecht gehabt hat; und weil ich ihr Gerechtigkeit wiederfahren lasse, so sagen Sie mir auch Schmähworte. Sie geben vor, ich sey parteyisch, ich handele aus Eigensinne, aus Phantasie, mit einem Worte, ich sey ungerecht. Sollte ich nicht Recht haben, darüber auch meiner Seits böse zu werden, so wie Sie zu schmollen, und einen heimlichen Unwillen wider Sie zu behalten? Indessen verzeihe ich Ihnen doch; warum wollen Sie denn Ihrer Gespielinn nicht verzeihen?

Jungfer Miekchen.

Ja, meine liebe Gut, Sie haben Recht; ich bin ein unvernünftiges Mägdchen; ich bitte Sie und das Fräulein Charlotte recht sehr um Verzeihung; und ich ersuche Sie, seyn Sie doch ja nicht böse auf mich.

Madem. Gut.

Und warum sollte ich böse auf Sie seyn? Sie haben mir ja nichts zu Leide gethan; sondern Sie haben es vielmehr sich selbst gethan: ich kränke mich also nur Ihrentwegen, mein liebes Kind: ich tröste mich aber auch, weil Sie Ihren Fehler erkannt haben. Wir wollen nicht mehr davon reden, sondern unsern Unterricht fortsetzen.

Sie

Sie begreifen jetzo, was ein Grundsatz ist; und wir haben gesaget, man müßte nichts glauben, als was ein Axioma oder Grundsatz wäre. Das Fräulein Luise hat angemerket, die Folge aus einem wahren Hauptsatze wäre ein Grundsatz, und wir könnten also nicht zweifeln, der Mensch wäre erschaffen, glückselig zu seyn; weil diese Wahrheit eine Folge von derjenigen ist: es ist ein unendlich vollkommener Gott. Wir haben auch erkläret, was die Glückseligkeit sey; und wir haben gesaget, sie sey ein Zustand, worinnen der Mensch nichts fürchte und nichts verlange: wir haben solches aber nicht bewiesen. Wir wollen nun sehen, ob wir es werden beweisen können. Lassen Sie hören, Fräulein Geistreich, ob Sie bisher glückselig gewesen sind, und was Sie verhindert hat, solches zu werden.

Fräul. Geistreich.

Ich bin gegenwärtig eben nicht sehr unglücklich, meine liebe Gut. Ehe ich Sie aber kannte, war ich sehr unglückselig; denn ich wünschete eifrigst, daß ich gelobet und hochgeschätzet würde, und ich nahm sehr oft wahr, daß mich jedermann hasete, und verachtete. Jetzo wünsche ich die Lobsprüche noch ein wenig, aber nicht gar zu viel: ich habe also auch nur einen kleinen Verdruß, wenn man mich nicht lobet. Ich habe aber etwas anders, welches mich sehr martert. Dieß ist die Begierde, älter zu seyn, damit ich zu den Assembleen, auf den Ball und in die Komödie gehen könne. Ich weine zuweilen ganz allein, wenn Mama von einem schönen Trauerspiele redet, welches sie angesehen hat;

und ich sage: Wenn wird doch die Zeit kommen, daß es in meiner Macht stehen wird, alle Tage dahin zu gehen?

Madem. Gut.

Sie waren also vergangene Woche wohl vollkommen vergnügt, da Sie in der Komödie gewesen waren?

Fräul. Geistreich.

Nein, meine liebe Gut. Ich war zwar vergnügt, daß ich da war: ich fand aber, daß die Komödie viel zu kurz war; und ich betrübete mich darüber, daß ich nicht den andern Tag wieder hinein gehen konnte; und als dieser andere Tag gekommen war, so sah ich mich so verdrüßlich, so höchst traurig, daß mir alles misfiel, was ich that.

Madem. Gut.

Und wenn Ihre liebe Mama Sie alle Tage in die Komödie führete; glaubeten Sie wohl, daß Sie vollkommen vergnügt seyn würden?

Fräul. Geistreich.

Ich habe noch viele andere Begierden, meine liebe Gut; ich würde auch wünschen, daß ich auf den Ball gehen, in den großen Garten fahren dürfte. Mit einem Worte, ich habe so viele Begierden, daß, wenn die eine gestillet ist, die andere wieder anfängt, mich zu martern.

Madem. Gut.

Waren Sie auch so, wie das Fräulein Geistreich, in ihrem Alter, Fräulein Luise?

Fräul. Luise.

Eben so, meine liebe Gut. Ich glaubete, ich würde

würde vollkommen glücklich seyn, wenn ich mit der gnädigen Frau überall hingehen könnte.

Madem. Gut.

Und vermuthlich sind Sie jetzo sehr glücklich, da Ihre Begierden erfüllet sind?

Fräul. Luise.

Daran fehlet noch viel, meine liebe Gut; es geschieht oftmals, daß eben diejenigen Sachen mir zuwider werden, die ich so sehr gewünschet habe, und es giebt andere, die ich nicht haben kann, wornach mich sehr verlanget.

Madem. Gut.

Wollten Sie mir wohl sagen, mein Fräulein, ob Sie deswegen unglückselig sind, weil Sie nicht Königinn in Polen sind?

Fräul. Luise.

Nein, meine liebe Gut; denn ich habe niemals gewünschet, solche zu werden.

Madem. Gut.

Und halten Sie sich nicht für unglückselig, daß Sie nicht ein ganz mit Diamanten besetztes Kleid haben?

Fräul. Luise.

Nein, ich habe niemals so viele begehret: ich gestehe es Ihnen aber, meine Schwägerinn hat eine Zitternadel, die mir unendlich gefällt; und diese unglückselige Zitternadel läuft mir im Kopfe herum und verursachet mir einen wahren Verdruß, weil ich nicht eben so eine haben kann.

Madem. Gut.

Merken Sie es doch wohl an, meine lieben Fräulein, Ihren Verdruß verursachen eben nicht

die

die Sachen, die in der Welt sind, sondern die Begierden, die in ihrem Herzen sind. Sie haben die diamantene Zitternadel Ihrer Frau Schwägerinn eben so wenig nöthig, als aller Diamanten in der ganzen Stadt. Warum machet Ihnen denn jene Unruhe; und warum lassen diese Sie ruhig? Darum, weil Sie sich haben einkommen lassen, die erste zu wünschen, und niemals daran gedacht haben, die andern zu begehren, so wenig als die polnische Krone. Wenn man Sie vergnügt machen will: so bedarf es eben nicht, daß man Ihnen die Zitternadel gebe, die Sie nicht nöthig haben, und um die Sie sich nicht viel bekümmern würden, wenn Sie solche hätten: es brauchet nur, daß man Ihnen die Begierde darnach aus Ihrem Herzen nehme; sie ist es allein, die Sie martert.

Fräul. Lucia.

Erlauben Sie mir, meine liebe Gut, daß ich einen Fall setzen darf. Wenn uns unsere Begierden martern, weil wir sie nicht erfüllen können: so würde ein Mensch vollkommen glückselig seyn, wenn er nach dem Maaße, wie er etwas wünschete, es erhalten könnte. Er würde Herr von allem seyn, was in der Welt ist; was könnte er weiter wünschen?

Madem. Gut.

Alexander, welcher ein sehr ehrgeiziger Herr war, machete sich Rechnung, die ganze Welt zu erobern. Sie glauben vielleicht, diese Hoffnung erfüllete seine Begierden? O nein, meine Fräulein. Er betrübete sich darüber, daß die Welt gar zu klein wäre, und er wünschete, daß es noch andere Welten

gäbe,

gäbe, damit er sie nachher erobern könnte. Ich will gleichwohl setzen, dieser Herr hätte nichts weiter zu wünschen gehabt; alsdann würde er über die Muße seines Herzens verdrüßlich geworden seyn; und über dieses würde er von der Furcht, die Welten zu verlieren, seyn gemartert worden.

Frl. Luise.

Das ist ein Widerspruch, meine liebe Gut. Sie sagen, unsere Begierden machen unsere Unglückseligkeit. Sie sagen auch, ein Mensch, der keine Begierden hätte, würde verdrüßlich darüber werden, daß er nichts mehr zu begehren hätte. Es werden also der Mensch, welcher begehret, und der Mensch, welcher nicht begehret, auf gleiche Art unglücklich seyn. Es ist also nicht wahr, daß der Mensch zur Glückseligkeit erschaffen ist, und daß er glücklich werden kann?

Madem. Gut.

Das heißt richtig urtheilen und schließen, mein Fräulein. Wir wollen sehen, ob ich mich aus diesem Einwurfe werde herauswickeln können.

Anfänglich brauchet es nicht, daß man an einem Grundsatze zweifele; das würde lächerlich seyn. Es ist ganz ausgemacht, daß der Mensch erschaffen worden, glücklich zu seyn. Diese Wahrheit ist die Folge von derjenigen, es ist ein unendlich vollkommener Gott. Es müssen also meine andern Sätze untersuchet werden.

Ich habe gesaget, unsere Begierden hinderten uns, glückselig zu werden, und ich wiederhole es, weil es nicht möglich ist, daß wir alle Gegenstände unserer Begierden erhalten können.

Ich

Ich sage auch noch, wenn wir alle unsere Begierden erfüllen könnten, so würden wir doch nicht glückselig seyn; es würde unserm Herzen verdrüßlich fallen, daß es nichts mehr zu wünschen hätte. Fiele es ihm nun verdrüßlich, daß es nichts mehr zu wünschen hätte: so geschähe es, weil ihm etwas fehlen würde, welches es gern kennen wollte, damit es solches hernach wünschen könnte, weil es mit demjenigen nicht zufrieden ist, was es hat.

Frl. Lucia.

Das ist klar. Wenn es mit demjenigen zufrieden wäre, was es besitzt: so würde es nicht suchen, etwas zu wünschen. Ich fange an, die Ursache davon zu errathen, meine liebe Gut. Kömmt es nicht daher, weil das Herz des Menschen so groß ist, daß, wenn man auch alle Güter der Welt zusammen brächte, ihrer doch noch nicht genug seyn würden, es zu erfüllen? Es kömmt mir vor, mein Herz ist wie ein Kind, welches weinet, weil es alles haben will, was es sieht. Man giebt ihm eine Sache; es ergreift sie begierigst, sieht sie an, drehet sie auf allen Seiten herum, und wirft sie darauf mit Verachtung auf die Erde, und fängt wieder an zu weinen, weil es etwas anders haben will, woraus es hernach nicht mehr Werkes machet.

Madem. Gut.

Diese Vergleichung ist vortrefflich, mein Schatz; Sie sehen da das Ebenbild unsers Herzens.

Frl. Luise.

Ich gestehe es, mein Herz gleicht diesem Kinde: geben Sie aber auch zu, meine liebe Gut, daß wir

nicht

nicht zur Glückseligkeit erschaffen sind, weil nichts sie uns verschaffen kann?

Madem. Gut.

Nein, meine Fräulein, wir würden niemals glückselig seyn, wofern wir nicht einen Gegenstand finden könnten, der weit größer ist, als unser Herz, bey dem es nur auf uns ankömmt, daß wir ihn besitzen können; und in welchem wir alle Augenblicke etwas neues finden können, neue Begierden zu erregen, welchen genug zu thun auch stets in unserer Gewalt seyn würde. Kaum werden wir also einen Wunsch gethan haben, so wird er erfüllet seyn, und durch einen andern abgelöset werden, der eben so leicht zu erfüllen ist.

Frl. Luise.

Ich sehe nur Gott, welcher größer ist, als unser Herz; weil unser Herz größer ist, als die ganze Welt.

Madem. Gut.

Es ist auch nur Gott, welcher uns in Ewigkeit vollkommen glücklich machen kann, und dessen Besitz unsere Glückseligkeit in diesem Leben anfangen kann.

Fräul. Sturm.

Allein, wie kann man Gott in diesem Leben besitzen?

Madem. Gut.

Damit Gott Ihr Herz erfüllen könne, so müssen Sie es zuerst von allem dem ausleeren, was darinnen ist. Man muß den Ehrgeiz, den Stolz, den

Geiz

Geiz und alle die andern Leidenschaften daraus verjagen, die es anfüllen, und welche Gott verhindern, darinnen Platz zu nehmen. Wenn Sie alle die unordentlichen Leidenschaften daraus verjagen, welche alle die unordentlichen Begierden hervorbringen: so werden sie alle Hinderniſſe der Glückseligkeit verjagen. Aus allem diesen muß man schlieſſen, daß meine Erklärung von der Glückseligkeit nicht richtig gewesen; nnd ich muß sie also noch einmal verbessern und sagen:

Die Glückseligkeit ist ein Zustand, worinnen das Herz keine Begierde heget, welcher es ohne Furcht vor dem Ekel genug zu thun nicht im Stande ist.

Fräul. Lucia.

Ich würde geschworen haben, die andere Erklärung der Glückseligkeit wäre die wahre; und sie war es indessen doch nicht. Ich begreife wirklich, wie nöthig es ist, die Sachen zu untersuchen, die am sichersten zu seyn scheinen; und nichts machet mir mehr Vergnügen, als wenn ich denke, daß ich werde gewiß seyn können, die Wahrheit zu finden.

Madem. Gut.

Die Wahrheit ist die Nahrung des Geistes und das Vergnügen, welches man bey ihrer Entdeckung findet, übertrifft dasjenige weit, was man in den kindischen Zeitvertreiben der Welt suchet, Sie werden es dereinst erfahren, mein Schatz; und Sie werden sehr erstaunen, wie Sie Ihre Zeit mit unnützen Dingen haben verschwenden können, da Sie eine Ergötzung vor sich gehabt,

welche

welche einem vernünftigen Geschöpfe so anständig ist. Aber unser Unterricht ist sehr ernsthaft gewesen; man muß ihn ein wenig munterer machen. Fräulein Sturm, seyn Sie doch so gütig, und erzählen uns, was Sie gestern aus dem Abentheurer *) übersetzet haben.

Fräul. Sturm.

Meine Fräulein, es erzählet ein Mann darinnen seine Geschichte selbst; ich werde ihn also reden lassen.

Ich bin in einer Provinz von England geboren, die hundert und funfzig Meilen von der Hauptstadt entfernet ist. Ich ward im zwanzigsten Jahre Herr von einem guten Vermögen, und dachte so gleich, mich zu verheurathen. Ich fand eine Frau von meinem Stande, von meiner Gemüthsart, und mit einem Vermögen, welches dem meinigen gleich war. Sie hat mir drey Kinder zur Welt gebracht, die ich sehr lieb habe; und ich fand mich mitten unter meiner kleinen Familie weit glückseliger, als ein König. Ich hatte eine hübsche Bibliothek, und brachte die ganze Zeit, da ich nicht bey meiner Frau und bey meinen Kindern war, mit Lesen zu. Ob ich gleich eine Neigung zu allen Arten von Schriften überhaupt habe: so hatte ich doch eine besondere Neigung zu den poetischen, und vornehmlich zu den dramatischen. Ich war auf

*) Eine englische wöchentliche Sittenschrift The Adventurer genannt.

auf das Lesen der Trauerspiele des Shakespears*) ganz erpicht; ich las sie ohne Aufhören wieder; und ich dachte zuweilen, die Leute, die zu London lebeten, wären höchst glücklich, weil sie zuweilen in die Komödie gehen könnten, wo man so schöne Sachen vorstellete.

Dieser Gedanken, der mir sehr oft wieder einkam, wurde eine Begierde, und so gar eine heftige Begierde. Allemal aber, wenn man eine heftige Begierde hat, der man nicht genug thun kann, so ist man nicht mehr im Stande, diejenigen Vergnügungen zu schmecken, die man vor sich hat. Alles wird abgeschmackt. Ich befand mich also sehr elend. Es ist wahr, es stund in meiner Gewalt, ich konnte nach London gehen; niemand würde mich daran verhindert haben. Meine Vernunft aber widersetzete sich in Wahrheit dieser Reise; und ich würde mich geschämet haben, hundert und funfzig Meilen zu reisen, bloß um eine Komödie spielen zu sehen.

Ich trug mein Uebel zwey Jahre lang; und alle Welt fand mich nicht mehr kenntlich; so sehr war ich schwermüthig und träumerisch geworden. Nach Verlaufe dieser Zeit vernahm ich, es wäre eine von meinen Muhmen in London gestorben, die mich zu ihrem Erben eingesetzet hätte; und es wäre nöthig, daß ich eine Reise dahin thäte, damit ich die Sachen wegen dieser Erbschaft in Ordnung brächte. Ich empfand eine unaussprechliche Freude, da ich diese Nachricht erhielt, welches jedermann in Verwunderung setzete. Man wußte, daß ich bisher

unei-

*) Ein berühmter englischer Dichter, von dem man viele Bände Schauspiele hat, die von dem Herrn Wieland nunmehr ins Deutsche übersetzet sind.

uneigennützig gewesen war; und man konnte nicht begreifen, woher mich eine Vergrößerung des Vermögens dergestalt entzücken könnte. Ich empfand einen wahren Verdruß darüber, daß man mich für einen Geizigen hielt: indessen konnte ich mich doch nicht entschließen, den wahren Bewegungsgrund meiner Freude anzuzeigen; denn wie ein französischer Schriftsteller sehr wohl saget, so sind wir eifersüchtiger über unsern Geist, als über unsere Sitten, und wir wollen lieber für lasterhaft, als für lächerlich, gehalten werden.

Dieses begegnete mir wenigstens bey dieser Gelegenheit. Ich ließ einen jeden denken, was er wollte; ich beschäfftigte mich nur, meine Abreise zu beschleunigen. Kaum ließ ich meiner Frau Zeit, daß sie einige Hemden in einen Mantelsack packen konnte; und ob ich gleich meine Familie zärtlich liebete, so wurde ich dennoch der Thränen nicht gewahr, welche sie vergoß, da sie mich zu Pferde steigen sah. Ich ritt Tag und Nacht fort, und sah nichts von allem, was auf dem Wege war. Ich war nur mit dem Schauspiele beschäfftiget, welches ich sehen wollte; und so bald ich von dem Pferde stieg, fragete ich den Wirth in dem Gasthofe, um welche Zeit man das Komödienhaus aufmachete.

„Um fünf Uhr, antwortete er mir; es ist nur „erst eilfe; und Sie werden sich also noch sechs „Stunden gedulden müssen.„

„Der Henker! sagete ich bey mir selbst; das „Thier redet von sechs Stunden als von sechs Minuten, und glaubet, man habe sonst nichts zu „thun, als sich zu gedulden.„

Ich glaube, ich würde diesen Menschen haben prügeln können; es dünkete mich, er wäre Ursache, daß man die Thüre so spät eröffnete. Ich mußte mir es doch gleichwohl gefallen lassen, seinem Rathe zu folgen. Ich speisete mit eben so vieler Eilfertigkeit, als wenn man nur auf mich gewartet hätte, damit man anfangen könnte. Meine Ungeduld nahm immer mehr zu, so wie die Zeit heranrückete; und ich schimpfete auf einen Balbier, nach dem ich geschicket hatte, daß er mir den Bart putzen sollte, und sagete ihm es alle Augenblicke vor, er würde machen, daß ich die Eröffnung der Komödie versäumete. Ich sah alle Minuten nach meiner Uhr, und konnte mir nicht einbilden, daß die Langsamkeit, womit sie gienge, natürlich wäre. Kurz, ich that alles, was ein Unsinniger thun kann, und ließ alle Leute in dem ganzen Hause in der festen Ueberredung, ich müßte verrücket im Kopfe seyn.

Ich begab mich gleich mit dem Schlage vier nach der Komödie; und weil sie nur erst um fünf Uhr aufgemacht wurde, so hatte ich alle Zeit, mir die Lippen zu zerbeißen, indem ich in die Länge und in die Breite herum spatzierete. Nunmehr fluchete ich in allem Ernste auf den Thorwärter, und glaubete steif und fest, es geschähe mit allem Fleiße, daß er viel später käme, als sonst ordentlich. Endlich wurde doch diese Thüre eröffnet. Ich gieng oder vielmehr ich stürzete hinein: allein, ich mußte, wider meinen Willen, langsam gehen; es war noch kein Licht da, und ich lief Gefahr, mir den Hals zu brechen; denn man sieht

ganz und gar nichts, wenn man aus dem hellen Lichte in einen dunkeln Ort kömmt. Nach Verlaufe einiger Minuten, erlangete ich das Gesicht wieder, und warf die Augen begierig auf den Ort, wo ich mich zu befinden, so lange gewünschet hatte. Ich beschäfftigte mich unterdessen, daß ich auf die Vorstellung des Stückes wartete, so lange damit, daß ich mir den besten Platz aussuchete, wo ich am bequemsten sehen könnte. Ich glaube, daß ich ihn wohl zwanzigmal veränderte, und endlich nur aus Müdigkeit einen gewiß einnahm.

Unter dieser Zeit kamen die andern Leute zusammen und schienen meine Ungeduld mit mir zu theilen. Einige drücketen sie durch Schreyen aus; andere dadurch, daß sie mit ihren Stöcken auf die Bänke stießen; einige pfiffen; an einem andern Orte stampfete man mit den Füßen. Kurz, alle zusammen macheten ein so betäubendes und unangenehmes Geräusch, daß ich davon gelaufen seyn würde, wenn ich nur eine mittelmäßige Begierde gehabt hätte, das Stück zu sehen.

Endlich kam der Augenblick, wo es anfangen sollte; und gleich eben da man den Vorhang aufzog, sieh da, so stellet sich ein Mensch von einer übermäßigen Größe und Dicke gerade vor mich. Weil er einen ganzen Kopf hoch größer war, als ich: so blieb mir kein anderes Mittel übrig, als daß ich mich ganz auf die Seite beugen mußte, wenn ich sehen wollte. Das war wohl der Mühe werth, daß ich so zeitig gekommen war, und so vielmal die Stelle verändert hatte. Indessen em-

pfand ich doch diese Beschwerlichkeit nur sehr wenig. Der Komödiant hatte den Auftritt eröffnet; meine Seele war in meine Augen und in meine Ohren gegangen; alle meine andern Sinne waren fast ganz zernichtet.

Ich kam nicht eher, als zu Ende des ersten Aufzuges, wieder zu mir selbst. Nunmehr zog ich mich wegen des Vergnügens zur Rechenschaft, welches ich genossen hatte. Es war in Wahrheit groß: es kam aber mit demjenigen in keine Vergleichung, welches ich gehoffet hatte. Diese fehlgeschlagene Hoffnung brachte einen Widerwillen hervor; und dieser Widerwillen ließ mir noch so viel kaltes Geblüt, daß ich das Stück untersuchen und die Fehler desselben bemerken konnte. Es hatte ihrer viele; und ich murrete also wider den Verfasser, wider die spielenden Personen, wider den Theatermeister und wider den Schneider. Keiner hatte, wie mich dünkete, die Vollkommenheit erreichet, wozu er hätte gelangen können, damit das Schauspiel vortrefflich geworden wäre.

Das Nachspiel brachte noch andere Unannehmlichkeiten mit sich. Es war eine zwar ganz artige Pantomime, deren Inhalt aber, so viel man aus den Gebärden der spielenden Personen davon urtheilen konnte, sehr unehrbar war. Ich hätte indessen doch gern alle meine Aufmerksamkeit darauf wenden wollen. Weil sie aber bey mir eine Menge böser Gedanken erregete, und ich mich nicht dadurch verdammen wollte, daß ich mich dabey aufhielte: so war ich nun beschäfftiget, sie

zu verwerfen; so daß ich nicht die Hälfte von dieser Pantomime sah, wo mein Gewissen mich zwang, alle Augenblicke die Augen zu zu thun. Sie endigte sich, und ich kam traurig wieder nach meiner Herberge. Es war mir wohl tausendmal begegnet, daß ich mich ohne Verdruß allein befunden. Da ich aber aus diesem Gewirre heraus kam: so schien mir mein Zimmer eine wahre Einöde zu seyn, die ich unerträglich fand. Mitten in meiner übeln Laune machete ich folgende Betrachtung.

Ist meine Geschichte nicht der meisten Menschen ihre? Eine junge Person von vierzehn oder funfzehn Jahren höret von dem Schauspiele der Welt reden. Sie brennet vor Begierde, solchem beyzuwohnen, und bemühet sich, den Augenblick dazu zu beschleunigen. Sie kömmt endlich in die Versammlungen. Was für Aufmerksamkeit! Was für Sorgfalt, sich einen guten Platz zu verschaffen, damit sie sehen und auf die beste Art ihrer Eitelkeit zu schmeicheln gesehen werden könne! Allein, wenn sie glaubet, es sey ihr geglücket, einen solchen Platz zu finden: so kömmt eine weit größere Person an, als sie; das ist eine weit schönere, besser gebildete, geistreichere, die mehr Gaben besitzt. Diese bemächtiget sich aller Blicke, richtet alle Augen auf sich, verdecket sie; und damit sie nur etwas von der Seite an denen Orten gesehen werde, wo sich diese gefährliche Nebenbuhlerinn einfindet, so muß sie sich die Marter anthun, und in der allergezwungensten Stellung seyn, damit sie nur wenigstens es dahin bringe, daß sie die Be-

wunderung und Blicke theile. So hart auch der Zwang seyn mag, den sich eine junge Person bey dergleichen Gelegenheit auflegt: so tröstet sie sich deswegen doch, und erträgt ihn mit der Hoffnung des Vergnügens, welches sie erwartet.

Wie groß aber ist nicht ihr Erstaunen und ihr Verdruß! Dieses Vergnügen ist demjenigen nicht gemäß, was sie erwartete. Sie findet nicht die Hälfte, nicht das Viertheil von dem, was sie sich versprochen hatte. Sie betrübet sich deswegen und fängt an, einen Ekel an einer Welt zu bekommen, die so vieles fordert und so wenig giebt. Dieser Ekel aber bringt nur gar zu oft, nicht eben eine Neigung zur Einsamkeit hervor, sondern läuft darauf hinaus, daß er durch die Kenntniß der Fehler des Stückes und derjenigen, die es spielen, das ist, durch die Zufälle des Lebens, die schlechte Redlichkeit gleichgültiger Personen, die Undankbarkeit der Freunde, ein übel aufgeräumtes Wesen verursachet. Man wird auf der einen Seite betrogen; man wird auf der andern betrogen. Man ist gezwungen, an dieses Verdrüßlichkeit Theil zu nehmen, jenes Ungerechtigkeit zu leiden: das ist aber noch nicht alles. Dieses Schauspiel oder diese Pantomime der Welt, welche gar nicht zur Belustigung dienet, ist noch dazu ärgerlich. Alles, was man sieht, alles, was man höret, geht auf Böses. Derjenige, welcher die Furcht des Herrn hat, befürchtet, er möchte sich mitten in diesem Schmutze besudeln; man muß stets widerstehen, stets kämpfen. Hier muß man die Augen zuthun, dort die Ohren zuschliessen,

sen, fast allezeit seine Zunge zurückhalten. Was für ein Elend! Endlich endiget sich das Stück. Die Nacht, das ist, das Alter, kömmt heran. Was bleibt von dem Schauspiele übrig? Wenig Vergnügen, viel Verdruß, gegenseitige Begierden, schmerzhafte Gewissensbisse. Glücklich sind diejenigen, welche, wie ich, gleich durch die erste Vorstellung abgeschrecket werden, mit guter Art ihre Partey ergreifen und meinem Beyspiele folgen!

Ich wurde nicht mehr gereizet, noch einmal wieder in die Komödie zu gehen; und nachdem ich jemanden meine Angelegenheiten aufgetragen hatte, so nahm ich den andern Tag gleich meinen Weg wieder nach Hause, welchen ich mit eben so vieler Eilfertigkeit zurücklegete; und ich kam daselbst mit eben so großer Freude wiederum an, als ich gehabt hatte, davon wegzureisen.

Fräul. Lucia.

Gestehen Sie nur, meine liebe Gut, daß dieses meine Geschichte ist. Ich habe große Lust, dem Beyspiele dieses Mannes zu folgen, und bey der ersten Vorstellung davon zu gehen.

Madem. Gut.

Sachte, mein Fräulein! Die Trägheit verkleidet sich zuweilen in den Ekel der Welt. Dieses erfordert einige Betrachtungen. Wir wollen sie das nächste Mal zusammen anstellen, wenn wir mit einander besonders sprechen werden.

Jgfr. Sophie.

Sprechen Sie denn diese Fräulein zuweilen besonders, meine liebe Gut?

Madem. Gut.

Warum thun Sie diese Frage an mich, mein Schatz?

Jgfr. Sophia.

Weil ich seit einigen Tagen fast vor Begierde sterbe, mit Ihnen ganz allein zu sprechen. Ich habe es mich aber nicht unterstanden, und Sie um diese Gefälligkeit ersuchen wollen.

Madem. Gut.

Bald hätte ich Lust, böse zu werden, mein Schatz. Vergessen Sie, daß ich Ihre Freundinn bin, und Sie mit mir frey umgehen sollen? Warum bedienen Sie sich der Redensart, ich habe es mich nicht unterstanden? Sie schicket sich unter guten Freundinnen nicht. Sagen Sie mir stets ohne Umstände, was Sie wünschen; und wenn ich es nicht werde thun können, so werde ich Ihnen aufrichtig die Ursachen sagen, die mich davon abhalten werden. Seyn Sie ein für allemal in allem Ernste fest überzeuget, daß ich kein größeres Vergnügen auf der Welt habe, als Ihnen zu Gefallen zu seyn, wenn Sie gut sind. Behalten Sie das wohl, Jungfer Sophia, und kommen Sie das nächste Mal bey guter Zeit; ich will Sie von ganzem Herzen gern anhören.

Das IX Gespräch.

Mademoiselle Gut, Jungfer Schönichinn, Jungfer Sophia.

Jgfr. Sophia.

Wollen Sie wohl erlauben, meine liebe Gut, daß meine Schwester hier bey mir ist? Sie weis die Sache auch, wovon ich mit Ihnen reden will.

Madem. Gut.

Wie Sie es wollen, meine lieben Kinder.

Jgfr. Sophia.

Es betrifft zwey junge Frauenzimmer von unsern Freundinnen, welche nicht das Glück haben, Sie zu kennen, und die uns gebethen haben, wir möchten Sie doch zu Rathe ziehen. Die älteste von diesen beyden Schwestern ist die unglückseligste Person von der ganzen Welt. Alle Leute in dem ganzen Hause haben es sich in den Kopf gesetzet, ihre Mutter liebe sie mehr, als ihre andern Kinder; und deswegen können sie solche nicht leiden und thun ihr allen Verdruß an, den sie nur können. Dieses machet ihr vielen Kummer: und ich glaube, sie würde davon sterben, wenn ihre Schwester sie nicht tröstete.

Jgfr. Schönichinn.

Merken Sie auch an, meine liebe Gut, daß diese jüngere Schwester sehr unbesonnen ist, und

wenn sie sieht, daß ihre Magd oder die andern Bedienten keine vernünftige Ursache annehmen wollen, so schicket sie solche fort und hält sich über sie auf. Sie saget oftmals zu ihrer ältern Schwester, sie sey recht dumm, daß sie sich über die Reden solcher Leute betrübe. Allein, sie mag ihr immerhin dieserwegen Vorstellung thun; es tröstet sie nichts, und sie bringt einen Theil der Nacht mit Weinen zu.

Madem. Gut.

Sie müssen dieses Frauenzimmer doch recht lieb haben, meine liebe Sophia; denn Sie weinen wirklich über den Kummer, den es hat. — Wollen Sie mir wohl erlauben, daß ich den Namen dieser beyden Frauenzimmer errathe?

Jgfr. Sophia.

Ja, meine liebe Gut.

Madem. Gut.

Nun wohl, ich rathe, sie heißen Sophia und Schönichinn. Aber sagen Sie mir doch, meine lieben Kinder, warum haben Sie mir nicht gleich Anfangs gesaget, daß Sie von sich redeten?

Jgfr. Sophia.

Ich schämete mich, daß Sie erfahren sollten, man hätte mich nicht lieb. Mich dünket, dieß ist das größte Unglück von der Welt. Wie haben Sie es doch errathen können, daß ich von uns redete?

Madem. Gut.

Das war nicht sehr schwer. Ich kenne Ihre Gemüthsart so gut, daß ich bey demjenigen, was Sie betrifft, nicht kann betrogen werden.

Jgfr.

Jgfr. Schönichinn.

Ach mein Gott, meine liebe Gut! ich wollte wünschen, daß ich meine Gemüthsart kennete! Ich würde Ihnen sehr verbunden seyn, wenn Sie mir meine Abschilderung machen wollten.

Madem. Gut.

Sie haben gute Ursache, solches zu wünschen, meine lieben Kinder. Dieß ist die allernothwendigste Wissenschaft. Wie könnten wir uns ohne diese Wissenschaft von denen Fehlern bessern, die wir nicht lernen würden? Ich will Ihnen also Ihre Abschilderung machen, meine liebe Schönichinn.

Jgfr. Sophia.

Warum fangen Sie nicht bey mir an, meine liebe Gut? Sie wissen, ich bin die älteste.

Madem. Gut.

Ich hätte wetten wollen, daß Sie mir dieses würden gesaget haben, mein Schatz. Sie erinnern sich alle Augenblicke des Rechtes ihrer Erstgeburt gegen Ihre Geschwister. Sie lassen es Ihre Hofmeisterinn und die andern merken, daß Sie des Herzens Ihrer Mutter gewiß zu seyn glauben, und das Recht zu haben denken, sie zu regieren. Wie wollen Sie, daß man Sie bey einer solchen Gemüthsart lieb haben soll?

Jgfr. Sophia.

Sie reden von meiner Gemüthsart, als wenn sie böse wäre. Ich versichere Sie aber, meine liebe Gut, ich habe ein sehr gutes Herz, und ich liebe so gar diejenigen sehr, die mir allen diesen

Verdruß machen. Ich bin nur unglücklich, weil sie mich nicht lieben.

Madem. Gut.

Ich bin verbunden, Ihnen die Wahrheit zu sagen, mein Schatz; weil Sie mir die Ehre erweisen, und mich zu Rathe ziehen: ich hoffe auch, Sie werden so vernünftig seyn, und nicht böse darüber werden. Sie sagen, Sie lieben die andern; und ich fürchte sehr, Sie lieben nur bloß sich selbst.

Jgfr. Sophia.

Sie irren sich, meine liebe Gut; und ich will Ihnen zeigen, daß ich ein gutes Herz habe. Wir haben seit zweyen Jahren eine Hofmeisterinn, die vom Morgen an bis auf den Abend auf mich schmählet. Dem ungeachtet habe ich sie lieb, und ich weine wie eine Närrinn, wenn ich glaube, daß sie böse auf mich ist.

Madem. Gut.

Das ist kein Beweis, daß Sie solche sehr lieb haben, mein Schatz. Dieß zeiget bloß an, daß Sie wünschen, geliebet zu werden; und Sie wollen es auf eine tyrannische Art. Erinnern Sie sich noch des Kopfzeuges, welches Sie neulich gewählet hatten, und für das allerhübscheste von der ganzen Welt hielten. Sie waren den ganzen Tag übel aufgeräumt, weil ich Ihrer Schwester ihres viel hübscher fand. Wenn man Sie vergnügt machen will, so muß man stets so denken, wie Sie, dasjenige lieben, was Sie lieben, und dasjenige hassen, was Sie hassen.

Jgfr.

Jgfr. Sophia.

Ich kann nicht glauben, daß das wahr ist. Ich bin von keiner so übeln Gemüthsart.

Jgfr. Schönichinn.

Nimm dich in Acht, meine liebe Schwester. Unsere liebe Gut kennet uns besser, als wir uns selbst kennen; und wenn ich nicht in Furcht stünde, ich möchte dich böse machen . . . .

Jgfr. Sophia.

Man fraget dich ja nicht darum, Schwester. Wenn meine liebe Gut von deiner Gemüthsart reden wird: so werde ich mich nicht mit darein mengen und mein Gutachten sagen.

Mademoiselle Gut, welche einen kleinen Taschenspiegel herauszieht.

Sie wollen geliebet werden, mein Schatz? Sehen Sie sich doch einmal an, ob Sie diesen Augenblick liebenswürdig sind. Ihre Gesichtsbildung hat sich ganz verändert — Sie drehen die Augen weg; Sie fürchten sich, Ihr Gesicht zu sehen. Sie sollten darauf denken, wie Sie mir Dank dafür sagen wollten: Sie werden aber vielmehr böse auf mich. Wenn ich so, wie Sie, wäre, so würde ich Sie, nach Jhrem Gefallen immerhin schmollen lassen: aber ich habe Sie dazu viel zu lieb. Kommen Sie, umarmen Sie mich gleich den Augenblick — Sie berühren mich ja kaum mit Jhren Lippen, da Sie mich küssen: das steht mir so nicht an. Jch verlange, Sie sollen mich eben so herzlich umarmen und küssen, als Sie

sonst

sonst zu thun pflegen, wenn Sie ein gutes Kind sind: wo nicht — nehmen Sie sich wenigstens in Acht; ich werde Ihnen eine entsetzliche Drohung thun — wo nicht, so will ich Sie gar nicht mehr lieb haben — Nun, so ist es gut, so. Sehen Sie sich jetzt an; Sie sind wiederum artig geworden.

Jgfr. Sophia.

Mein Gott, meine liebe Gut, wie thöricht bin ich doch! Wenn ich meiner bösen Laune gefolget wäre, so hätte ich Sie und meine Schwester vor einem kleinen Weilchen prügeln mögen.

Madem. Gut.

Und wenn Ihnen Ihre Hofmeisterinn so viel gesaget hätte; was würde da geschehen seyn?

Jgfr. Sophia.

Ich bin versichert, wir würden den ganzen Tag über etwas zu zanken gehabt haben; denn in der That, Sie würde nicht so viele Geduld gehabt haben, als Sie; und sie würde mich dadurch, daß sie recht auf mich geschmählet hätte, haben zur Vernunft bringen wollen. In Wahrheit, meine liebe Gut, diese Frau ist unerträglich.

Madem. Gut.

Glauben Sie, daß solche Sie nicht lieb hat?

Jgfr. Sophia.

Verzeihen Sie mir, meine liebe Gut; ich glaube, sie hat mich lieb. Sie trägt viel Sorge für mich, wenn ich krank bin; sie ist bey der geringsten Sache, die mir wiederfährt, sehr unruhig. Ich glaube aber doch, sie hat meine Schwester lieber, als mich.

Jgfr.

Jgfr. Schönichinn.

Du weißt, meine liebe Schwester, sie keift eben so oft mit mir, als mit dir, wenn es auch wahr ist, daß sie mich mehr liebet. Warum machest du es nicht so, wie ich? Anfänglich sage ich ihr meine Ursachen ganz gelassen; und wenn sie solche nicht anhören will, so gehe ich in das andere Zimmer, und lasse sie ganz allein schmählen, ohne daß ich deswegen böse auf sie werde; denn kurz, es ist nun ihre Art so, sie muß schmählen. Sie thut es nicht, daß sie uns dadurch Verdruß machen wolle; und sie glaubet steif und fest, sie habe Recht.

Jgfr. Sophia.

Du bist sehr glücklich, daß du es so machen kannst. Ich für mein Theil aber kann mich des Weinens nicht enthalten, wenn man auf mich schmählet.

Jgfr. Schönichinn.

Ich sage dir ja nicht, daß ich nicht zuweilen eben so große Lust dazu hätte, als du: allein, ich will es sie nur nicht sehen lassen, daß ich empfindlich über das bin, was sie saget. Es geschieht aus Rache, daß ich mich lustig stelle; ich halte den ganzen Tag lang an mich, wofern ich nicht ganz allein in einem Winkel weinen kann, ohne daß sie mich sieht.

Madem. Gut.

Das heißt, Jungfer Schönichinn hat viel mehr Stolz, als ihre Schwester: er ist aber von einer andern Art.

Jgfr. Schönichinn.

Ganz richtig, meine liebe Gut. Ich will mich bemühen, Ihnen meinen Stolz zu erklären. Ich kenne ihn sehr wohl, und ich wünsche ihn meiner Schwester; denn der ihrige machet sie höchst unglückselig. Gesetzt, man giebt uns einer jeden ein Kleid: meine Schwester zeiget ihres jemanden, der sich einkommen läßt, und solches nicht für hübsch hält. Gleich geräth sie in Verzweiflung; sie ist ihrem Kleide nicht mehr gut; sie hält es für häßlich; sie trägt es nicht gern. Sie sehen wohl, daß sie niemals eine Stunde vergnügt seyn kann; denn ihre Glückseligkeit kömmt auf die Phantasie anderer Leute an. Jch hingegen habe mir das Kleid gewählet, weil es mir hübsch vorkam. Saget nun jemand zu mir, es sey nicht hübsch: so denke ich, daran ist nicht mein Kleid Schuld, sondern dieser Jemand hat einen schlechten Geschmack.

Madem. Gut.

Zu diesen beyden Abschilderungen ist nichts hinzu zu setzen. Sie kennen sich sehr wohl, meine liebe Schönichinn. Sie haben einen recht gründlichen Stolz: Jhrer Schwester ihrer ist nichts dagegen. Allein, meine guten Kinder, es ist nicht genug, daß man sich kennet; man muß sich auch bessern.

Jgfr. Schönichinn.

Wie sollen wir es machen, daß wir unsere bösen Gemüthsarten los werden?

Madem.

Madem. Gut.

Sie irren sich, mein Schatz; Ihre Gemüthsarten sind weder böse noch gut. Wenn man indessen einen Ausspruch darüber thun müßte: so würde ich so gar sagen, es fände sich mehr Gutes, als Böses, in diesen Gemüthsarten; und wenn Sie solche anwenden wollten, wie es sich gehöret, so könnten sie dienen, Sie vollkommen und glücklich zu machen.

Jgfr. Sophia.

Sollte das wohl wahr seyn, meine liebe Gut? Ach, was für Verbindlichkeiten würde ich Ihnen haben, wenn Sie mich lehren wollten, meine Gemüthsart gut anwenden. Denn Ihnen die Wahrheit zu sagen; ich mag immerhin gut von mir denken wollen, so erkenne ich doch oftmals, ich sey eben nicht sehr liebenswürdig; und ich möchte es doch gern werden.

Madem. Gut.

Das wird nicht schwer seyn, mein Schatz. Sie sagen mir offenherzig Ihre Fehler; ich will Ihnen meine sagen. Als ich jung war, so hatte ich so, wie Sie, das Unglück, daß ich meines Vaters Liebling war. Ich nenne es ein Unglück, mein Schatz; denn es ist sehr leicht, daß man sich dessen misbrauchet: und ich misbrauchete es. Sie erinnern mich an das, was ich in Ihrem Alter war, meine liebe Freundinn. Ich war wahrhaftig eine kleine Tyranninn. Ich liebete zwar meine Brüder und Schwestern: allein, ich wollte von ihnen hochgeachtet werden, und dachte doch nicht darauf, daß ich mich hochachtungswürdig

machete. Ich glaubete, sie begiengen einen großen Fehler, wenn sie sich die Freyheit nahmen, mir zu widersprechen. Ich wollte allezeit den Vorzug haben; und ich sagete wohl zwanzigmal des Tages, so wie Sie, ich bin die älteste. Was erfolgete daraus? Alle Welt verabscheuete mich. Die Hausgenossen nahmen, aus Mitleiden gegen meine Geschwister, ihre Partey bey allen Gelegenheiten. Alsdann schmähleten ich auf die Bedienten. Ich machete, daß mein Vater mit ihnen kiff; und dieses vermehrete den Haß noch mehr, den sie gegen mich trugen. Da ich es müde war, gehasset zu werden: so untersuchete ich mich, und fragete mich selbst: Warum kann mich doch niemand leiden; bin ich denn etwan boshaft? Nein, gewiß nicht; ich habe ein recht gutes Herz; aber ich bin unartig stolz. Wenn einer stets die Oberhand über mich haben wollte; würde ich ihm wohl gut seyn? Nein; warum nimmt es mich denn Wunder, daß mich andere nicht lieben? Das ist ganz natürlich. Nachdem ich diese Betrachtung gemacht hatte, so fassete ich den Entschluß, ich wollte mich bessern. Allein, das war sehr schwer; denn ich merkete es nicht, wenn ich unartig war. Zu allem Glücke für mich fand ich eine gute Freundinn, welche die christliche Liebe haben und mich allemal erinnern wollte, wenn ich unartig stolz seyn und den Tyrannen spielen würde. Ich ward nicht böse darüber, da sie es that, ob mir gleich solches im Anfange vielen Verdruß machete. Endlich, nach Verlaufe eines Jahres, war ich so gut gebessert, daß man mich

nicht

nicht mehr kannte, und daß mich meine Schwestern, meine Brüder, und alle Hausgenossen bis zum Närrischwerden liebeten.

Jgfr. Sophia.

Sie sind recht fein, meine liebe Gut. Sie haben das Mittel gefunden, mir viele Schmachreden zu sagen, ohne daß ich mich darüber ärgern kann. Denn unter dem Vorwande, Sie wollten Ihre Abschilderung machen, haben Sie meine gemacht.

Madem. Gut.

Das ist kein Vorwand, mein Schatz; ich schwöre es Ihnen zu, ich war so, wie Sie sind.

Jgfr. Sophia.

Wo werde ich aber diese gute Freundinn finden, die mich erinnern wird, wenn ich Fehler machen werde?

Madem. Gut.

Ihre Schwester wird Ihnen den Dienst leisten; und Sie müssen nicht böse darüber werden. Wenn Sie das über sich erhalten können: so werden Sie überaus liebenswürdig werden. Denn, damit ich Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lasse, so haben Sie ein sehr gutes Herz, und es fehlet Ihnen nicht an Verstande. Ich habe erkannt, daß Sie Ihren Schwestern sehr zugethan sind, ob Sie ihnen gleich zuweilen übel begegnen. Ueber dieses ist die Begierde, zu gefallen und geliebt zu werden, eine gute Eigenschaft und kann Sie vermögen, daß Sie sich von allen Ihren Fehlern bessern, welche Sie verhindern, so liebenswürdig zu seyn, als Sie es wohl seyn könnten. Fangen Sie damit an, daß

wunderung und Blicke theile. So hart auch der Zwang seyn mag, den sich eine junge Person bey dergleichen Gelegenheit auflegt: so tröstet sie sich deswegen doch, und erträgt ihn mit der Hoffnung des Vergnügens, welches sie erwartet.

Wie groß aber ist nicht ihr Erstaunen und ihr Verdruß! Dieses Vergnügen ist demjenigen nicht gemäß, was sie erwartete. Sie findet nicht die Hälfte, nicht das Viertheil von dem, was sie sich versprochen hatte. Sie betrübet sich deswegen und fängt an, einen Ekel an einer Welt zu bekommen, die so vieles fordert und so wenig giebt. Dieser Ekel aber bringt nur gar zu oft, nicht eben eine Neigung zur Einsamkeit hervor, sondern läuft darauf hinaus, daß er durch die Kenntniß der Fehler des Stückes und derjenigen, die es spielen, das ist, durch die Zufälle des Lebens, die schlechte Redlichkeit gleichgültiger Personen, die Undankbarkeit der Freunde, ein übel aufgeräumtes Wesen verursachet. Man wird auf der einen Seite betrogen; man wird auf der andern betrogen. Man ist gezwungen, an dieses Verdrüßlichkeit Theil zu nehmen, jenes Ungerechtigkeit zu leiden: das ist aber noch nicht alles. Dieses Schauspiel oder diese Pantomime der Welt, welche gar nicht zur Belustigung dienet, ist noch dazu ärgerlich. Alles, was man sieht, alles, was man höret, geht auf Böses. Derjenige, welcher die Furcht des Herrn hat, befürchtet, er möchte sich mitten in diesem Schmutze besudeln; man muß stets widerstehen, stets kämpfen. Hier muß man die Augen zuthun, dort die Ohren zuschliessen,

sen, fast allezeit seine Zunge zurückhalten. Was für ein Elend! Endlich endiget sich das Stück. Die Nacht, das ist, das Alter, kömmt heran. Was bleibt von dem Schauspiele übrig? Wenig Vergnügen, viel Verdruß, gegenseitige Begierden, schmerzhafte Gewissensbisse. Glücklich sind diejenigen, welche, wie ich, gleich durch die erste Vorstellung abgeschrecket werden, mit guter Art ihre Partey ergreifen und meinem Beyspiele folgen!

Ich wurde nicht mehr gereizet, noch einmal wieder in die Komödie zu gehen; und nachdem ich jemanden meine Angelegenheiten aufgetragen hatte, so nahm ich den andern Tag gleich meinen Weg wieder nach Hause, welchen ich mit eben so vieler Eilfertigkeit zurücklegete; und ich kam daselbst mit eben so großer Freude wiederum an, als ich gehabt hatte, davon wegzureisen.

Fräul. Lucia.

Gestehen Sie nur, meine liebe Gut, daß dieses meine Geschichte ist. Ich habe große Lust, dem Beyspiele dieses Mannes zu folgen, und bey der ersten Vorstellung davon zu gehen.

Madem. Gut.

Sachte, mein Fräulein! Die Trägheit verkleidet sich zuweilen in den Ekel der Welt. Dieses erfordert einige Betrachtungen. Wir wollen sie das nächste Mal zusammen anstellen, wenn wir mit einander besonders sprechen werden.

Jgfr. Sophie.

Sprechen Sie denn diese Fräulein zuweilen besonders, meine liebe Gut?

Madem. Gut.

Warum thun Sie diese Frage an mich, mein Schatz?

Jgfr. Sophia.

Weil ich seit einigen Tagen fast vor Begierde sterbe, mit Ihnen ganz allein zu sprechen. Ich habe es mich aber nicht unterstanden, und Sie um diese Gefälligkeit ersuchen wollen.

Madem. Gut.

Bald hätte ich Lust, böse zu werden, mein Schatz. Vergessen Sie, daß ich Ihre Freundinn bin, und Sie mit mir frey umgehen sollen? Warum bedienen Sie sich der Redensart, ich habe es mich nicht unterstanden? Sie schicket sich unter guten Freundinnen nicht. Sagen Sie mir stets ohne Umstände, was Sie wünschen; und wenn ich es nicht werde thun können, so werde ich Ihnen aufrichtig die Ursachen sagen, die mich davon abhalten werden. Seyn Sie ein für allemal in allem Ernste fest überzeuget, daß ich kein größeres Vergnügen auf der Welt habe, als Ihnen zu Gefallen zu seyn, wenn Sie gut sind. Behalten Sie das wohl, Jungfer Sophia, und kommen Sie das nächste Mal bey guter Zeit; ich will Sie von ganzem Herzen gern anhören.

Das IX Gespräch.

Mademoiselle Gut, Jungfer Schönichinn, Jungfer Sophia.

Jgfr. Sophia.

Wollen Sie wohl erlauben, meine liebe Gut, daß meine Schwester hier bey mir ist? Sie weis die Sache auch, wovon ich mit Ihnen reden will.

Madem. Gut.

Wie Sie es wollen, meine lieben Kinder.

Jgfr. Sophia.

Es betrifft zwey junge Frauenzimmer von unsern Freundinnen, welche nicht das Glück haben, Sie zu kennen, und die uns gebethen haben, wir möchten Sie doch zu Rathe ziehen. Die älteste von diesen beyden Schwestern ist die unglückseligste Person von der ganzen Welt. Alle Leute in dem ganzen Hause haben es sich in den Kopf gesetzet, ihre Mutter liebe sie mehr, als ihre andern Kinder; und deswegen können sie solche nicht leiden und thun ihr allen Verdruß an, den sie nur können. Dieses machet ihr vielen Kummer: und ich glaube, sie würde davon sterben, wenn ihre Schwester sie nicht tröstete.

Jgfr. Schönichinn.

Merken Sie auch an, meine liebe Gut, daß diese jüngere Schwester sehr unbesonnen ist, und

wenn sie sieht, daß ihre Magd oder die andern Bedienten keine vernünftige Ursache annehmen wollen, so schicket sie solche fort und hält sich über sie auf. Sie saget oftmals zu ihrer ältern Schwester, sie sey recht dumm, daß sie sich über die Reden solcher Leute betrübe. Allein, sie mag ihr immerhin dieserwegen Vorstellung thun; es tröstet sie nichts, und sie bringt einen Theil der Nacht mit Weinen zu.

Madem. Gut.

Sie müssen dieses Frauenzimmer doch recht lieb haben, meine liebe Sophia; denn Sie weinen wirklich über den Kummer, den es hat. — Wollen Sie mir wohl erlauben, daß ich den Namen dieser beyden Frauenzimmer errathe?

Jgfr. Sophia.

Ja, meine liebe Gut.

Madem. Gut.

Nun wohl, ich rathe, sie heißen Sophia und Schönichinn. Aber sagen Sie mir doch, meine lieben Kinder, warum haben Sie mir nicht gleich Anfangs gesaget, daß Sie von sich redeten?

Jgfr. Sophia.

Ich schämete mich, daß Sie erfahren sollten, man hätte mich nicht lieb. Mich dünket, dieß ist das größte Unglück von der Welt. Wie haben Sie es doch errathen können, daß ich von uns redete?

Madem. Gut.

Das war nicht sehr schwer. Ich kenne Ihre Gemüthsart so gut, daß ich bey demjenigen, was Sie betrifft, nicht kann betrogen werden.

Jgfr. Schönichinn.

Ach mein Gott, meine liebe Gut! ich wollte wünschen, daß ich meine Gemüthsart kennete! Ich würde Ihnen sehr verbunden seyn, wenn Sie mir meine Abschilderung machen wollten.

Madem. Gut.

Sie haben gute Ursache, solches zu wünschen, meine lieben Kinder. Dieß ist die allernothwendigste Wissenschaft. Wie könnten wir uns ohne diese Wissenschaft von denen Fehlern bessern, die wir nicht lernen würden? Ich will Ihnen also Ihre Abschilderung machen, meine liebe Schönichinn.

Jgfr. Sophia.

Warum fangen Sie nicht bey mir an, meine liebe Gut? Sie wissen, ich bin die älteste.

Madem. Gut.

Ich hätte wetten wollen, daß Sie mir dieses würden gesaget haben, mein Schatz. Sie erinnern sich alle Augenblicke des Rechtes ihrer Erstgeburt gegen Ihre Geschwister. Sie lassen es Ihre Hofmeisterinn und die andern merken, daß Sie des Herzens Ihrer Mutter gewiß zu seyn glauben, und das Recht zu haben denken, sie zu regieren. Wie wollen Sie, daß man Sie bey einer solchen Gemüthsart lieb haben soll?

Jgfr. Sophia.

Sie reden von meiner Gemüthsart, als wenn sie böse wäre. Ich versichere Sie aber, meine liebe Gut, ich habe ein sehr gutes Herz, und ich liebe so gar diejenigen sehr, die mir allen diesen

Verdruß machen. Ich bin nur unglücklich, weil sie mich nicht lieben.

Madem. Gut.

Ich bin verbunden, Ihnen die Wahrheit zu sagen, mein Schatz; weil Sie mir die Ehre erweisen, und mich zu Rathe ziehen: ich hoffe auch, Sie werden so vernünftig seyn, und nicht böse darüber werden. Sie sagen, Sie lieben die andern; und ich fürchte sehr, Sie lieben nur bloß sich selbst.

Jgfr. Sophia.

Sie irren sich, meine liebe Gut; und ich will Ihnen zeigen, daß ich ein gutes Herz habe. Wir haben seit zweyen Jahren eine Hofmeisterinn, die vom Morgen an bis auf den Abend auf mich schmählet. Dem ungeachtet habe ich sie lieb, und ich weine wie eine Närrinn, wenn ich glaube, daß sie böse auf mich ist.

Madem. Gut.

Das ist kein Beweis, daß Sie solche sehr lieb haben, mein Schatz. Dieß zeiget bloß an, daß Sie wünschen, geliebet zu werden; und Sie wollen es auf eine tyrannische Art. Erinnern Sie sich noch des Kopfzeuges, welches Sie neulich gewählet hatten, und für das allerhübscheste von der ganzen Welt hielten. Sie waren den ganzen Tag übel aufgeräumt, weil ich Ihrer Schwester ihres viel hübscher fand. Wenn man Sie vergnügt machen will, so muß man stets so denken, wie Sie, dasjenige lieben, was Sie lieben, und dasjenige hassen, was Sie hassen.

Jgfr. Sophia.

Ich kann nicht glauben, daß das wahr ist. Ich bin von keiner so übeln Gemüthsart.

Jgfr. Schönichinn.

Nimm dich in Acht, meine liebe Schwester. Unsere liebe Gut kennet uns besser, als wir uns selbst kennen; und wenn ich nicht in Furcht stünde, ich möchte dich böse machen . . . .

Jgfr. Sophia.

Man fraget dich ja nicht darum, Schwester. Wenn meine liebe Gut von deiner Gemüthsart reden wird: so werde ich mich nicht mit darein mengen und mein Gutachten sagen.

Mademoiselle Gut, welche einen kleinen Taschenspiegel herauszieht.

Sie wollen geliebet werden, mein Schatz? Sehen Sie sich doch einmal an, ob Sie diesen Augenblick liebenswürdig sind. Ihre Gesichtsbildung hat sich ganz verändert — Sie drehen die Augen weg; Sie fürchten sich, Ihr Gesicht zu sehen. Sie sollten darauf denken, wie Sie mir Dank dafür sagen wollten: Sie werden aber vielmehr böse auf mich. Wenn ich so, wie Sie, wäre, so würde ich Sie, nach Ihrem Gefallen immerhin schmollen lassen: aber ich habe Sie dazu viel zu lieb. Kommen Sie, umarmen Sie mich gleich den Augenblick — Sie berühren mich ja kaum mit Ihren Lippen, da Sie mich küssen: das steht mir so nicht an. Ich verlange, Sie sollen mich eben so herzlich umarmen und küssen, als Sie

sonst

sonst zu thun pflegen, wenn Sie ein gutes Kind sind: wo nicht — nehmen Sie sich wenigstens in Acht; ich werde Ihnen eine entsetzliche Drohung thun — wo nicht, so will ich Sie gar nicht mehr lieb haben — Nun, so ist es gut, so. Sehen Sie sich jetzt an; Sie sind wiederum artig geworden.

Jgfr. Sophia.

Mein Gott, meine liebe Gut, wie thöricht bin ich doch! Wenn ich meiner bösen Laune gefolget wäre, so hätte ich Sie und meine Schwester vor einem kleinen Weilchen prügeln mögen.

Madem. Gut.

Und wenn Ihnen Ihre Hofmeisterinn so viel gesaget hätte; was würde da geschehen seyn?

Jgfr. Sophia.

Ich bin versichert, wir würden den ganzen Tag über etwas zu zanken gehabt haben; denn in der That, Sie würde nicht so viele Geduld gehabt haben, als Sie; und sie würde mich dadurch, daß sie recht auf mich geschmählet hätte, haben zur Vernunft bringen wollen. In Wahrheit, meine liebe Gut, diese Frau ist unerträglich.

Madem. Gut.

Glauben Sie, daß solche Sie nicht lieb hat?

Jgfr. Sophia.

Verzeihen Sie mir, meine liebe Gut; ich glaube, sie hat mich lieb. Sie trägt viel Sorge für mich, wenn ich krank bin; sie ist bey der geringsten Sache, die mir wiederfährt, sehr unruhig. Ich glaube aber doch, sie hat meine Schwester lieber, als mich.

Jgfr.

Jgfr. Schönichinn.

Du weißt, meine liebe Schwester, sie keift eben so oft mit mir, als mit dir, wenn es auch wahr ist, daß sie mich mehr liebet. Warum machest du es nicht so, wie ich? Anfänglich sage ich ihr meine Ursachen ganz gelassen; und wenn sie solche nicht anhören will, so gehe ich in das andere Zimmer, und lasse sie ganz allein schmählen, ohne daß ich deswegen böse auf sie werde; denn kurz, es ist nun ihre Art so, sie muß schmählen. Sie thut es nicht, daß sie uns dadurch Verdruß machen wolle; und sie glaubet steif und fest, sie habe Recht.

Jgfr. Sophia.

Du bist sehr glücklich, daß du es so machen kannst. Ich für mein Theil aber kann mich des Weinens nicht enthalten, wenn man auf mich schmählet.

Jgfr. Schönichinn.

Ich sage dir ja nicht, daß ich nicht zuweilen eben so große Lust dazu hätte, als du: allein, ich will es sie nur nicht sehen lassen, daß ich empfindlich über das bin, was sie saget. Es geschieht aus Rache, daß ich mich lustig stelle; ich halte den ganzen Tag lang an mich, wofern ich nicht ganz allein in einem Winkel weinen kann, ohne daß sie mich sieht.

Madem. Gut.

Das heißt, Jungfer Schönichinn hat viel mehr Stolz, als ihre Schwester: er ist aber von einer andern Art.

Jgfr. Schönichinn.

Ganz richtig, meine liebe Gut. Ich will mich bemühen, Ihnen meinen Stolz zu erklären. Ich kenne ihn sehr wohl, und ich wünsche ihn meiner Schwester; denn der ihrige machet sie höchst unglückselig. Gesetzt, man giebt uns einer jeden ein Kleid: meine Schwester zeiget ihres jemanden, der sich einkommen läßt, und solches nicht für hübsch hält. Gleich geräth sie in Verzweiflung; sie ist ihrem Kleide nicht mehr gut; sie hält es für häßlich; sie trägt es nicht gern. Sie sehen wohl, daß sie niemals eine Stunde vergnügt seyn kann; denn ihre Glückseligkeit kömmt auf die Phantasie anderer Leute an. Jch hingegen habe mir das Kleid gewählet, weil es mir hübsch vorkam. Saget nun jemand zu mir, es sey nicht hübsch: so denke ich, daran ist nicht mein Kleid Schuld, sondern dieser Jemand hat einen schlechten Geschmack.

Madem. Gut.

Zu diesen beyden Abschilderungen ist nichts hinzu zu setzen. Sie kennen sich sehr wohl, meine liebe Schönichinn. Sie haben einen recht gründlichen Stolz: Jhrer Schwester ihrer ist nichts dagegen. Allein, meine guten Kinder, es ist nicht genug, daß man sich kennet; man muß sich auch bessern.

Jgfr. Schönichinn.

Wie sollen wir es machen, daß wir unsere bösen Gemüthsarten los werden?

Madem.

Madem. Gut.

Sie irren sich, mein Schatz; Ihre Gemüthsarten sind weder böse noch gut. Wenn man indessen einen Ausspruch darüber thun müßte: so würde ich so gar sagen, es fände sich mehr Gutes, als Böses, in diesen Gemüthsarten; und wenn Sie solche anwenden wollten, wie es sich gehöret, so könnten sie dienen, Sie vollkommen und glücklich zu machen.

Jgfr. Sophia.

Sollte das wohl wahr seyn, meine liebe Gut? Ach, was für Verbindlichkeiten würde ich Ihnen haben, wenn Sie mich lehren wollten, meine Gemüthsart gut anwenden. Denn Ihnen die Wahrheit zu sagen; ich mag immerhin gut von mir denken wollen, so erkenne ich doch oftmals, ich sey eben nicht sehr liebenswürdig; und ich möchte es doch gern werden.

Madem. Gut.

Das wird nicht schwer seyn, mein Schatz. Sie sagen mir offenherzig Ihre Fehler; ich will Ihnen meine sagen. Als ich jung war, so hatte ich so, wie Sie, das Unglück, daß ich meines Vaters Liebling war. Ich nenne es ein Unglück, mein Schatz; denn es ist sehr leicht, daß man sich dessen misbrauchet: und ich misbrauchete es. Sie erinnern mich an das, was ich in Ihrem Alter war, meine liebe Freundinn. Ich war wahrhaftig eine kleine Tyranninn. Ich liebete zwar meine Brüder und Schwestern: allein, ich wollte von ihnen hochgeachtet werden, und dachte doch nicht darauf, daß ich mich hochachtungswürdig

machete. Ich glaubete, sie begiengen einen großen Fehler, wenn sie sich die Freyheit nahmen, mir zu widersprechen. Ich wollte allezeit den Vorzug haben; und ich sagete wohl zwanzigmal des Tages, so wie Sie, ich bin die älteste. Was erfolgete daraus? Alle Welt verabscheuete mich. Die Hausgenossen nahmen, aus Mitleiden gegen meine Geschwister, ihre Partey bey allen Gelegenheiten. Alsdann schmähleten ich auf die Bedienten. Ich machete, daß mein Vater mit ihnen kiff; und dieses vermehrete den Haß noch mehr, den sie gegen mich trugen. Da ich es müde war, gehasset zu werden: so untersuchete ich mich, und fragete mich selbst: Warum kann mich doch niemand leiden; bin ich denn etwan boshaft? Nein, gewiß nicht; ich habe ein recht gutes Herz; aber ich bin unartig stolz. Wenn einer stets die Oberhand über mich haben wollte; würde ich ihm wohl gut seyn? Nein; warum nimmt es mich denn Wunder, daß mich andere nicht lieben? Das ist ganz natürlich. Nachdem ich diese Betrachtung gemacht hatte, so fassete ich den Entschluß, ich wollte mich bessern. Allein, das war sehr schwer; denn ich merkete es nicht, wenn ich unartig war. Zu allem Glücke für mich fand ich eine gute Freundinn, welche die christliche Liebe haben und mich allemal erinnern wollte, wenn ich unartig stolz seyn und den Tyrannen spielen würde. Ich ward nicht böse darüber, da sie es that, ob mir gleich solches im Anfange vielen Verdruß machete. Endlich, nach Verlaufe eines Jahres, war ich so gut gebessert, daß man mich

nicht

nicht mehr kannte, und daß mich meine Schwestern, meine Brüder, und alle Hausgenossen bis zum Närrischwerden liebeten.

Jgfr. Sophia.

Sie sind recht fein, meine liebe Gut. Sie haben das Mittel gefunden, mir viele Schmachreden zu sagen, ohne daß ich mich darüber ärgern kann. Denn unter dem Vorwande, Sie wollten Ihre Abschilderung machen, haben Sie meine gemacht.

Madem. Gut.

Das ist kein Vorwand, mein Schatz; ich schwöre es Ihnen zu, ich war so, wie Sie sind.

Jgfr. Sophia.

Wo werde ich aber diese gute Freundinn finden, die mich erinnern wird, wenn ich Fehler machen werde?

Madem. Gut.

Ihre Schwester wird Ihnen den Dienst leisten; und Sie müssen nicht böse darüber werden. Wenn Sie das über sich erhalten können: so werden Sie überaus liebenswürdig werden. Denn, damit ich Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lasse, so haben Sie ein sehr gutes Herz, und es fehlet Ihnen nicht an Verstande. Ich habe erkannt, daß Sie Ihren Schwestern sehr zugethan sind, ob Sie ihnen gleich zuweilen übel begegnen. Ueber dieses ist die Begierde, zu gefallen und geliebt zu werden, eine gute Eigenschaft und kann Sie vermögen, daß Sie sich von allen Ihren Fehlern bessern, welche Sie verhindern, so liebenswürdig zu seyn, als Sie es wohl seyn könnten. Fangen Sie damit an, daß

Sie mir versprechen, Sie wollen es leiden, daß Ihre Schwester Sie Ihrer Fehler erinnere; und wenn Sie Ihr Wort treulich halten, so verspreche ich Ihnen, ich will Sie die Mittel lehren, überaus liebenswürdig zu werden.

Jgfr. Schönichinn.

Und ich, meine liebe Gut; wie soll ich es machen, daß ich mich von meinem Stolze bessere?

Madem. Gut.

Wir wollen ein ander Mal davon reden, mein Schatz. Die Fräulein sind angekommen; ich höre sie in des Fräuleins Verständig Zimmer; man muß sie nicht warten lassen.

Das X Gespräch.

Madem. Gut.

Wir haben gestern eine Historie gelesen, die uns alle drey zum Weinen beweget hat, meine Fräulein. Das Fräulein Sturm hat mich um Erlaubniß gebethen, sie Ihnen zu erzählen.

Frl. Luise.

Ehe sie damit anfängt, so erlauben Sie mir, meine liebe Gut, daß ich Sie um eine neue Gefälligkeit bitte. Wir haben zwo von unsern Freundinnen mitgebracht, denen wir viel von Ihnen gesaget haben. Dieses hat ihnen eine große Lust gemacht, Sie kennen zu lernen. Sie sind so lan-

ge

ge bey der gnädigen Frau eingetreten, bis wir die Erlaubniß erhalten hätten, sie Ihnen vorzustellen.

Madem. Gut.

Ich werde sie mit Vergnügen sehen, mein Fräulein; und ich bitte Sie, lassen Sie sie hereinkommen — Kennen Sie diese Fräulein, Fräulein Lucia?

Fräul. Lucia.

Es ist eine dabey, die seit vielen Jahren meine Freundinn ist. Sie heißt Zina, und ich bin versichert, sie wird Ihr Herzblatt werden. Die andere kenne ich nur wenig; sie heißt Jungfer Eitelfreundinn. Ich bilde mir ein, sie hat Ihre Lehren eben so nöthig, als ich. Ich glaube auch, sie wird sich derselben zu Nutze machen — Doch da kommen sie.

Madem. Gut.

Sie haben die Gütigkeit gehabt, Mesdemoiselles, und glauben, ich könne Ihnen in etwas nützlich seyn. Setzen Sie sich, wenn Sie so gütig seyn wollen, und erlauben Sie uns, daß wir unsere Lehrstunde anfangen. Ich muß Ihnen aber doch vorher melden, daß es mehr eine Unterredung, als eine Lehrstunde, ist. Wir sind eine kleine Gesellschaft guter Freundinnen; und wir vertreiben uns die Zeit damit, daß wir einander unterhalten. Wir sprechen offenherzig mit einander. Eine jede von uns saget, was sie denket. Ich hoffe, Sie werden dem Beyspiele willig nachfolgen, welches Ihnen diese Fräulein geben werden, ihre Gedanken frey zu sagen.

Jgfr. Zina.

Was mich betrifft, so verspreche ich, Ihnen fleissig zuzuhören. Das ist alles, wozu ich mich fähig halte.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich werde dem Beyspiele der Jungfer Zina folgen; denn zu geschweigen, daß ich noch nicht viel weis, so bin ich sehr furchtsam.

Madem. Gut.

Ich hoffe, Sie werden es bey uns nicht lange seyn. Denn man muß eine Zuversicht haben, wenn man nur bey seinen guten Freundinnen ist. Fangen Sie Ihre Geschichte an, Fräulein Sturm.

Frl. Sturm.

Ein vornehmes Fräulein wurde sehr jung mit einem Herrn verheurathet, welcher überaus reich und sehr alt war. Weil dieses Fräulein viel Tugend besaß: so war es gegen ihren Gemahl höchst gefällig. Er war so erkenntlich dafür, daß er vor seinem Tode ein Testament machete, wodurch er ihr sein ganzes Vermögen hinterließ.

Dieses Frauenzimmer hatte damals noch nicht zwanzig Jahre zurückgeleget. Es war so schön, wie ein Engel; es besaß vielen Verstand, und was noch weit beträchtlicher ist, so hatte es den Ruhm, daß sie eine sehr tugendhafte Frau war. Bey allen diesen Vortheilen fehlete es ihr nicht an Liebhabern. Es gaben sich deren eine große Anzahl an, welche das Glück, sie zu heurathen, als einen grossen Vortheil ansahen.

Sie wählete den Marquis von Ganges, welcher überaus liebenswürdig war. Jedermann

sagete, diese Ehe wäre am besten getroffen; und man glaubete, diese beyden Personen würden überaus glücklich seyn. Sie waren es auch anfänglich. Nach und nach fiengen sie an, weniger Gefälligkeit für einander zu hegen. Ich habe Ihnen gesaget, die Frau von Ganges war jung, schön, geistreich. Mit diesen Vortheilen verband sie noch alle Geschicklichkeiten. Sie sang schön, spielete auf allerhand Instrumenten, und tanzete, daß es zu bewundern war. Sie sehen wohl ein, daß eine solche Person in allen guten Gesellschaften mußte gewünschet werden. Wenn man einen Ball gab, ein Gastmahl, eine Assemblee anstellete: so wurde sie dazu eingeladen; und weil sie sich gern die Zeit vertreiben mochte, so gieng sie mit Vergnügen dahin.

Ihr Gemahl, der ein wenig eifersüchtig war, stellete ihr vor, dieses zerstreuete Leben thäte ihrem guten Rufe Abbruch, und machete ihm selbst vielen Kummer; er bäthe sie also, sie möchte nicht mehr so viel auslaufen, sondern öfter zu Hause bleiben.

Der Frau von Ganges kam diese Rede sehr außerordentlich vor. Sie war tugendhaft, und glaubete, das wäre genug. Sie suchete in den Zusammenkünften weiter nichts, als zu springen, zu lachen und sich mit Personen ihres Alters lustig zu machen; und weil sie nichts böses dabey fand, so kam es ihr seltsam vor, daß man ihr ein Verbrechen daraus machete. Sie antwortete also ihrem Gemahle: Ihr Gewissen würfe ihr nichts vor; sie wäre weder von dem Alter, noch der Gemüthsart,

wenn sie sieht, daß ihre Magd oder die andern Bedienten keine vernünftige Ursache annehmen wollen, so schicket sie solche fort und hält sich über sie auf. Sie saget oftmals zu ihrer ältern Schwester, sie sey recht dumm, daß sie sich über die Reden solcher Leute betrübe. Allein, sie mag ihr immerhin dieserwegen Vorstellung thun; es tröstet sie nichts, und sie bringt einen Theil der Nacht mit Weinen zu.

Madem. Gut.

Sie müssen dieses Frauenzimmer doch recht lieb haben, meine liebe Sophia; denn Sie weinen wirklich über den Kummer, den es hat. — Wollen Sie mir wohl erlauben, daß ich den Namen dieser beyden Frauenzimmer errathe?

Jgfr. Sophia.

Ja, meine liebe Gut.

Madem. Gut.

Nun wohl, ich rathe, sie heißen Sophia und Schönichinn. Aber sagen Sie mir doch, meine lieben Kinder, warum haben Sie mir nicht gleich Anfangs gesaget, daß Sie von sich redeten?

Jgfr. Sophia.

Ich schämete mich, daß Sie erfahren sollten, man hätte mich nicht lieb. Mich dünket, dieß ist das größte Unglück von der Welt. Wie haben Sie es doch errathen können, daß ich von uns redete?

Madem. Gut.

Das war nicht sehr schwer. Ich kenne Ihre Gemüthsart so gut, daß ich bey demjenigen, was Sie betrifft, nicht kann betrogen werden.

Jgfr.

Jgfr. Schönichinn.

Ach mein Gott, meine liebe Gut! ich wollte wünschen, daß ich meine Gemüthsart kennete! Ich würde Ihnen sehr verbunden seyn, wenn Sie mir meine Abschilderung machen wollten.

Madem. Gut.

Sie haben gute Ursache, solches zu wünschen, meine lieben Kinder. Dieß ist die allernothwendigste Wissenschaft. Wie könnten wir uns ohne diese Wissenschaft von denen Fehlern bessern, die wir nicht lernen würden? Ich will Ihnen also Ihre Abschilderung machen, meine liebe Schönichinn.

Jgfr. Sophia.

Warum fangen Sie nicht bey mir an, meine liebe Gut? Sie wissen, ich bin die älteste.

Madem. Gut.

Ich hätte wetten wollen, daß Sie mir dieses würden gesaget haben, mein Schatz. Sie erinnern sich alle Augenblicke des Rechtes ihrer Erstgeburt gegen Ihre Geschwister. Sie lassen es Ihre Hofmeisterinn und die andern merken, daß Sie des Herzens Ihrer Mutter gewiß zu seyn glauben, und das Recht zu haben denken, sie zu regieren. Wie wollen Sie, daß man Sie bey einer solchen Gemüthsart lieb haben soll?

Jgfr. Sophia.

Sie reden von meiner Gemüthsart, als wenn sie böse wäre. Ich versichere Sie aber, meine liebe Gut, ich habe ein sehr gutes Herz, und ich liebe so gar diejenigen sehr, die mir allen diesen

Verdruß machen. Ich bin nur unglücklich, weil sie mich nicht lieben.

Madem. Gut.

Ich bin verbunden, Ihnen die Wahrheit zu sagen, mein Schatz; weil Sie mir die Ehre erweisen, und mich zu Rathe ziehen: ich hoffe auch, Sie werden so vernünftig seyn, und nicht böse darüber werden. Sie sagen, Sie lieben die andern; und ich fürchte sehr, Sie lieben nur bloß sich selbst.

Jgfr. Sophia.

Sie irren sich, meine liebe Gut; und ich will Ihnen zeigen, daß ich ein gutes Herz habe. Wir haben seit zweyen Jahren eine Hofmeisterinn, die vom Morgen an bis auf den Abend auf mich schmählet. Dem ungeachtet habe ich sie lieb, und ich weine wie eine Närrinn, wenn ich glaube, daß sie böse auf mich ist.

Madem. Gut.

Das ist kein Beweis, daß Sie solche sehr lieb haben, mein Schatz. Dieß zeiget bloß an, daß Sie wünschen, geliebet zu werden; und Sie wollen es auf eine tyrannische Art. Erinnern Sie sich noch des Kopfzeuges, welches Sie neulich gewählet hatten, und für das allerhübscheste von der ganzen Welt hielten. Sie waren den ganzen Tag übel aufgeräumt, weil ich Ihrer Schwester ihres viel hübscher fand. Wenn man Sie vergnügt machen will, so muß man stets so denken, wie Sie, dasjenige lieben, was Sie lieben, und dasjenige hassen, was Sie hassen.

Jgfr.

Jgfr. Sophia.

Ich kann nicht glauben, daß das wahr ist. Ich bin von keiner so übeln Gemüthsart.

Jgfr. Schönichinn.

Nimm dich in Acht, meine liebe Schwester. Unsere liebe Gut kennet uns besser, als wir uns selbst kennen; und wenn ich nicht in Furcht stünde, ich möchte dich böse machen . . . .

Jgfr. Sophia.

Man fraget dich ja nicht darum, Schwester. Wenn meine liebe Gut von deiner Gemüthsart reden wird: so werde ich mich nicht mit darein mengen und mein Gutachten sagen.

Mademoiselle Gut, welche einen kleinen Taschenspiegel herauszieht.

Sie wollen geliebet werden, mein Schatz? Sehen Sie sich doch einmal an, ob Sie diesen Augenblick liebenswürdig sind. Ihre Gesichtsbildung hat sich ganz verändert — Sie drehen die Augen weg; Sie fürchten sich, Ihr Gesicht zu sehen. Sie sollten darauf denken, wie Sie mir Dank dafür sagen wollten: Sie werden aber vielmehr böse auf mich. Wenn ich so, wie Sie, wäre, so würde ich Sie, nach Ihrem Gefallen immerhin schmollen lassen: aber ich habe Sie dazu viel zu lieb. Kommen Sie, umarmen Sie mich gleich den Augenblick — Sie berühren mich ja kaum mit Ihren Lippen, da Sie mich küssen: das steht mir so nicht an. Ich verlange, Sie sollen mich eben so herzlich umarmen und küssen, als Sie

sonst

sonst zu thun pflegen, wenn Sie ein gutes Kind sind: wo nicht — nehmen Sie sich wenigstens in Acht; ich werde Ihnen eine entsetzliche Drohung thun — wo nicht, so will ich Sie gar nicht mehr lieb haben — Nun, so ist es gut, so. Sehen Sie sich jetzt an; Sie sind wiederum artig geworden.

Jgfr. Sophia.

Mein Gott, meine liebe Gut, wie thöricht bin ich doch! Wenn ich meiner bösen Laune gefolget wäre, so hätte ich Sie und meine Schwester vor einem kleinen Weilchen prügeln mögen.

Madem. Gut.

Und wenn Ihnen Ihre Hofmeisterinn so viel gesaget hätte; was würde da geschehen seyn?

Jgfr. Sophia.

Ich bin versichert, wir würden den ganzen Tag über etwas zu zanken gehabt haben; denn in der That, Sie würde nicht so viele Geduld gehabt haben, als Sie; und sie würde mich dadurch, daß sie recht auf mich geschmählet hätte, haben zur Vernunft bringen wollen. In Wahrheit, meine liebe Gut, diese Frau ist unerträglich.

Madem. Gut.

Glauben Sie, daß solche Sie nicht lieb hat?

Jgfr. Sophia.

Verzeihen Sie mir, meine liebe Gut; ich glaube, sie hat mich lieb. Sie trägt viel Sorge für mich, wenn ich krank bin; sie ist bey der geringsten Sache, die mir wiederfährt, sehr unruhig. Ich glaube aber doch, sie hat meine Schwester lieber, als mich.

Jgfr.

Jgfr. Schönichinn.

Du weißt, meine liebe Schwester, sie keift eben so oft mit mir, als mit dir, wenn es auch wahr ist, daß sie mich mehr liebet. Warum machest du es nicht so, wie ich? Anfänglich sage ich ihr meine Ursachen ganz gelassen; und wenn sie solche nicht anhören will, so gehe ich in das andere Zimmer, und lasse sie ganz allein schmählen, ohne daß ich deswegen böse auf sie werde; denn kurz, es ist nun ihre Art so, sie muß schmählen. Sie thut es nicht, daß sie uns dadurch Verdruß machen wolle; und sie glaubet steif und fest, sie habe Recht.

Jgfr. Sophia.

Du bist sehr glücklich, daß du es so machen kannst. Ich für mein Theil aber kann mich des Weinens nicht enthalten, wenn man auf mich schmählet.

Jgfr. Schönichinn.

Ich sage dir ja nicht, daß ich nicht zuweilen eben so große Lust dazu hätte, als du: allein, ich will es sie nur nicht sehen lassen, daß ich empfindlich über das bin, was sie saget. Es geschieht aus Rache, daß ich mich lustig stelle; ich halte den ganzen Tag lang an mich, wofern ich nicht ganz allein in einem Winkel weinen kann, ohne daß sie mich sieht.

Madem. Gut.

Das heißt, Jungfer Schönichinn hat viel mehr Stolz, als ihre Schwester: er ist aber von einer andern Art.

Jgfr. Schönichinn.

Ganz richtig, meine liebe Gut. Ich will mich bemühen, Ihnen meinen Stolz zu erklären. Ich kenne ihn sehr wohl, und ich wünsche ihn meiner Schwester; denn der ihrige machet sie höchst unglückselig. Gesetzt, man giebt uns einer jeden ein Kleid: meine Schwester zeiget ihres jemanden, der sich einkommen läßt, und solches nicht für hübsch hält. Gleich geräth sie in Verzweiflung; sie ist ihrem Kleide nicht mehr gut; sie hält es für häßlich; sie trägt es nicht gern. Sie sehen wohl, daß sie niemals eine Stunde vergnügt seyn kann; denn ihre Glückseligkeit kömmt auf die Phantasie anderer Leute an. Jch hingegen habe mir das Kleid gewählet, weil es mir hübsch vorkam. Saget nun jemand zu mir, es sey nicht hübsch: so denke ich, daran ist nicht mein Kleid Schuld, sondern dieser Jemand hat einen schlechten Geschmack.

Madem. Gut.

Zu diesen beyden Abschilderungen ist nichts hinzu zu setzen. Sie kennen sich sehr wohl, meine liebe Schönichinn. Sie haben einen recht gründlichen Stolz: Jhrer Schwester ihrer ist nichts dagegen. Allein, meine guten Kinder, es ist nicht genug, daß man sich kennet; man muß sich auch bessern.

Jgfr. Schönichinn.

Wie sollen wir es machen, daß wir unsere bösen Gemüthsarten los werden?

Madem.

Madem. Gut.

Sie irren sich, mein Schatz; Ihre Gemüthsarten sind weder böse noch gut. Wenn man indessen einen Ausspruch darüber thun müßte: so würde ich so gar sagen, es fände sich mehr Gutes, als Böses, in diesen Gemüthsarten; und wenn Sie solche anwenden wollten, wie es sich gehöret, so könnten sie dienen, Sie vollkommen und glücklich zu machen.

Jgfr. Sophia.

Sollte das wohl wahr seyn, meine liebe Gut? Ach, was für Verbindlichkeiten würde ich Ihnen haben, wenn Sie mich lehren wollten, meine Gemüthsart gut anwenden. Denn Ihnen die Wahrheit zu sagen; ich mag immerhin gut von mir denken wollen, so erkenne ich doch oftmals, ich sey eben nicht sehr liebenswürdig; und ich möchte es doch gern werden.

Madem. Gut.

Das wird nicht schwer seyn, mein Schatz. Sie sagen mir offenherzig Ihre Fehler; ich will Ihnen meine sagen. Als ich jung war, so hatte ich so, wie Sie, das Unglück, daß ich meines Vaters Liebling war. Ich nenne es ein Unglück, mein Schatz; denn es ist sehr leicht, daß man sich dessen misbrauchet: und ich misbrauchete es. Sie erinnern mich an das, was ich in Ihrem Alter war, meine liebe Freundinn. Ich war wahrhaftig eine kleine Tyranninn. Ich liebete zwar meine Brüder und Schwestern: allein, ich wollte von ihnen hochgeachtet werden, und dachte doch nicht darauf, daß ich mich hochachtungswürdig

machete. Ich glaubete, sie begiengen einen großen Fehler, wenn sie sich die Freyheit nahmen, mir zu widersprechen. Ich wollte allezeit den Vorzug haben; und ich sagete wohl zwanzigmal des Tages, so wie Sie, ich bin die älteste. Was erfolgete daraus? Alle Welt verabscheuete mich. Die Hausgenossen nahmen, aus Mitleiden gegen meine Geschwister, ihre Partey bey allen Gelegenheiten. Alsdann schmähleten ich auf die Bedienten. Ich machete, daß mein Vater mit ihnen kiff; und dieses vermehrete den Haß noch mehr, den sie gegen mich trugen. Da ich es müde war, gehasset zu werden: so untersuchete ich mich, und fragete mich selbst: Warum kann mich doch niemand leiden; bin ich denn etwan boshaft? Nein, gewiß nicht; ich habe ein recht gutes Herz; aber ich bin unartig stolz. Wenn einer stets die Oberhand über mich haben wollte; würde ich ihm wohl gut seyn? Nein; warum nimmt es mich denn Wunder, daß mich andere nicht lieben? Das ist ganz natürlich. Nachdem ich diese Betrachtung gemacht hatte, so fassete ich den Entschluß, ich wollte mich bessern. Allein, das war sehr schwer; denn ich merkete es nicht, wenn ich unartig war. Zu allem Glücke für mich fand ich eine gute Freundinn, welche die christliche Liebe haben und mich allemal erinnern wollte, wenn ich unartig stolz seyn und den Tyrannen spielen würde. Ich ward nicht böse darüber, da sie es that, ob mir gleich solches im Anfange vielen Verdruß machete. Endlich, nach Verlaufe eines Jahres, war ich so gut gebessert, daß man mich

nicht

nicht mehr kannte, und daß mich meine Schwestern, meine Brüder, und alle Hausgenossen bis zum Närrischwerden liebeten.

Jgfr. Sophia.

Sie sind recht fein, meine liebe Gut. Sie haben das Mittel gefunden, mir viele Schmachreden zu sagen, ohne daß ich mich darüber ärgern kann. Denn unter dem Vorwande, Sie wollten Ihre Abschilderung machen, haben Sie meine gemacht.

Madem. Gut.

Das ist kein Vorwand, mein Schatz; ich schwöre es Ihnen zu, ich war so, wie Sie sind.

Jgfr. Sophia.

Wo werde ich aber diese gute Freundinn finden, die mich erinnern wird, wenn ich Fehler machen werde?

Madem. Gut.

Ihre Schwester wird Ihnen den Dienst leisten; und Sie müssen nicht böse darüber werden. Wenn Sie das über sich erhalten können: so werden Sie überaus liebenswürdig werden. Denn, damit ich Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lasse, so haben Sie ein sehr gutes Herz, und es fehlet Ihnen nicht an Verstande. Ich habe erkannt, daß Sie Ihren Schwestern sehr zugethan sind, ob Sie ihnen gleich zuweilen übel begegnen. Ueber dieses ist die Begierde, zu gefallen und geliebt zu werden, eine gute Eigenschaft und kann Sie vermögen, daß Sie sich von allen Ihren Fehlern bessern, welche Sie verhindern, so liebenswürdig zu seyn, als Sie es wohl seyn könnten. Fangen Sie damit an, daß

Sie mir versprechen, Sie wollen es leiden, daß Ihre Schwester Sie Ihrer Fehler erinnere; und wenn Sie Ihr Wort treulich halten, so verspreche ich Ihnen, ich will Sie die Mittel lehren, überaus liebenswürdig zu werden.

Jgfr. Schönichinn.

Und ich, meine liebe Gut; wie soll ich es machen, daß ich mich von meinem Stolze bessere?

Madem. Gut.

Wir wollen ein ander Mal davon reden, mein Schatz. Die Fräulein sind angekommen; ich höre sie in des Fräuleins Verständig Zimmer; man muß sie nicht warten lassen.

Das X Gespräch.

Madem. Gut.

Wir haben gestern eine Historie gelesen, die uns alle drey zum Weinen beweget hat, meine Fräulein. Das Fräulein Sturm hat mich um Erlaubniß gebethen, sie Ihnen zu erzählen.

Frl. Luise.

Ehe sie damit anfängt, so erlauben Sie mir, meine liebe Gut, daß ich Sie um eine neue Gefälligkeit bitte. Wir haben zwo von unsern Freundinnen mitgebracht, denen wir viel von Ihnen gesaget haben. Dieses hat ihnen eine große Lust gemacht, Sie kennen zu lernen. Sie sind so lan-

ge

ge bey der gnädigen Frau eingetreten, bis wir die Erlaubniß erhalten hätten, sie Ihnen vorzustellen.

Madem. Gut.

Ich werde sie mit Vergnügen sehen, mein Fräulein; und ich bitte Sie, lassen Sie sie hereinkommen — Kennen Sie diese Fräulein, Fräulein Lucia?

Fräul. Lucia.

Es ist eine dabey, die seit vielen Jahren meine Freundinn ist. Sie heißt Zina, und ich bin versichert, sie wird Ihr Herzblatt werden. Die andere kenne ich nur wenig; sie heißt Jungfer Eitelfreundinn. Ich bilde mir ein, sie hat Ihre Lehren eben so nöthig, als ich. Ich glaube auch, sie wird sich derselben zu Nutze machen — Doch da kommen sie.

Madem. Gut.

Sie haben die Gütigkeit gehabt, Mesdemoiselles, und glauben, ich könne Ihnen in etwas nützlich seyn. Setzen Sie sich, wenn Sie so gütig seyn wollen, und erlauben Sie uns, daß wir unsere Lehrstunde anfangen. Ich muß Ihnen aber doch vorher melden, daß es mehr eine Unterredung, als eine Lehrstunde, ist. Wir sind eine kleine Gesellschaft guter Freundinnen; und wir vertreiben uns die Zeit damit, daß wir einander unterhalten. Wir sprechen offenherzig mit einander. Eine jede von uns saget, was sie denket. Ich hoffe, Sie werden dem Beyspiele willig nachfolgen, welches Ihnen diese Fräulein geben werden, ihre Gedanken frey zu sagen.

Jgfr. Zina.

Was mich betrifft, so verspreche ich, Ihnen fleiſſig zuzuhören. Das ist alles, wozu ich mich fähig halte.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich werde dem Beyspiele der Jungfer Zina folgen; denn zu geschweigen, daß ich noch nicht viel weis, so bin ich sehr furchtsam.

Madem. Gut.

Ich hoffe, Sie werden es bey uns nicht lange seyn. Denn man muß eine Zuversicht haben, wenn man nur bey seinen guten Freundinnen ist. Fangen Sie Ihre Geschichte an, Fräulein Sturm.

Frl. Sturm.

Ein vornehmes Fräulein wurde sehr jung mit einem Herrn verheurathet, welcher überaus reich und sehr alt war. Weil dieses Fräulein viel Tugend besaß: so war es gegen ihren Gemahl höchst gefällig. Er war so erkenntlich dafür, daß er vor seinem Tode ein Testament machete, wodurch er ihr sein ganzes Vermögen hinterließ.

Dieses Frauenzimmer hatte damals noch nicht zwanzig Jahre zurückgeleget. Es war so schön, wie ein Engel; es besaß vielen Verstand, und was noch weit beträchtlicher ist, so hatte es den Ruhm, daß sie eine sehr tugendhafte Frau war. Bey allen diesen Vortheilen fehlete es ihr nicht an Liebhabern. Es gaben sich deren eine große Anzahl an, welche das Glück, sie zu heurathen, als einen grossen Vortheil ansahen.

Sie wählete den Marquis von Ganges, welcher überaus liebenswürdig war. Jedermann

sagete,

sagete, diese Ehe wäre am besten getroffen; und man glaubete, diese beyden Personen würden überaus glücklich seyn. Sie waren es auch anfänglich. Nach und nach fiengen sie an, weniger Gefälligkeit für einander zu hegen. Ich habe Ihnen gesaget, die Frau von Ganges war jung, schön, geistreich. Mit diesen Vortheilen verband sie noch alle Geschicklichkeiten. Sie sang schön, spielete auf allerhand Instrumenten, und tanzete, daß es zu bewundern war. Sie sehen wohl ein, daß eine solche Person in allen guten Gesellschaften mußte gewünschet werden. Wenn man einen Ball gab, ein Gastmahl, eine Assemblee anstellete: so wurde sie dazu eingeladen; und weil sie sich gern die Zeit vertreiben mochte, so gieng sie mit Vergnügen dahin.

Ihr Gemahl, der ein wenig eifersüchtig war, stellete ihr vor, dieses zerstreuete Leben thäte ihrem guten Rufe Abbruch, und machete ihm selbst vielen Kummer; er bäthe sie also, sie möchte nicht mehr so viel auslaufen, sondern öfter zu Hause bleiben.

Der Frau von Ganges kam diese Rede sehr außerordentlich vor. Sie war tugendhaft, und glaubete, das wäre genug. Sie suchete in den Zusammenkünften weiter nichts, als zu springen, zu lachen und sich mit Personen ihres Alters lustig zu machen; und weil sie nichts böses dabey fand, so kam es ihr seltsam vor, daß man ihr ein Verbrechen daraus machete. Sie antwortete also ihrem Gemahle: Ihr Gewissen würfe ihr nichts vor; sie wäre weder von dem Alter, noch der Gemüthsart,

art, daß sie sich wegen der thörichten Reden der Afterredner ganz lebendig begraben wollte; es stünde ihm frey, mit in diese Versammlungen zu kommen, wo er ihre Aufführung untersuchen könnte; und es wäre unerhöret, daß man einem Frauenzimmer von ihrem Alter unschuldige und ehrbare Vergnügungen entziehen wollte.

Der Marquis war über diese Antwort sehr misvergnügt. Er brummete; seine Gemahlinn brummete ihrer Seits auch. Endlich verschwand das gute Vernehmen, welches unter ihnen geherrschet hatte, und machete den Zänkereyen, den Vorwürfen, der Kaltsinnigkeit und dem Hasse Platz. Der Marquis sah seine Gemahlinn für eigensinnig und vielleicht für eine Buhlschwester an. Madame hielt ihren Gemahl für eifersüchtig, für einen Tyrannen; sie konnten sich einander nicht mehr leiden.

Ich habe Ihnen gesaget, der erste Mann der Frau von Ganges habe ihr ein großes Vermögen hinterlassen. Sie hatte freye Macht und Gewalt, nach ihrem Belieben damit zu schalten und zu walten. In der Begierde nun, sich an ihrem Gemahle zu rächen, fassete sie den Entschluß, sie wollte ihm die Verwaltung ihres Vermögens entziehen, wenn sie stürbe. Sie hatte zwey Kinder, die sie sehr liebete. Sie machete ein Testament, wodurch sie ihnen ihr ganzes Vermögen hinterließ, wie solches recht und billig war. Allein, sie setzete hinzu, wenn sie stürbe, ehe dieselben mündig und in dem Alter waren, daß sie solches genießen könnten, so sollte die Großmutter der Kinder, die noch

nicht

nicht gar alt war, und nicht ihr Vater, deren Vormundschaft führen. Sie setzete zu Ende ihres Testamentes unten diese Worte hinzu, als wenn sie das Unglück vorhergesehen hätte, das ihr begegnen sollte:

„Ich thue hier in Gegenwart Gottes die Er„klärung, daß dieses mein wahrer und letzter „Willen ist, worinnen ich nichts ändern will; und „wenn es in Zukunft geschähe, daß ich ein ande„res Testament machete, so melde ich, daß ich „es wider meinen Willen machen werde, daß ich „dazu werde seyn gezwungen worden; und ich „erkläre dieses andere Testament für null und „nichtig.„

Der Marquis entdeckete, ich weis nicht durch was für Mittel, daß seine Gemahlinn dieses Testament gemacht hatte, worinnen er so übel bedacht war. Er gab ihr dieserwegen große Verweise, und stellete ihr vor, dieses Testament verunehrete ihn. Gemeinschaftliche Freunde, für welche die Marquisinn viele Ehrerbiethung hatte, stelleten ihr eben das vor, und ließen sich angelegen seyn, sie mit ihrem Gemahle wieder auszusöhnen. Sie bewirketen solches auch durch ihre sorgfältige Bemühung. Der Marquis versprach, er wollte gefälliger seyn, und seine Gemahlinn, sie wollte nicht mehr ein so zerstreutes Leben führen.

Sie hielt ihr Wort aufrichtig und fieng an, der Welt wirklich überdrüßig zu werden. Der Marquis schien auch, von seiner übeln Laune wieder zurück zu kommen. Er machete seiner Gemahlinn

linn tausenderley Liebkosungen, und kam ihr stets mit allem demjenigen zuvor, was ihr Vergnügen machen konnte. Sie war aufrichtig und gutherzig, und wurde also durch diese Veränderung sehr gerühret. Sie vergaß alle Ursachen, zu klagen, die er ihr in vergangenen Zeiten gegeben hatte, und entschloß sich, sie wollte sich befleißigen, ihn glückselig zu machen. Damit sie ihm auch bewiese, sie hätte ihm alles verziehen, und nicht den geringsten Groll behalten, so machete sie ein anderes Testament, so wie er es haben wollte.

Der Marquis hatte zween Brüder. Der eine war ein Geistlicher, und man hieß ihn Herr Abt; der andere war ein Malteser Ritter. Man giebt vor, die Uneinigkeit unter Mann und Frau sey durch ihre übelen Reden entstanden. Dem sey aber, wie ihm wolle, die Marquisinn, welche sanftmüthig war, lebete höflich mit ihnen. Sie machete ihnen so gar Geschenke, vornehmlich dem Malteser Ritter, welcher ohne ihre Wohlthaten kaum seinen Rang würde haben erhalten können, da er sonst kein Vermögen hatte.

Als der Sommer gekommen war: so reisete die Marquisinn auf eines von ihren Gütern, welches nicht weit von der Stadt entfernet war; und ihre beyden Schwäger begleiteten sie. Ihr Gemahl versprach ihr, er wollte in kurzer Zeit nachkommen, und sagete zu ihr, er hätte noch einige Geschäffte, die ihn nöthigten, zu Avignon zu bleiben. Diese arme Frau hatte dieß Mal den größten Widerwillen von der Welt gegen diese Reise, die

sie

sie doch schon vielmal in eben der Gesellschaft gethan hatte. Sie schien, eine Ahnung zu haben, welche ihr sagete, sie sollte nicht dahin gehen. Ehe sie abreisete, theilete sie viele Almosen aus, damit sie von Gotte die Gnade erhielte, nicht plötzlich zu sterben, und Zeit hätte, ihn um Vergebung ihrer Sünden zu bitten.

Sie war nur erst einige Tage auf dem Lande, so wurde ihr sehr übel, nachdem sie von einer Sahntorte gegessen hatte; und sie fand, daß diese Torte vergiftet gewesen. Die Sahne aber hatte verhindert, daß das Gift nicht alle seine Wirkung gethan. Sie hätte, wie es schien, nach diesem Zufalle, das Land verlassen sollen. Zum Unglücke für sie aber that sie es nicht, und glaubete, es wäre ein Versehen von dem Koche gewesen.

An einem Sonntage hatte sie Lust, etwas zum Abführen einzunehmen. Man brachte ihr eine Arzeney, die so schwarz und ekelhaft war, daß sie sich nicht entschließen konnte, solche hinterzuschlucken. Sie nahm dafür Pillen ein, die sie mit sich gebracht hatte. Weil sie sich den Nachmittag sehr wohl befand: so bath sie viele Fräulein aus dem Dorfe zu sich zum Besuche, und bewirthete sie recht artig. Da auch die Arzeney ihr eine große Lust zum Essen gemacht hatte: so aß sie selbst sehr viel. Um sechs Uhr des Abends giengen diese Fräulein weg; und die Schwäger der Marquisinn führeten solche wieder nach Hause.

Weil die Frau von Ganges abgemattet war: so zog sie ihr Kleid aus, und behielt nur einen

Rock und ein Leibchen an; denn es war warm. Sie warf sich auf das Bette, und hatte kein anderes Kopfzeug, als ihre schönen Haare, die auf ihrem Kopfe zusammen geflochten waren. Kaum hatte sie eine Vierthelstunde so gelegen, so sah sie ihren Bruder, den Abt, hereintreten. Die Augen stunden ihm aus dem Kopfe; und sie konnte sich nicht enthalten, zu zittern und zu beben, da sie ihn sah. In der einen Hand hielt er eine Pistole, und in der andern ein Glas mit Gifte. „Sie „müssen sterben, Madame, sagete er mit einer „fürchterlichen Stimme; wählen Sie, was Sie „wollen.„

„Ach, mein liebster Herr Bruder, sagete sie zu „ihm, wobey sie ihre Hände zusammen faltete; „was habe ich Ihnen denn zu Leide gethan? „Warum wollen Sie meinen Tod?„

Bey Vollendung dieser Worte sah sie den Ritter mit bloßem Degen hereinkommen. Sie glaubete anfänglich, er käme ihr zu Hülfe: sie irrete sich aber. Er setzete ihr die Spitze seines Degens auf die Brust und zwang sie, daß sie das Gift nehmen mußte. Weil das dickste unten auf dem Boden des Gefäßes lag: so nahmen diese Barbarn ein Stöckchen; und nachdem sie es damit herauf an den Rand des Glases gebracht, so mußte die Marquisinn diesen Rest auch noch zu sich nehmen. Sie schluckete ihn aber nicht hinunter; sondern da sie ihren Kopf wieder auf das Bette legete, so spuckete sie es in das Bettzeug. Da dieses unglückliche Schlachtopfer kein Hülfsmittel mehr wider ihr Uebel sah, so beschwur sie

diese

diese Henker, sie möchten doch Mitleiden mit ihrer Seele haben, und ihr wenigstens einen Beichtvater schicken. Sie bewilligten ihr solches, und schlossen die Thüre ihres Zimmers hinter sich zu, da sie weggiengen.

Als sich die Marquisinn allein sah, so suchete sie, zu entfliehen; und weil das Fenster ihres Zimmers, welches nach den Ställen zu gieng, nicht gar zu hoch war, so sprang sie hinunter in den Hof. Einen Augenblick später hätte sie solches nicht mehr thun können. Der Geistliche, den man für sie hatte holen lassen, und der ohne Zweifel mit ihren Schwägern in einem Verständnisse stund, kam eben dazu, als sie sich zum Fenster hinausschwang, und ergriff sie noch bey dem Zipfel ihres Rockes, wodurch solcher aber nur bloß abriß, so daß sie auf ihre Füße fiel und sich nicht den geringsten Schaden that. Dieser gottlose Mensch warf einen Bluhmentopf nach ihr, der im Fenster stund, und ihr den Kopf würde eingeschmissen haben, wenn er sie getroffen hätte.

Das erste, was die Marquisinn that, war, daß sie sich die Flechten von ihren Haaren in den Hals steckete, damit sie sich brechen könnte; welches auch leicht angieng, weil sie viel gegessen hatte. Das Gift war so stark, daß ein Schwein, welches das fraß, was sie von sich gegeben hatte, davon starb. Darauf beschwur die Marquisinn einen Stallknecht, er möchte ihr das Leben retten und ihr die Freyheit geben, daß sie durch den Stall aus einer Hinterthüre käme, die auf die Straße gieng. Dieser Kerl nahm sie in seine Ar-

me,

me, und nachdem er sie hinausgelassen, so lief sie ganz in bloßen Haaren und halb nackend queer durch das Dorf, und kam zu dem Pfarrer, wo sie alle die Frauenzimmer antraf, welche sie kurz vorher bewirthet hatte. Sie erhoben ein großes Geschrey, als sie sie in diesem Zustande sahen.

Die arme Frau hatte nur so viel Zeit, daß sie ihnen sagen konnte, man hätte sie vergeben, und sie würde von ihren Schwägern verfolget. Der Abt stund unten an der Thüre mit der Pistole in der Hand, und sagete, er würde dem ersten, der hinein gehen wollte, den Kopf einschießen. Der Ritter gieng hinauf und sagete, die Marquisinn wäre wahnwitzig geworden, und er wollte nicht, daß man sie in diesem Zustande sähe. Ihre Reden hatten das Ansehen genug dazu. Indessen gab eine von den Frauenzimmern, welche Theriac bey sich hatte, der Marquisinn von Zeit zu Zeit große Stücke davon zu verschlucken. Die arme Frau, deren Eingeweide von der Hitze des Giftes ganz verzehret war, forderte ein Glas Wasser; und der Ritter hatte die Grausamkeit, daß er ihr das Glas in den Zähnen zerstieß.

Ungeachtet dieses letzten Beweises der Grausamkeit, entschloß sie sich doch, es noch einmal zu versuchen, ob sie ihn erweichen könnte. Sie verlangete, mit ihm allein zu reden. Nachdem sie mit ihm in ein anderes Zimmer, nahe bey demjenigen gegangen war, worinnen sich die Gesellschaft befand: so warf sie sich ihm zu Füßen und sagete zu ihm: „Mein liebster Herr Bruder, „noch ist es Zeit, das Uebel wieder gut zu machen,

„chen, welches Sie mir angethan haben. Ich „schwöre es Ihnen auf meine Seligkeit zu, ich „will niemals von allem dem reden, was vorge„gangen ist. Noch weis niemand die rechte Wahr„heit; und ich will sagen, wie Sie, ich hätte einen „Anfall von Wahnsinne gehabt.„

Während dieser Rede sah der Ritter sie mit einem grimmigen Gesichte an; und, anstatt daß er ihr hätte antworten sollen, fiel er über sie her, gab ihr eine große Menge Stiche, und würde damit noch nicht aufgehöret haben, wenn nicht sein Degen in ihrem Leibe zerbrochen wäre. Auf das Geschrey der Marquisinn liefen alle diese Frauenspersonen ganz erschrocken herbey: es hatte aber keine das Herz, daß sie den Ritter aufhielt. Er gieng hinweg, riß seinen Bruder, den Abt von der Thüre, und sagete, die Sache wäre geschehen, sie müßten nun auf die Flucht denken.

Indessen bemühete sich ein Theil von diesen Frauenspersonen, der Marquisinn beyzuspringen, unterdessen daß die andern zum Fenster hinaus Hülfe, Mörder! schrien. Der Richter im Dorfe ließ zwanzig Bauern ihr Gewehr nehmen, und besetzete damit die Thüre des Hauses. Diese Vorsicht war nicht vergebens. Denn da der Ritter gehöret hatte, daß seine Schwägerinn noch nicht todt war: so kam er wieder und wollte sie vollends umbringen. Da er aber die Thüre so wohl verwahret sah, so gieng er zurück.

Unter der Zeit, da man den Wundarzt holete, bemüheten sich diese Frauenzimmer, das Stück von dem Degen herauszuziehen, welches in der

Schulter der Marquisinn war stecken geblieben. Diese herzhafte Frau sagete zu einer von ihnen, sie sollte ihre Knie wider ihren Rücken stemmen, und so mit aller Gewalt ziehen; welches denn auch glücklich von Statten gieng. Der Wundarzt, welcher in dem Augenblicke ankam, besichtigte ihre Wunden und versicherte, es wäre keine tödtliche darunter: wenn man also nur dem Gifte abhelfen könnte, so hoffete er, diese Unglückselige noch davon zu bringen. Allein, dieses Gift war gar zu heftig; und man war ihr gar zu spät zu Hülfe gekommen. Man erkannte aus einem heftigen Fieber und aus den schneidenden Schmerzen, die sie in dem Gedärme fühlete, daß keine Hülfe dawider wäre.

Inzwischen hatte man Bothen abgeschicket, der Mutter und dem Gemahle der Marquisinn und ihren Kindern davon Nachricht zu geben. Herr von Ganges, welcher auf der Stelle hätte abgehen sollen, blieb noch einen ganzen Tag in Avignon, und erzählete einem jeden das Unglück, welches ihm begegnet war, als wenn er voller Verzweiflung darüber gewesen wäre. Als er ankam, so wollte ihm die Mutter der Marquisinn, die ihn mit einigem Rechte als einen Mitschuldigen an dem Verbrechen seiner Brüder ansah, nicht erlauben, daß er in das Zimmer der Sterbenden gienge. Allein, diese arme Frau hatte ihr Leben und ihre Rache Gotte aufgeopfert. Sie wollte ihren Gemahl sehen; sie reichete ihm die Hand, und that alles, was sie konnte, um jedermann durch ihr Bezeugen zu überreden, sie hielte ihn für unschuldig.

Sie

Sie lebete noch einige Tage und brachte solche damit zu, daß sie ihrer Mutter und ihren Kindern empfahl, sie möchten doch niemals bedacht seyn, ihren Tod zu rächen; und daß sie es ihren Mördern von Herzen vergab. In diesen so christlichen Gesinnungen gab sie ihre Seele in die Hände Gottes. Man öffnete ihren Leichnam; und man fand ihr Eingeweide von dem Gifte ganz verbrannt.

Fräul. Maria.

Aber, meine liebe Gut, ist diese Historie auch wohl recht wahr? Ich kann nicht glauben, daß Menschen zu solchen Bosheiten fähig sind; ich wollte vielmehr glauben, es sind Teufel.

Madem. Gut.

Es ist wahr, man hat Mühe, eine solche Unmenschlichkeit zu begreifen. Allein, meine Fräulein, belieben Sie nur dem Ursprunge des Unfalles dieser unglückseligen Frau nachzudenken. Ihre Neigung zur Welt und zu den Lustbarkeiten, ihre wenige Gefälligkeit gegen ihren Gemahl, die Widersprüche, welche ihr dieses zuzog, erzeugeten ihren Haß gegen ihn. Dieser Haß bewog sie, sich zu rächen, und ein Testament zu machen, welches ihm schimpflich war; und die Furcht, welche der Marquis hatte, sie möchte dasjenige wieder ändern, welches er zum andern Male von ihr erhalten hatte, vermocht ihn ohne Zweifel, seinen Brüdern die Sorgfalt aufzutragen, daß sie ihm eine Frau vom Halse schaffeten, welche seine Freundschaft verloren hatte. Denn man hat beständig geglaubet, es hätten diese Unmenschen

alles auf seinen Befehl gethan. Ich will ihn gar nicht rechtfertigen; er war ein Ungeheuer. Ich will nur sagen, die Marquisinn würde vielleicht ihrem Unglücke entgangen seyn, wenn sie sich gefälliger gegen dasjenige gezeiget hätte, was er von ihr forderte. Ein Mann hat ohne Zweifel Unrecht, wenn er zu viel von seiner Frau fordert: allein, eine Frau thut auch Unrecht, wenn sie sich nicht nach den wunderlichen Grillen ihres Mannes richtet. Wenn sie sich verheurathet: so muß sie es sich fest in den Sinn prägen, daß sie sich einen Herrn nimmt, dem sie ihre allerunschuldigsten Neigungen, ihre Lust und Liebe zu etwas aufopfern muß, wenn er so ungerecht ist und diese Aufopferung fordert.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Sie haben mir gesaget, Mademoiselle, Sie sähen es gern, wenn eine jede ihre Meynung sagete. Erlauben Sie mir denn, daß ich Ihnen sage, auf diesen Fuß wird sich ein Mägdchen, welches gesunde Vernunft hat, niemals entschließen können, sich zu verheurathen. Ich denke, in dem Ehestande sind die Pflichten gegenseitig, und ein Mann ist eben so sehr zur Gefälligkeit gegen seine Frau verbunden, als die Frau gegen ihn.

Madem. Gut.

Das sollte wohl so seyn, Mademoiselle: aber gemeiniglich ist es nicht so. Nimmt eine Frau in diesem Falle nicht alle Gefälligkeit ihrer Seits: so muß sie sich entschließen, ihr ganzes Lebenlang unglücklich zu seyn. Denn der beständige Widerspruch

spruch muß Haß hervorbringen. Ist es nicht ein Vorschmack von der Hölle, wenn man verbunden ist, mit einem Manne zu leben, den man verabscheuet?

Fräul. Luise.

Allein, meine liebe Gut, würde sie wohl bey einem Manne glückseliger seyn, dessen eigensinnigen Grillen sie alle Augenblicke ihre unschuldigsten Neigungen aufopfern müßte?

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz. Man kann endlich Löwen und Tyger zahm machen. Ein Mensch müßte wilder, als diese Thiere, seyn, wenn er nicht endlich von den Gefälligkeiten einer tugendhaften und vernünftigen Frau gerühret würde. Ich setze aber, es gäbe einen so wunderlichen Menschen, und der von einer so bösen Gemüthsart wäre, daß er von dem guten Bezeugen seiner Ehegattinn nicht gerühret würde, so würde sie doch wenigstens das Vergnügen haben, daß sie sich nichts vorzuwerfen hätte. Glauben Sie mir, meine Fräulein, man ist niemals unglücklich, wenn man sich selbst das Zeugniß geben kann, man habe seine Pflicht gethan.

Fräul. Geistreich.

Aber, meine liebe Gut, was that denn diese arme Marquisinn böses, da sie sich auf eine ehrbare Art lustig machete? Sagete sie nicht zu ihrem Manne, es stünde ihm frey, er könnte mit in die Gesellschaften kommen und auf ihre Aufführung Acht geben?

Madem. Gut.

Es ist nicht genug, mein Schatz, daß eine Frau tugendhaft ist; sie muß es auch zu seyn scheinen. Die Welt ist auf die Aufführung einer jungen Person aufmerksam; vornehmlich wenn sie liebenswürdig ist, so kann sie nicht Vorsicht genug brauchen. Sie kann sich auf den bösen Willen aller Frauenspersonen Rechnung machen, die nicht eben so liebenswürdig sind, als sie. Die Eifersucht machet sie ihr zu eben so vielen Feindinnen, die auf alle ihre Schritte und Tritte Acht haben, sie zu vergiften. Wenn sie an ihr eine große Neigung zur Welt wahrnehmen, und dabey entdecken können, daß diese Neigung ihrem Manne misfällt: sieh da, so liegen sie gleich mit ihren Zungen zu Felde. Sie thun den Ausspruch, diejenige Frau, welche verabsäumet, ihrem Manne zu gefallen, wünschet, einem andern zu gefallen, und sie suchet nur die Versammlungen, damit sie ihn antreffe. Dieß ist oftmals höchst unbillig. Aber so ist die Welt; und weil wir sie nicht bessern können, so müssen wir uns einer solchen Lebensart unterwerfen, daß uns ihre Bosheit nichts anhaben kann.

Jgfr. Landmänninn.

Ach! wie liebe ich meine Einsamkeit! Ich kann aller unschuldigen Vergnügungen genießen, und darf nicht die thörichten Reden befürchten. Verzeihen Sie mir diesen Ausruf, meine liebe Gut. Aber alles, was ich von der großen Welt sagen höre, machet mir ein solches Grauen davor, daß, wenn es nicht meine Begierde thäte, mir Ihre Lehrstunden zu Nutze zu machen, ich gleich die Stunde

wieder dahin zurückkehren und mein ganzes Leben-lang nicht daraus geben wollte.

Frl. Lucia.

Ich würde so, wie Sie, gesinnet seyn, Jungfer Landmänninn. Allein, es giebt Pflichten, denen wir unsere Neigungen aufopfern müssen.

Madem. Gut.

Es ließe sich von diesem Puncte noch vieles sagen: allein, es wird spät, und wir haben noch vieles zu wiederholen. Wir wollen diese Unterredung ein ander Mal wiederum vornehmen: jetzund wollen wir nur unsere Historien hersagen.

Fräul. Maria.

Meine ist mir recht lustig vorgekommen, meine liebe Gut; und ich habe dabey gelacht, wie eine Närrinn, als ich sie lernete. Ich will mich aber doch bemühen, daß ich ernsthaft seyn kann.

Es war eine große Theurung in dem Lande Israel, und die Kinder der Propheten kamen zu Elisa auf dem Berge Carmel, und hielten sich bey ihm auf. Da sagte Elisa zu seinem Knaben: Setze einen großen Topf zu und koche ein Gemüse für die Kinder der Propheten, damit sie etwas zu essen haben. Der Bursch gehorchete seinem Herrn, und gieng aus auf das Feld, daß er Kräuter dazu lesen wollte. Einer von den Prophetenkindern both sich höflichst an, er wollte mitgehen, und ihm helfen. Dieser Mensch aber war ein sehr schlechter Gärtner, und wußte die Kräuter gar nicht zu unterscheiden. Er fand eine Art wilder Ranken fast wie Kürbisse, woran dicke runde Früchte saßen.

Das waren Coloquinten, welche einen abscheulich bittern und den allergarstigsten Geschmack von der Welt haben. Er sammlete davon sein ganzes Kleid voll; und da er nach Hause kam, so schnitt er sie in den Topf zu dem Gemüse; denn die andern kannten das Gewächs auch nicht. Als das Gemüse gekocht war, so richteten sie es für die Männer an, daß sie davon essen sollten. Kaum aber hatten sie einen Bissen davon auf die Zunge gebracht, so macheten sie ein häßliches Gesicht, und spucketen alles wieder aus, was sie in dem Munde hatten. Sie sageten voller Angst und Schrecken zu dem Propheten Elisa: O Mann Gottes, der Tod ist in dem Topfe. Denn sie glaubeten steif und fest, es wäre Gift, und sie müßten davon sterben. Elisa befahl seinem Diener, er sollte Mehl herbringen. Er that etwas davon in den Topf und sagete: Richte es nun für die Leute an. Sie kosteten es, und das Gemüse schmeckete gar nicht mehr garstig; und sie konnten es essen. Da man fertig war mit Essen: so kamen mildthätige Leute und brachten dem Propheten die ersten von ihren Brodten. Es waren zwanzig kleine Gerstenbrodte; und Elisa sprach zu seinem Diener, er sollte sie seinen Gästen geben, und sie unter sie austheilen. Sein Diener aber antwortete: Was soll ich sie den Leuten geben? Es sind über hundert Personen hier. Wie kann ein jeder nur einen Bissen davon bekommen? Theile sie nur aus, sagete der Prophet; ich versichere dich, sie werden alle davon essen, und es wird noch übrig bleiben. Er legete ihnen also vor; und es wurden auch wirklich alle, die

da

da waren, satt, und es blieben noch viele Stücke übrig.

Fräul. Charlotte.

Was ist denn Gerstenbrodt für Brodt, meine liebe Gut? Ist es besser, als dasjenige, was wir essen?

Madem. Gut.

Nein, mein Schatz, es ist ein sehr grobes Brodt, welches von dem Getreyde gemacht wird, wovon man Bier brauet. Es essen es auch nur die ganz armen Leute.

Frl. Charlotte.

Der Prophet bewirthete doch diejenigen sehr schlecht, die ihn zu besuchen kamen. Ein bitteres Gemüse, Gerstenbrodt. Er durfte die Sachen ja nur wünschen, wenn sie kommen sollten; warum erlangete er denn nicht von Gott eine gute Mahlzeit, damit er diejenigen bewirthen könnte, die ihn zu besuchen kamen?

Madem. Gut.

Der Einfall ist sonderbar. Und Sie bilden sich also ein, mein Schatz, Gott würde ein Wunder gethan haben, die Leckerhaftigkeit dieser Leute zu befriedigen? Nein, gewiß nicht. Er läßt seine Allmacht walten, daß sie den Armen das Nothdürftige verschaffe: er thut aber keine Wunder, damit er sie in einen Ueberfluß setze, der ihnen oftmals nur schädlich seyn würde. Das gute Essen und Trinken, die schönen Kleider, die Schätze sind nur Güter in den Augen des Stolzes, der Eitelkeit, der Gefräßigkeit, und der Trägheit. Der lie-

be Gott machet so wenig Werkes aus dergleichen Gütern, daß er sie oftmals den Bösen überläßt. Er behält für seine Freunde die Geduld in der Armuth, die Krankheiten, die Beschimpfungen, den Glauben, die Hoffnung, die Liebe und alle Tugenden, welche die Reichthümer der Seele sind.

Jungfer Miekchen.

Er hat aber doch dem Abraham großen Reichthum gegeben, der sein Freund war.

Madem. Gut.

Weil ihm Abraham solchen großmüthig aufgeopfert hatte, da er sein Land verließ und aus seines Vaters Hause gieng. Ein Mann, der Gotte so getreu ist, daß er ihm auch dasjenige, was er am liebsten hat, seinen einzigen Sohn, aufgeopfert, nahm sich wohl in Acht, daß er sich nicht an vergängliche Reichthümer hieng. Darum hatte Gott, welcher das Künftige vorher sieht, und es so, wie das Gegenwärtige kennet, sie ihm gegeben, weil er wohl wußte, daß er sie nicht böse anwenden, sondern brauchen würde, Gutes damit zu thun.

Fräul. Verständig.

Es ist denn also sehr oft ein Glück, wenn man arm geboren ist?

Madem. Gut.

Es ist gewiß, mein Schatz, die Armen haben weniger Gelegenheit, zu sündigen, als die Reichen. Diese letztern aber haben, wenn sie wollen, Gelegenheit, große Tugenden auszuüben. Ueber dieses kann man bey hunderttausend Thaler Einkünften arm seyn; und man kann bey zehn Thalern,

ja

ja so gar bey zehn Groschen, ein böser Reicher seyn.

Fräul. Maria.

Wie ist das, meine liebe Gut?

Madem. Gut.

Hören Sie dasjenige wohl an, was ich Ihnen sagen werde, meine Fräulein. Eines Males fragete ein junger Mensch unsern Herrn Christum: Was muß ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe? Du weißt ja die Gebothe wohl, sagete Jesus, halt die. Die habe ich alle gehalten, sagete der junge Mensch, von meiner Jugend auf. Jesus sah ihn an, saget die Schrift, und liebete ihn; und sprach zu ihm: Eines fehlet dir noch: Geh hin, verkaufe alles, was du hast, und gieb es den Armen; alsdann komm und folge mir nach. Diese Worte machten den jungen Menschen ganz traurig; denn er war sehr reich. Er gehorchete auch dem Befehle des Heilandes nicht, sondern gieng vielmehr ganz unmuthig hinweg. Darauf erhob Jesus seine Stimme und rief: Wie schwerlich werden doch die Reichen in das Reich Gottes kommen! Wahrlich, ich sage euch, es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Reich Gottes komme. Wie nun ein Kameel, welches ein viel größeres Thier ist, als ein Ochs, nicht durch ein Nadelöhr gehen kann: so muß man ebenfalls auch sagen, daß ein Reicher niemals in den Himmel kommen kann; denn Jesus, welcher nicht lügen kann, hat es beschworen.

Frl. Lucia.

Sie machen mir eine so große Angst, meine liebe Gut, daß ich glaube, wenn ich mündig wäre, und mit meinem Vermögen schalten und walten könnte, ich würde es sogleich verkaufen, und den Armen geben.

Madem. Gut.

Ich mache Ihnen diese Angst nicht, mein Fräulein; das Evangelium thut es. Aber fassen Sie sich wieder einen Muth. So oft Sie in dieser Gesinnung seyn werden, das ist, so oft Sie gesonnen seyn werden, Ihrer Seligkeit Ihren Reichthum aufzuopfern, so werden Sie wahrhaftig arm seyn. Wenn Jesus saget, ein Reicher könne nicht in das Reich Gottes kommen: so will er nur von denenjenigen reden, die ihren Reichthum mehr lieben, als ihn, und solchen bey Gelegenheit nicht gern aufopfern möchten; die bereitwillig seyn würden, etwas böses zu thun, damit sie solchen erwerben, oder erhalten. Ein Mensch, welcher hunderttausend Thaler Einkünfte hat, und bereitwillig seyn würde, sie viel eher zu verlieren, als eine Ungerechtigkeit zu begehen; dieser Mensch, sage ich, ist ein Armer, und kann hoffen, daß er in den Himmel kommen werde. Derjenige hingegen, der nur zehn Thaler, zehn Groschen, zehn Dreyer hat, und, damit er sie erhalte, bereit seyn würde, einen falschen Eid zu thun, seinen Nächsten viel eher vor Hunger umkommen zu lassen, als sie zu verlieren, oder sie ihm zu geben; dieser Mensch, sage ich, ist der gottlose Reiche; und es würde viel leichter seyn, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr

belöhr gienge, als daß ein solcher Mensch in das Himmelreich käme.

Fräul. Geistreich.

Ich hatte diese Erklärung sehr nöthig, meine liebe Gut; sonst würden mich die Worte Jesu Christi haben närrisch werden lassen. Denn Sie wissen, ich werde dereinst das ganze Vermögen des Papaes bekommen, welcher sehr reich ist.

Madem. Gut.

Der Geiz wird niemals Ihr Fehler seyn, mein Schatz. Sie sind von Natur großmüthig; und ich wollte nur wünschen, daß Sie nicht mehr Eitelkeit, als Liebe zum Reichthume, hätten. Allein, giebt es denn keine böse Reiche unter uns?

Jungfer Miekchen.

Ich glaube, das bin ich, meine liebe Gut. Mama giebt mir zuweilen ein Paar Groschen, und ich hebe sie recht sorgfältig in einer kleinen Sparbüchse auf. Ich zähle sie alle Tage, und ich würde um aller Welt willen nicht einen Dreyer davon ausgeben; ich habe schon drey Ducaten gesammlet.

Madem. Gut.

Ach mein Schatz! nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht der böse Reiche werden. Diese drey Ducaten sind in Ihrem Herzen. Sie müssen sie geschwind heraus reißen; sonst würden Sie die böse Gewohnheit annehmen, daß Sie das Geld liebeten; und wenn Sie größer werden würden, so würden Sie hart gegen die Armen, ungerecht gegen andere und gegen sich selbst seyn; und Sie würden nicht in den Himmel kommen. Wenn

auch der Geiz keine Sünde seyn sollte: so müßten Sie sich doch geschwind davon bessern; denn er ist ein niederträchtiges Laster, welches Personen von Stande verunehret. Je größer man ist, eine desto großmüthigere Seele muß man haben. Außerdem ist es eine Thorheit, wenn man das Geld nur darum liebet, damit man es einschließe. Es tauget in einem Kasten zu nichts. Behalten Sie dieses wohl, meine Fräulein. Ich habe einen engländischen Roman gelesen, des Robinson Crusoe Leben und Begebenheiten genannt. Dieser Mensch litt Schiffbruch und kam auf eine Insel, wo er sieben und zwanzig Jahre lang ganz allein blieb. Er war einige Jahre da gewesen, so scheiterte ein Schiff nahe am Ufer; und Robinson fand ein Mittel, dahin zu gehen, als das Meer niedrig war. Er fand in des Hauptmanns Zimmer Gold, und warf es aus Verdrusse mit diesen Worten auf die Erde: Wozu kann mir das Gold dienen? Es tauget weder zu essen, noch Kleider daraus zu machen, noch mich zu curiren, wenn ich krank wäre. Ich wollte lieber eine Tonne Zwieback oder ein halb Dutzend Hemden haben.

Fräulein Verständig, erzählen Sie doch diesen Fräulein die Geschichte des Pythius; sie schicket sich recht vortrefflich zu unserer Materie.

Fräul. Verständig.

Pythius war ein Fürst in Lydien, welcher in seinen kleinen Staaten viele Goldbergwerke hatte. Er ließ seine armen Unterthanen Tag und Nacht darin-

darinnen arbeiten, und vergönnete ihnen nicht einen Augenblick Ruhe. Seine Gemahlinn, welche viel Verstand besaß, wollte ihn von seinem Geize bessern; denn ob er gleich so viel Gold hatte, so scheuete er sich doch, solches zu den nöthigen Dingen auszugeben, und hatte kein anderes Vergnügen, als daß er es in seine Kasten verschloß.

Eines Males da Pythius auf der Jagd gewesen war, und großen Hunger hatte, ließ sie ihm zu seinem Mittagesmahle ganze Schüsseln voller Goldstücke auftragen. Anfänglich war der Fürst entzückt darüber, daß er so viel Gold sah, und brachte einige Minuten voller Vergnügen mit Anschauung desselben zu. Weil indessen dieser Anblick seinen Magen nicht füllete: so bath er seine Gemahlinn, sie möchte ihm etwas zu essen geben lassen.

„Wie? sagete sie ihm, haben Sie denn nicht „das zu Ihrem Mittagesmahle, was Sie am „meisten lieben?„

„Sie spotten nur, sagete Pythius zu ihr; ich „kann ja kein Gold essen; und ich könnte bey allem „demjenigen, was in der Welt ist, Hungers „sterben.„

„Es ist also wohl eine große Thorheit, sagete „die Fürstinn, daß Sie eine Sache so heftig lieben, „die Ihnen in Ihren Kasten zu nichts dienen kann. „Lernen Sie doch, daß das Gold nichts werth ist, „wenn es eingeschlossen liegt, und daß es nur den„jenigen nützet, die es gegen Dinge, welche zum Le„ben nöthig sind, bequem zu verwechseln wissen.„

Pythius

Pythius sah diese weise Lehre ein. Er besserte sich so gut, daß er nachher eben so großmüthig und freygebig war, als er bisher geizig gewesen.

Fräul. Lucia.

Der junge Mensch, von welchem das Evangelium redet, hatte bis dahin den Reichthum wohl gut angewandt, weil ihn unser Herr Jesus liebete; denn er würde ihn ohne Zweifel nicht geliebet haben, wenn er geizig gewesen wäre. Er war also kein böser Reicher; indessen sollte man doch aus des Herrn Jesu Worten glauben, er sey um den Himmel gekommen, weil er sein Vermögen behalten habe. Ist es denn also nothwendig, wenn man selig werden will, daß man alles verkaufe, was man hat, und es den Armen gebe?

Madem. Gut.

Bemühen Sie sich, dasjenige recht zu begreifen, was ich Ihnen sagen will, mein Schatz. Es giebt in dem Evangelio Gebothe und Rathschläge. Liebet eure Feinde; thut ihnen Gutes; theilet euer Vermögen mit den Armen; seyd ehrbar; thut keinem das Böse, was ihr nicht wollet, das sie euch thun sollen: sehen Sie, das sind Gebothe. Sie gehen alle Menschen überhaupt an; und es findet sich kein einziger Mensch in der ganzen Welt, der nicht verbunden sey, sie zu beobachten; noch der in den Himmel kommen könne, wenn er sie nicht ausübet. Außer diesen Gebothen aber giebt es auch noch Rathschläge darinnen, wie ich Ihnen gesaget habe; und diese gehen nicht alle Menschen an, sondern nur einige allein, welche Gott zu der größten Vollkommenheit beruft. Ver-

kaufe

kaufe, was du hast, und gieb es den Armen. Wer dich auf den Backen schlägt, dem biethe den andern auch dar. Wer dir den Mantel nimmt, dem wehre auch nicht den Rock. Das heißt man evangelische Rathschläge. Es giebt deren eine große Anzahl in dem Evangelio.

Fräul. Luise.

Aber, meine liebe Gut, diese Personen, welche Gott zu den evangelischen Rathschlägen beruft, haben wohl viel mehr Mühe, ihre Seligkeit zu schaffen, als die andern.

Madem. Gut.

Gerade umgekehrt, mein Fräulein. Allein, es gehöret für die Weltweisheit, das ist, für die Vernunft, Ihnen solches zu beweisen; und wir wollen es in der ersten Morgenlehrstunde untersuchen.

Frl. Lucia.

Und warum beruft denn Gott nur einige Menschen zu der Ausübung dieser Rathschläge, und nicht alle Menschen?

Madem. Gut.

Es kömmt uns armen geringen Sterblichen nicht zu, daß wir die Geheimnisse des Allmächtigen einsehen wollen. Indessen ist es uns doch erlaubet, einige Muthmaßungen deswegen zu machen, und uns die Worte der heiligen Schrift dabey zu erinnern.

Der gedachte junge Mensch hatte die Gebothe Gottes von seiner Kindheit auf gehalten; und deswegen liebete ihn Jesus. Was für einen gröf-

fern Beweis aber konnte ihm nun dieser göttliche Heiland von seiner Liebe geben, als daß er ihn zu einer größern Vollkommenheit berief? Diese Vollkommenheit, wozu er berufen wurde, war die Belohnung, daß er die Gebothe des Herrn treulich beobachtet hatte. Ueber dieses sah Jesus, welcher den Grund der Herzen kennet, daß dieser junge Mensch eine Neigung zum Geize hatte; und daß ihn diese Neigung zur Sünde verleiten würde. Es war also eine große Gütigkeit gegen ihn, daß er ihm rieth, er sollte sich des Reichthumes entladen, welcher ihn zu seinem Verderben führen mußte.

Jgfr. Zina.

Mein Gott, meine liebe Gut, weil dieser junge Mensch nicht das Herz hatte, seinem Reichthume zu entsagen; warum nahm ihm Jesus solchen nicht mit Gewalt?

Madem. Gut.

Alsdann würde dieser junge Mensch seine Verdammung dadurch bewirket haben, daß er ihn bedauret und wider die göttliche Vorsehung gemurret hätte. Gott, welcher uns ohne unser Zuthun erschaffen hat, will uns nicht ohne unser Zuthun selig machen. Er beruft diesen jungen Menschen und den heiligen Matthäus, welcher auch reich war, ihm zu folgen. Der erste weigerte sich; der andere verläßt alles. Diese beyden Personen haben alle beyde einerley Beruf gehabt. Weil sie aber alle beyde frey waren: so kam es auf sie an, ob sie solchen verwerfen oder annehmen wollten, wie sie thaten. Wir müssen es hierbey lassen, meine

Fräulein;

Fraulein; denn es ist viel zu spät, als daß wir weiter fortfahren könnten.

Fräul. Lucia ganz leise.

Meine liebe Gut, die Jungfer Zina möchte gar zu gern mit zu der besondern Unterredung kommen, die Sie uns gütig bewilligen wollen.

Madem. Gut.

Bringen Sie sie mit, mein Schatz; ich werde Sie mit Vergnügen empfangen.

Das XI Gespräch.

Fräulein Luise, Fräulein Lucia, Jungfer Zina, Mademoiselle Gut.

Jgfr. Zina.

Mademoiselle Gut, ich bin Ihnen wegen der Gewogenheit, die Sie mir erweisen, daß Sie mich zu Ihren besondern Unterredungen mit annehmen, vielen Dank schuldig. Diese Fräulein haben die Güte gehabt, und mir gesaget, wovon Sie sich das letzte Mal unterhalten haben. Es sind Sachen von der äußersten Wichtigkeit; und es wird mir ein Vergnügen seyn, wenn ich mir solche zu Nutze machen kann.

Madem. Gut.

Weil Ihnen diese Fräulein von unserer letztern Unterredung Nachricht gegeben haben, so wollen wir gleich fortfahren, wenn Sie wollen. Hat Fräulein Luise ihre Beschäfftigungen und Zeitvertreibe

nach denen Regeln untersuchet, die ich ihr vorgeschrieben habe?

Fräul. Luise.

Ja, meine liebe Gut. Die Vergnügungen, die ich mir ordentlicher Weise mache, sind die Schauspiele, das ist die Oper und die Komödie; der Ball, das Spielen, die Assembleen, das Spatzierengehen und zuweilen ein wenig Lesen. Ich mag diese Dinge untersuchen, wie ich will, ich finde sie an sich nicht böse.

Madem. Gut.

Was denken Sie davon, Fräulein Lucia?

Fräul. Lucia.

Ich kann es nicht sagen, meine liebe Gut. Ich finde, daß man in der Komödie oft viele Thorheiten saget. Es ist wahr, das geschieht in den Tragödien nicht: allein, auch in den besten giebt es Meynungen, die dem Christenthume ganz entgegen sind. Man billiget darinnen die Rache; man lobet den Ehrgeiz; kurz, meine liebe Gut, mich dünket, wenn ich aus dem schönsten Trauerspiele gehe, ich finde mein Herz leer von göttlichen Sachen, und voller weltlichen Grundsätze, denen ich in meiner Taufe entsaget habe. Und hernach so hat man gleich bey der allerreinsten Tragödie ein Zwischenspiel, welches zuweilen gar nicht rein ist, und zu Ende ein Nachspiel, welches gemeiniglich schändlich ist.

Madem. Gut.

Wenn das Fräulein Lucia die Wahrheit saget, meine Fräulein: so muß man daraus schließen,

die

die Komödie sey, so wie man sie jetzo spielet, böse; und die Tragödie sey wenigstens gefährlich. Ich sage die Komödie, so wie man sie jetzo spielet, oder doch gern wieder zu spielen anfangen möchte. Wenn es den Herren Komödienschreibern beliebete, gute Lustspiele zu machen, oder den Komödianten, nur gute aufzuführen: so würde die Komödie eine vortreffliche Schule für junge Leute seyn. Wir haben im Französischen und Deutschen viele sehr schöne Stücke, zur Bildung der Sitten; und man kann mit gutem Gewissen in solche gehen. Ich behaupte aber, eine Person, welche ihre Seligkeit lieb hat, soll nicht in die andern gehen. Ich sah neulich eine Gesellschaft junger Frauenzimmer hingehen, ein Stück spielen zu sehen, welches durchaus schändlich war; und ich begreife nicht, wie Frauenzimmer die Kühnheit haben und sich dabey einfinden kann.

Jgfr. Zina.

Ich gestehe es Ihnen, meine liebe Gut, es wird mir niemals wieder begegnen, daß ich in die Komödie gehe, wenn ich nicht vorher genau weis, was man spielet. Ich war neulich mit einer von meinen Schwestern darinnen; ich hätte immer vor Schame sterben mögen; und ich stund wohl zwanzigmal im Begriffe, hinaus zu gehen.

Frl. Luise.

Vermuthlich fangen Sie leichter etwas auf, als ich, meine Fräulein. Anfänglich so giebt es viele Dinge, welche böse seyn können, die ich aber nicht verstehe; und hernach, so machen diejenigen, die ich verstehe, keinen Eindruck bey mir. Sie gehen

zu dem einen Ohre hinein und zu dem andern wieder heraus.

Madem. Gut.

Wir wollen aufrichtig reden, mein Schatz. Wie? eine Thorheit, die Sie in der Komödie gehöret haben, kömmt Ihnen niemals wieder in den Sinn?

Frl. Luise.

Das sage ich nicht, meine liebe Gut; denn ich würde lügen. Wenn sie mir aber wieder einfällt: so jage ich sie fort und denke an etwas anders; so werde ich sie los.

Madem. Gut.

Glauben Sie wohl, mein Fräulein, daß Sie durch Ihre eigenen Kräfte einen bösen Gedanken verjagen können? Brauchen Sie dazu nicht einen besondern Beystand des Herrn: und denken Sie wohl, er werde Ihnen solchen stets verleihen, wenn Sie fortfahren, sich der Gefahr ohne Noth auszusetzen? Würden Sie wohl Lust haben, sich alle Tage mit Gifte zu vergeben, weil sie von ungefähr ein Gegengift gebrauchet hätten, welches Sie zuweilen davon geholfen? Würden Sie nicht befürchten, Ihr Gegengift möchte, nachdem es Ihnen vielmal geholfen, doch wohl einmal unkräftig seyn, welches genug seyn würde, Ihnen das Leben zu nehmen? Würden Sie nicht wenigstens denken, diese Gewohnheit, Gift zu nehmen, würde in die Länge Ihre Gesundheit verderben und Sie in das Grab führen? Haben Sie wohl erwogen, mein Schatz, daß es nur ein böser Gedanken, dem Sie

nachhän-

nachhängen, seyn dürfe, welcher Ihre Seele tödten kann? Sie werden mir sagen, die Komödie mache Ihnen ein Vergnügen. Wohlan, mein Schatz, legen Sie dieses Vergnügen, und die Mühe, die sie Ihnen machet, die bösen Gedanken zu verjagen, in eine Wagschale; ich glaube nicht, daß sie einander das Gegengewicht halten. Sie sagen mir auch, Sie verstünden den größten Theil von denen Thorheiten nicht, die daselbst gesaget würden; in diesem Falle müssen Ihnen Zeit und Weile lang werden. Allein, sehen Sie nicht eben so wohl die freyen Gebärden und Handlungen der spielenden Personen? Werden über dieses die Mannspersonen, welche Sie in dieser Komödie sehen, wohl glauben, Sie verstünden das nicht, was darinnen gesaget wird? Werden sie sich nicht überreden, sie hätten das Recht, Ihnen eben dergleichen Dinge vorzusagen, als Sie mit Vergnügen aus dem Munde der spielenden Personen hören? Man erstaunet zuweilen über die Unverschämtheit der Mannspersonen, über die freyen Reden in dem Umgange. In der Komödie machet man sich mit dergleichen Redensarten, mit dergleichen Aufführung bekannt. Ich will Ihnen keine lächerliche Gewissenszweifel machen; reden Sie frey; finden Sie, daß ich etwas übertrieben oder zu viel gesaget habe?

Fräul. Lucia.

Das finde ich nicht, meine liebe Gut; und ich entsage von Herzen gern einer Lustbarkeit, welche über kurz oder lang machen könnte, daß ich Gott beleidigte.

Frl. Luise.

Ich habe so viel Herz nicht: ich fasse aber den Entschluß, ich will nur in die Tragödie gehen, und mich vor dem Nachspiele hinwegbegeben.

Jgfr. Zina

Meine liebe Gut, wir sind zuweilen in den Umständen, daß es uns frey steht, hierinnen zu thun, was wir für dienlich erachten: aber es kömmt auch nicht allemal auf uns an. Wenn meine Mutter mich zu denen Schauspielen mitnehmen will, die sie liebet; soll ich ihr eine Predigt halten? Soll ich ihr sagen: sie thue Unrecht, daß sie dahin gehe, und ich wolle sie nicht dahin begleiten? Wenn eine Frau einen Mann hat, und er verlanget, sie solle an diesem oder einem andern Tage in die Komödie gehen, weil er eine Gesellschaft dazu angestellet hat; wird sie das Stück ändern können? oder will sie sich lieber mit ihrem Manne überwerfen und sich weigern, hinein zu gehen?

Madem. Gut.

Ey, mein Gott! meine lieben Fräulein, dieß sind gar nicht die Dinge, worüber sich die Weiber mit ihren Männern überwerfen; sondern vielmehr ganz das Gegentheil. Die am wenigsten christlichen Mütter werden gar nicht verdrüßlich darüber, wenn ihre Töchter christlich sind, uud zwar recht sehr christlich. Sie führen sie nur in die Komödie, damit sie ihnen ein Vergnügen machen. Eine vernünftige Frau findet Mittel und Wege, ihren Mann zu bewegen, daß er thut, was sie will. Aber kurz, ich will setzen, er fordere es durchaus,

sie solle ihm mit zu solchen Lustbarkeiten folgen, welche gefährlich sind, (denn wenn sie durchaus böse wären, so müßte sie ihm nicht gehorchen,) so würde eine christliche Frau, eine christliche Tochter gar nicht mit Vergnügen dahin gehen, sondern sich nur mit Zittern dabey einfinden. Sie würde Sorge tragen, daß sie sich vorher, ehe sie dahin gienge, durch das Gebeth, durch gute Betrachtungen, dawider verwahrete; und Gott, welcher das Herz kennet, würde ihr starke und kräftige Gnade geben, denen Gefährlichkeiten zu widerstehen, welchen sie sich auszusetzen nicht würde gesuchet haben.

Frl. Luise.

Das ist doch entsetzlich, daß man fast allen Komödien, aus Schuld derjenigen, welche die Schauspiele anordnen, entsagen muß. Ich habe fast Lust, mit der allergrößten Anzahl Frauenzimmer, die ich nur immer werde finden können, ein Bündniß zu machen, und dem Vorsteher der Schauspiele sagen zu lassen, es werde keine von uns in die Komödie kommen, wofern er nicht gute sittliche und tugendhafte Stücke wähle, oder zu Ende der Trauerspiele ein Nachspiel vorstellen lasse, welches unschuldig, und nicht auf eine ungeziemende Art lustig ist. Seit einiger Zeit hat man auch Pantomimen mit aufgeführet, worinnen man zwar nichts garstiges oder unanständiges saget; denn man redet nicht dabey: allein, dafür ist der Inhalt böse; und die Gebärden sind nach dem Inhalte eingerichtet. — Und der Ball, meine liebe Gut; ist der auch an sich selbst böse? Ich für mein Theil

sehe ihn als eine gute Leibesübung zur Gesundheit an.

Madem. Gut.

Die öffentlichen Bälle verdamme ich; ich werde Ihnen aber erlauben, zu tanzen, so lange Sie wollen. Ich erbiethe mich so gar, ich will Sie jede Woche einen ganzen Tag tanzen lassen, wenn Sie es nur unter sich thun wollen, und keine Herren dabey sind.

Frl. Luise.

Man würde lange Weile haben, meine liebe Gut, wenn unser nur lauter Frauenzimmer wären. Man ist es gewohnt, mit Mannspersonen zu tanzen.

Madem. Gut.

Sie vergessen, mein liebes Fräulein, daß der Ball, nach Ihrer Meynung, nur eine nöthige Leibesübung zur Gesundheit ist. Gestehen Sie, daß die Gesundheit bloß ein Vorwand ist; und vernehmen Sie, daß, ungeachtet alles des Bösen, was ich Ihnen von den Schauspielen gesaget habe, ich Sie doch lieber viermal in die Komödie, als nur einmal auf einen öffentlichen Ball, wollte gehen sehen.

Hören Sie, meine Fräulein, und wir wollen offenherzig mit einander reden. Wir sind alle zusammen von Natur schwach und zum Bösen geneigt. Diejenigen, welche diese Wahrheit nicht zugeben werden, werden nur solche Personen seyn, die niemals in ihr eigenes Herz zurück gegangen sind und die Neigungen desselben nicht kennen. Weil sie solche aber darinnen nicht gesehen haben;

sind

sind deswegen diese bösen Neigungen nicht eben so wohl darinnen und machen, daß wir einen starken Trieb zum Bösen haben, der nicht erst noch einer Hülfe bedarf? Unter denen verderbten Neigungen, die in unserm Herzen herrschen, ist die Begierde, zu gefallen, ohne Zweifel die heftigste. Sie bringt bey dem Frauenzimmer die Liebe zum Putze, die Eifersucht, die Eitelkeit, und zuweilen unter allen diesen bösen Früchten die Nacheiferung und die Verbesserung grober Fehler hervor. Der Ort nun, wo diese Begierde, zu gefallen, eine neue Kraft gewinnt, ist der Ball. Man geht nur bloß deswegen dahin, wenn man sich im Grunde untersuchet. Und was für Böses ist dabey, werden Sie mir sagen, wenn man zu gefallen suchet? Die tugendhafteste Frau kann diesen Vortheil suchen, wenn nur ihr niemand gefällt. Ich will Ihnen das hingehen lassen, wiewohl vieles daran fehlet, daß solches wahr ist. Glauben Sie wohl aufrichtig, meine Fräulein, daß unter der großen Anzahl Mannspersonen, denen Sie zu gefallen sich bemühen werden, sich nicht einige finden sollten, die Ihnen auch ihrer Seits wieder gefallen werden? Das ist noch kein Verbrechen, werden Sie mir sagen; wir sind in dem Alter, daß wir unsere eigene Haushaltung anfangen können; und wenn wir uns verheurathen wollen, muß uns doch wohl einer gefallen?

Das ist recht gut, meine Fräulein; und aus eben der Ursache sollten Sie niemals auf einen öffentlichen Ball gehen, wenn es in meiner Gewalt stünde.

Fräul. Luise.

Diese Ursache verstehe ich nicht recht, meine liebe Gut. Sie geben zu, daß wir, zu unserer Verheurathung, nöthig haben, jemand zu finden, welcher uns gefalle? Gestehen Sie vielmehr, meine liebe Gut, daß man sich auf dem Balle am besten kennen lernet, weil man sich daselbst am wenigsten zwingt, und daß daselbst sehr oftmals Bekanntschaften gemacht werden, die auf eine Heurath hinauslaufen. Glauben Sie nur wenigstens nicht, daß ich Lust habe, mich zu verheurathen. Ich halte mich, so wie ich gegenwärtig bin, für sehr glücklich; und wenn es in meiner Willkühr steht, so werde ich vor meinem zwey und zwanzigsten Jahre keinen Mann nehmen. Ich rede mit Ihnen nur überhaupt davon und einzig und allein zur Vertheidigung einer Lustbarkeit, die ich liebe.

Madem. Gut.

Sagen Sie mir, mein Schatz, wer sind die Mannspersonen, welche die Bälle zu besuchen pflegen?

Frl. Luise.

Alle diejenigen, die sich gern vergnügen mögen.

Madem. Gut.

Und glauben Sie wohl, daß man in der Classe derjenigen Mannspersonen, welche sich so gern vergnügen mögen, die vernünftigen Männer suchen muß?

Frl. Luise.

Warum sollte man es nicht thun können? Bin ich nicht vernünftig, weil ich den Ball liebe?

Madem.

Madem. Gut.

Wenn ich Ihnen sagete, nein: so würden Sie mich als eine ungerechte Person ansehen, mein Schatz: wenn ich es Ihnen aber beweise; was werden Sie mir da sagen? Betrachten Sie sich als eine Christinn, und hernach als ein vernünftiges Wesen, und Sie werden sehen, daß Sie in diesen beyden Umständen den Ball verdammen müssen.

Jgfr. Zina.

Ich gestehe es Ihnen, meine liebe Gut, der Ball scheint mir dem Christenthume nicht entgegen zu seyn.

Frl. Lucia.

Ich für mein Theil finde ihn der Vernunft zuwider. Ich bringe eine Nacht auf dem Balle zu; und diese ganze Zeit über ist mein Geist in meinen Augen und in meinen Beinen; ich bediene mich desselben gar nicht; ich bin weiter nichts, als ein Kunstwerk, welches ansieht, und tanzet. Da ist denn also eine Nacht, in Ansehung meiner Vernunft, verloren. Der Tag, welcher vor dem Balle hergeht, ist nicht besser angewandt worden. Ich bin nur mit meinen Kleidern beschäfftiget gewesen. Untersuche ich die Zeit, die auf den Ball folget, so ist es noch ärger. Ich komme so ermüdet wieder nach Hause, daß da an kein Bethen zu denken ist, ehe ich mich niederlege. Will ich es thun, so schlafe ich entweder darüber ein, oder ich bin nur mit demjenigen beschäfftiget, was ich gesehen habe. Ich verderbe den ganzen Morgen mit Schlafen; ich wache auf und habe den Kopf noch ganz voll von

der

der Lustbarkeit der vorigen Nacht. Es läßt sich so wohl in meinem Morgengebethe, als in meinen andern Verrichtungen, spühren; und es vergehen zween oder drey Tage, ehe ich wieder recht zu mir selbst komme. Das ist noch nicht alles. Wenn ich mich gewöhne, gern auf einem Balle zu seyn: so werde ich, wenn ich mein eigen seyn werde, eine heftige Begierde haben, so oft dahin zu gehen, als es mir nur immer möglich seyn wird. Gebe ich dieser Begierde nach: sieh da, so ist die Hälfte meines Lebens, in Ansehung meiner Vernunft, verloren. Ich erhitze mein Blut; ich verderbe meine Gesundheit dadurch, daß ich die Stunden zum Schlafe verändere. Unter der Zeit, da ich schlafe, ist meinen Kindern, wenn ich welche habe, meinem Gesinde, der Zügel nachgelassen; sie können thun, was sie wollen; ich kann nicht auf die gute Ordnung meines Hauses Acht haben; ich muß sie einer Ausgeberinn überlassen; und ich werde wegen aller derer Fehler strafbar, die bey mir vorgehen. Fasse ich den Entschluß, ich wolle mich des Balles enthalten: so werde ich an denen Tagen, da ich nicht dahin gehen werde, wie eine unglückselige Person viel auszustehen haben; denn die böse Gewohnheit wird, ungeachtet meiner guten Entschließungen, die Oberhand behalten.

Madem. Gut.

Ich habe zu dem, was das Fräulein Lucia gesaget hat, fast nichts hinzu zu setzen. Was ich indessen noch zu sagen habe, ist von der äußersten Wich-

Wichtigkeit. Die Mannspersonen auf dem Balle erlauben sich Reden, welche sie anderwärts zu führen sich nicht getrauen würden. Der Ball ist ein Ort des Vergnügens, der Freyheit. Eine Mannsperson, mit der Sie getanzet haben, sieht Sie als eine Bekannte an, ob er Sie gleich sonst niemals gesehen hat. Seine Schuldigkeit ist, daß er Sie unterhalten muß, wenn Sie von dem Tanze müde sind, und sich ausruhen wollen. Und wovon wird er mit Ihnen reden? Von Ihren Reizungen, von dem Glücke, das er gehabt hat, mit Ihnen zu tanzen, von der guten Art und der Annehmlichkeit, womit Sie getanzet haben. Eine schöne Unterredung! Gleichwohl ist solche doch noch sehr sittsam. Das Lärmen des Balles, welches Ihnen nicht erlaubet, stets an der Seite ihrer Mütter zu bleiben, setzet Sie noch etwas ärgerm aus. Es wird so gar geschehen, daß Ihre Einbildungskraft, welche durch die Bewegung des Tanzes erhitzet ist, Ihnen nicht erlauben wird, so gleich auf der Stelle die Unanständigkeit derer Reden wahrzunehmen, die man gegen Sie führen wird. Schmeicheln Sie sich nicht, meine Fräulein; eine junge Person verliert einen Theil ihrer wohlanständigen sittsamen Furchtsamkeit auf einem Balle. Sie giebt einer Mannsperson die Hand, sie springt und figurieret mit ihm. Will sie mit einer guten Art tanzen: so muß sie ihm in das Gesicht sehen: sie muß lächeln, wenn sie ihm die Hand giebt. Sie kann es nicht übel nehmen, wenn er sie starr und auf die allerkühneste Art ansieht. Habe ich zu viel gesaget, Fräulein Luise? Hat sich Fräulein

Lucia in denen Anmerkungen geirret, die sie gemacht hat?

Frl. Luise.

Nein, meine liebe Gut, ich gebe mich, und ich versprechе es Ihnen, ich will nicht mehr auf den Ball gehen, außer wenn ich es durchaus nicht Umgang haben kann. Ich bin von demjenigen gerühret worden, was das Fräulein Lucia von der Schwierigkeit zu bethen, wenn man von einem Balle kömmt, angemerket hat. Es ist wahr, ich bethe alsdann ohne Andacht, oder ich bethe auch ganz und gar nicht.

Jgfr. Zina.

Ich war voriges Jahr auf einem Balle; und ich kam so ermüdet wieder davon zurück, daß ich einschlief, indem ich mich auszog. Den andern Morgen kam einer von meinen Brüdern zu mir in meine Stube und sagete zu mir: Meine liebe Schwester, ich befürchte gar sehr, du hast dich heute niedergeleget, und nicht erst vorher gebethet. Ich gestund es meinem Bruder, ich hätte mich niedergeleget und nicht daran gedacht. Ach meine liebe Schwester, sagete er zu mir, ist es wohl möglich, daß sich eine Christinn entschliessen kann, zu Bette zu gehen, welches ihr Grab werden kann, und nicht erst untersuchet, ob sie im Stande ist, vor Gotte zu erscheinen, daß sie ihm nicht erst ihre Seele empfiehlt, und sich nicht erst vor ihm wegen derer Sünden anklaget, welche sie den Tag über begangen hat? Dieses machete einen solchen Eindruck bey mir, daß es mir ein ander Mal

nicht

nicht wieder geschehen ist, dergleichen Fehler zu begehen. Ich mag immerhin eingeschlafen seyn, ich versichere Sie, dieser Gedanken erwecket mich.

Madem. Gut.

Sie machen mir einen großen Begriff von Ihrem Bruder. Ich wollte wohl wetten, er ist selbst ein Feind von den Bällen und dergleichen Zusammenkünften. — Allein, was fehlet Ihnen, Fräulein Luise? Sie kommen mir ganz traurig vor.

Fräul. Luise.

Ja, meine liebe Gut; das bin ich auch. Ich komme stets wieder auf das, was ich Ihnen neulich sagete. Es ist sehr unangenehm, daß man allen Vergnügungen entsagen soll. Sie hatten mir versprochen, Sie wollten mir andere dafür geben. Machen Sie hurtig und zeigen Sie mir solche; ich habe ihrer höchst nöthig.

Madem. Gut.

Fragen Sie das Fräulein Lucia, ob ihm seit zweenen Monaten Zeit und Weile lang geworden sind, da es fast allen diesen eiteln Zeitvertreiben entsaget hat?

Frl. Lucia.

Nein, in Wahrheit nicht, meine liebe Gut; und ich kann es dem Fräulein Luise zuschwören, ich bin in meinem ganzen Leben nicht so glücklich gewesen.

Frl. Luise.

Um der christlichen Liebe willen, meine wertheste Freundinn, sagen Sie mir doch, wie bringen Sie Ihr Leben zu? Wenn ich allen diesen

Vergnügungen werde entsaget haben: so glaube ich, der Tag wird mir unerträglich lang vorkommen.

Fräul. Lucia.

Und mir kömmt er so kurz vor, mein Schatz, daß ich nicht Zeit habe, die Hälfte von dem zu thun, was ich wünschete. Ich stehe ein wenig vor sieben auf und brauche eine halbe Vierthelstunde, mich anzukleiden. Um sieben Uhr verrichte ich mein Gebeth und mache einige Betrachtungen.

Madem. Gut.

Lassen Sie uns doch hören, mein liebes Fräulein, was das für Betrachtungen sind.

Fräul. Lucia.

Ich will sie Ihnen sagen, meine wertheften Freundinnen: aber glauben Sie nur nicht, daß ich sie gemacht habe. Meine liebe Gut hat sie mir eingegeben; und sie hat mich auch die Art und Weise gelehret, wie ich meinen Tag so anwenden soll, daß er mir sehr kurz vorkömmt.

Madem. Gut.

Sie werden meine Geheimnisse entdecken, mein Schatz; das ist nicht schön. Aber ich höre unsere jungen Fräulein kommen. Wir müssen diese Unterredung bis auf ein anderes Mal aussetzen.

Das XII Gespräch.

Madem. Gut.

Wir haben das letzte Mal unsere Historien nicht alle hergesaget, und wir haben auch die Geographie vergessen. Wir müssen, wenn es Ihnen beliebet, heute damit anfangen. Die Reihe ist an Ihnen, Jungfer Miekchen.

Jungfer Miekchen.

Der Feldhauptmann des Königes in Syrien hieß Naeman. Er war ein vortrefflicher Mann, und wurde von seinem Herrn sehr hochgehalten; denn durch ihn gab Gott dem Königreiche Syrien Heil und Segen; und er war ein großer Kriegesheld und ein sehr rechtschaffener Mann. Es hatte ihm aber ein großes Unglück befallen, und er war aussätzig geworden; das ist, er war über und über vom Kopfe bis auf die Füße ganz voller abscheulichen Krätze. Nun war in seinem Hause ein israelitisches Mägdchen; das hatten die syrischen Kriegesleute ehemals gefangen genommen, und zu einer Sclavinn gemacht. Sie mußte seiner Gemahlinn aufwarten; und weil man sie gut hielt, so war sie ihrer Herrschaft sehr zugethan, und hatte ein großes Mitleiden mit dem traurigen Zustande, worein ihr Herr gerathen war. Eines Males sagete sie zu ihrer Frau: Ich wollte wünschen, daß unser Herr bey dem Propheten Elisa zu Samaria wäre; ich bin versichert, er würde ihn von sei-

nem Aussatze befreyen; wenn er doch nur zu ihm reisen wollte. Naeman meldete es dem Könige, seinem Herrn, was das Mägdchen gesaget hätte; und der König sagete: er möchte zu ihm hinreisen; er wollte selbst an den König in Israel seinetwegen einen Brief schreiben. Naeman machete sich auf die Reise, und nahm viel Gold und Silber und kostbare Kleider mit sich. Er überbrachte dem Könige in Israel seines Herrn Brief; darinnen stund: er schickete seinen General deswegen zu ihm, daß er ihn von seinem Aussatze befreyen sollte. Da der König in Israel den Brief gelesen hatte, so zerriß er seine Kleider. Dieses war damals so die Gewohnheit, wenn einem ein großes Herzeleid wiederfuhr, oder man ein großes Betrübniß hatte. Er sagete dabey: Bin ich denn Gott, daß ich tödten und lebendig machen kann? Warum schicket er doch den Mann zu mir, daß ich ihn von seinem Aussatze losmachen soll? Man sieht wohl, er suchet nur eine Ursache, daß er mit mir Streit anfangen könne. Als der Prophet Elisa erfuhr, daß der König so betrübt war, so schickete er zu ihm und ließ ihm sagen: Warum bekümmerst du dich doch so viel und ängstigest dich ohne Noth? Laß den Mann zu mir kommen, damit er erfahre, es sey ein Prophet des wahren Gottes in Israel. Naeman reisete also hin und kam mit seinen Pferden und Wagen zu dem Hause des Propheten und hielt da vor dessen Thüre still. Elisa schickete jemand hinaus und ließ ihm sagen: Er sollte an den Fluß Jordan fahren und sich siebenmal darinnen baden, so würde er wieder rein werden. Naeman

wur-

wurde darüber sehr böse, daß der Prophet nicht selbst mit ihm sprach. Er sagete: Ich meynete, er sollte zu mir heraus kommen, und er würde her gewesen seyn, und den Namen des Herrn, seines Gottes, angerufen haben, und alsdann mit der Hand über meinen Leib herfahren, und also den Aussatz fortschaffen. Haben wir nicht in Syrien so gute und noch bessere Wasser, als in ganz Israel? Was soll ich mich denn erst viel im Jordane waschen? Er kehrete also in vollem Zorne wieder um und fuhr weg. Seine Bedienten aber macheten sich an ihn und redeten mit ihm, und sageten: Gnädiger Herr, wenn der Probet Sie etwas großes und schweres geheißen hätte, so würden Sie es haben thun müssen; warum wollen Sie denn nun das Leichte nicht thun, und sich in dem Flusse baden, wie er es befohlen hat? Naeman gieng in sich und dachte, seine Bedienten hätten wohl Recht. Er stieg also ab und wusch sich siebenmal in dem Jordane. Da er sich nun so gebadet hatte, wie der Mann Gottes ihm gesaget, so wurde sein Leib ganz rein und er wieder so schön, als ein junger Mensch. Darauf fuhr er mit allen seinen Leuten zurück zu dem Propheten, und wollte sich bey ihm bedanken. Er gieng zu ihm hinein und sagete: Ich erkenne nun, daß in allen Landen kein Gott ist, als in Israel; ich will auch hinführo keinem andern mehr dienen, als ihm, und ihn allein als den wahren Gott anbethen. Zugleich both er dem Propheten, zur Erkenntlichkeit, einige Geschenke an. Allein, Elisa wollte nichts annehmen. Nun nöthigte ihn zwar Naeman gar sehr, er möchte doch immer etwas an-

nehmen: dennoch aber wollte er es durchaus nicht thun; und schwur, er würde nichts nehmen. Dieß war seinem Bedienten, Gehasi, nicht recht; denn der Prophet war sehr arm, wie Sie letztlich gehöret haben. Als Naeman daher eine kleine Ecke weg war, so dachte dieser geizige Diener bey sich: Weil mein Herr doch nichts von ihm genommen hat, so will ich ihm nachlaufen, und mir etwas von ihm geben lassen. Er that es; und da ihn Naeman kommen sah, so ließ er still halten, stieg ab und fragete ihn: Ob etwan ein Unglück geschehen wäre? Nein, sagete Gehasi: aber es sind gleich jetzt eben zween junge Leute von den Kindern der Propheten zu meinem Herrn gekommen, welcher arm ist; und er hat mich daher abgeschicket, daß ich Sie um ein Paar Kleider und eine Summe Geldes bitten soll, die er ihnen geben will. Naeman gab ihm von Herzen gern die beyden Kleider und noch einmal so viel Geld, als er verlangete; und es mußten solches zween von seinen Leuten vor ihm hertragen. Als sie nahe an den Ort kamen, wo der Prophet war: so nahm es Gehasi ihnen ab, und legete es bey Seite im Hause. Darauf ließ er die Leute wieder zurückgehen und trat ohne Scheu vor seinen Herrn. Elisa fragete ihn: Wo kömmst du her, Gehasi? Und der antwortete ihm: Ich bin nirgend gewesen. Warum lügest du doch so? sagete der Prophet zu ihm; meynest du, daß ich es nicht weis, wie der Mann von seinem Wagen abstieg und dir entgegen kam? War es jetzt Zeit, Kleider und Geld zu fordern, damit du dir etwan Weinberge, Oelgärten und Vieh dafür anschaffen könnest?

neſt? Behalt es immer, zugleich aber auch Naemans Ausſatz auf alle deine Nachkommen. Kaum hatte der Prophet dieſe Worte ausgeſprochen, ſo wurde ſein Diener Gehaſi ſo voller Ausſatz, als wenn Schnee auf ihm läge, zur Strafe für ſeinen Diebſtahl und für ſeine Lügen.

Madem. Gut.

Sie ſehen, Jungfer Miekchen, was für ein häßliches Laſter der Geiz iſt. Dieſer Diener des Propheten wird aus Liebe zum Gelde ein Lügner und Dieb. Dieſe Leidenſchaft verändert die Gemüthsart; ſie nimmt mit dem Alter gar nicht ab, wie die andern Leidenſchaften, ſondern ſie nimmt vielmehr beſtändig zu. Fahren Sie fort, Fräulein Charlotte; und wenn wir mit unſern Hiſtorien fertig ſeyn werden, ſo will ich Ihnen den entſetzlichen Tod von einem Paar Geizigen erzählen, der zu unſerer Zeit geſchehen iſt.

Fräul. Charlotte.

Der König in Syrien, welcher Willens war, das Königreich Iſrael zu zerſtören, ſchickete oftmals Truppen dahin, daß ſie etwas darinnen unternehmen ſollten. Es war aber faſt allezeit vergebens; denn der Prophet Eliſa ließ dem Könige von Iſrael melden, er möchte auf ſeiner Hut ſeyn, die Syrer wären da oder dort und hätten dieß oder jenes vor. So ſchickete denn der König von Iſrael gleich dahin und ließ den Ort beſetzen, oder bewahrete ſich auch ſonſt. Das geſchah

sehr vielmals; und der König in Syrien wurde darüber ganz unwillig. Er sah, alle seine Anschläge waren entdecket, und glaubete, es müßte jemand unter seinen Leuten seyn, der sie dem Könige von Israel also verriethe. Er erkundigte sich darnach und wollte wissen, wer doch von den Seinigen zu ihm übergegangen wäre. Einer von seinen Bedienten aber sagete: Der Verräther ist unter uns nicht, gnädigster Herr, sondern der Prophet in Israel, Elisa, ist es, der saget seinem Könige alles an. Er weis auch alles, was in dem Cabinette vorgeht und in dem geheimsten Zimmer nur mag berathschlaget werden. So gehet denn hin, sagete der König, und sehet zu, wo er ist; damit ich ihn kann holen lassen. Sie sagten ihm den Ort, wo er war, und er schickete eine große Macht mit Roß und Wagen dahin, welche die Stadt in der Nacht umringeten. Des Morgens früh wollte der Diener des Propheten ausgehen; und da fand er die Soldaten vor der Stadt. Ach! sagete er voller Furcht und Angst zu dem Propheten, was wollen wir nun anfangen, mein lieber Herr? Elisa tröstete ihn und sagete: Fürchte dich nur nicht; wir haben mehr bey uns zur Vertheidigung, als sie, uns anzugreifen. Zugleich bethete er, Gott möchte doch seinem Diener die Augen öffnen; und da sah er den ganzen Berg voll feuriger Rosse und Wagen rund um den Propheten herum. Er gieng also mit seinem Herrn getrost fort, welcher den lieben Gott bath, er möchte doch dieß Volk mit Blindheit schlagen. Als sie daher kamen, und ihn greifen wollten; so

sagete er: Dieß ist nicht der rechte Weg und die rechte Stadt; folget mir, ich will euch dahin führen, wo der Mann ist, den ihr suchet. Sie folgeten ihm; und er führete sie nach Samaria, der Hauptstadt des Königreiches Israel. Hier wurden ihnen die Augen wiederum aufgethan, und sie sahen, zu ihrem großen Schrecken, daß sie mitten in der Stadt unter ihren Feinden und in deren Gewalt waren. Der König von Israel fragete den Propheten: Soll ich sie todtschlagen? Nein, durchaus nicht, antwortete der Prophet; wenn du sie im Kriege bekommen hättest, so möchtest du es thun: jetzo aber setze ihnen zu Essen und zu Trinken vor, und laß sie dann wieder zu ihrem Herrn ziehen. Es wurde also ein großes Gastmahl angerichtet; und nachdem sie gegessen und getrunken hatten, so zogen sie wieder zurück und erzähleten ihrem Herrn, wie es ihnen ergangen wäre, und wie wohl man sie bewirthet hätte. Der König in Syrien wurde dadurch so gerühret, daß er seit der Zeit die Israeliten in Ruhe ließ, und seine Kriegesleute nicht mehr so in ihr Land schickete.

Indessen bathen die Kinder der Propheten, welche sich bey Elisa auf dem Berge Carmel aufhielten, er möchte doch mit ihnen kommen, sie wollten gern Holz hauen, damit sie sich mehr Hütten bauen könnten; denn die, worinnen sie jetzo wohneten, würden ihnen zu enge. Er ließ sich erbitten und gieng mit ihnen. Sie kamen an den Fluß Jordan und hieben daselbst Holz ab. Einer von ihnen aber hatte seine Axt nicht recht verkeilet und fest

gemacht. Es sprang ihm also, bey dem Holzfällen, das Eisen oben von dem Stiele ab und fiel ins Wasser. Er schrye sehr darüber und kam und klagete es dem Propheten. Am meisten jammerte er darüber, daß die Axt nicht einmal sein, sondern entlehnet wäre. Der Prophet tröstete ihn und fragete, wo das Eisen abgefallen wäre. Er wies ihm den Ort; und der Prophet schnitt ein Holz ab und stieß damit an den Ort hinein, und da kam das Eisen aus dem Grunde wieder herauf und schwamm auf dem Wasser. Da kannst du es aufheben, sagete er zu ihm; und der Mann griff auch gleich mit der Hand darnach und nahm es heraus.

Madem. Gut.

Merken Sie es sich doch, meine lieben Fräulein, das beste Mittel, unsere Feinde zu entwaffnen, ist, daß wir ihnen Gutes für Böses erzeigen. Hätte Elisa darein gewilliget, daß die Leute wären erschlagen worden, die ihn gefangen nehmen wollten, so hätte er den Israeliten keinen Frieden verschaffet.

Merken Sie auch an, mit was für Sorgfalt Gott seine Diener behütet. Wären uns die Augen eröffnet, so würden wir sehen, daß Gott unaufhörlich mit seinem Beystande um uns ist, damit er uns von tausenderley Gefährlichkeiten befreye, die wir nicht kennen. Aus wie vielen verdrüßlichen Zufällen hat uns Gott nicht errettet? Wir werden alles das am Tage des Gerichtes erkennen.

Fräul.

Fräul. Maria.

Meine liebe Gut, Sie haben uns eine Historie versprochen.

Madem. Gut.

Sie ist von einer obrigkeitlichen Person, mit Namen Herr Tardieu. Ich nenne sie Ihnen, meine Fräulein, weil es eine öffentlich bekannte Sache ist. Dieser Mann, welcher sehr geizig war, wollte sich verheurathen. Er suchete weder Schönheit, noch Jugend, noch Tugend bey der Person, die er nehmen wollte; sondern er wollte nur eine reiche und eben so geizige Frau haben, als er selbst war. Endlich fand er eine solche Person, wie er sie wünschete; denn ich glaube, es hat niemals eine so eigennützige Frau mehr gegeben. Ihr Mann konnte in Vergleichung gegen sie für freygebig gehalten werden. Er wurde aber in der Gesellschaft einer solchen Frau vollends verderbt. Ein ganzes Buch Papier würde nicht groß genug seyn, die Erzählung aller Niederträchtigkeiten dieser beyden Personen zu fassen.

Diese Frau schaffete anfänglich alles Gesinde aus dem Hause, und darauf erfand sie bisher noch unbekannte Mittel, Geld zu gewinnen oder zu ersparen. Ihr Mann verkaufete die Gerechtigkeit; und wenn ein Missethäter viel Geld hatte, so war er seiner Gnade gewiß. Weil man die Gemüthsart dieses Richters kannte, so macheten ihm alle diejenigen, welche eine böse Sache hatten, viele Geschenke. Eines Tages brachte man ihm zwey junge Truthühner. Seine Frau behielt

hielt das kleinste davon und kochete es für sie zu ihrer Mittagesmahlzeit. Das andere aber schickete sie auf den Markt und ließ es verkaufen, weil es überaus schwer war. Wie groß war aber nicht ihre Verzweifelung, als sie vernahm, der Kläger, welcher ihr dieses Geschenk gemacht, hätte eine gute Summe Goldes in den Bauch der Truthenne gestecket, die sie hatte verkaufen lassen! Sie wäre darüber beynahe von Sinnen gekommen. Sie stahl alles, was sie nur ertappen konnte; und gieng niemals zu einem Pastetenbecker in ihrer Nachbarschaft, daß sie ihm nicht einige Pastetchen mitnahm. Dieser Mann, welcher sie darüber bestrafen und sich rächen wollte, that ein Brechpulver in eines von denselben, welches er mit Fleiße wegnehmen ließ, wovon sie überaus krank wurde. Sie machete sich Röcke aus denen auf Atlas gedruckten Versen und Disputationen, die man ihrem Manne überreichete. Ich habe Ihnen gesaget, daß sie alle ihr Gesinde abgeschaffet hatte, und daß sie mit ihrem Gemahle allein lebete. Sie hatte Schlösser verfertigen lassen, die man nur durch ein Geheimniß eröffnen konnte, und es wußte sie sonst niemand aufzumachen, als sie und ihr Mann.

Alle diese Vorsicht aber konnte sie doch nicht vor ihrem Unglücke verwahren. Es fanden einige Diebe Mittel und Wege, sich in ihr Haus zu schleichen, und erwürgeten sie nebst ihrem Manne. Es ist wahr, diese Diebe konnten niemals wieder zu den Thüren hinaus, und man fand sie also in der Feuermäuer, wo sie sich versteckt hatten. Allein, ihre Bestrafung gab diesen geizigen Leuten

das

das Leben nicht wieder; und es bedaurete sie auch niemand.

Fräul. Maria.

Meine liebe Gut, Sie haben uns in der letzten Lehrstunde gesaget, der Fürst Pythius habe Goldbergwerke gehabt. Ich verstehe das nicht recht, was es heißt; wollen Sie uns das wohl lehren?

Madem. Gut.

Von Herzen gern, mein Schatz. Sie sehen, daß das Obere oder die Fläche der Erde Bäume, Gras, Bluhmen und Früchte hervorbringt. Eben so bringt das Inwendige der Erde die Metalle hervor, worunter das vornehmste und vollkommenste das Gold ist.

Fräul. Maria

Wie? meine liebe Gut, werden die Ducaten so in der Erde gefunden, wie der Spargel in dem Garten?

Madem. Gut.

Nicht vollkommen eben so, mein Schatz. Das Gold ist anfänglich mit Erde vermengt. Wenn man entdecket hat, daß an einem Orte Goldadern sind, oder wenn man es nur vermuthet: so machet man sehr tiefe Löcher oder Gruben in die Erde. Man läßt Leute hinunter steigen, die unten weiter nachgraben müssen; und diese elenden Leute werden zuweilen unter der Erde verschüttet, welche nachstürzet, das ist, welche über sie einfällt und sie erschlägt. Man zieht große Körbe, oder Eimer

voll

voll von dieser Erde, welche mit Golde vermischet ist, oder von solchen Steinen, worinnen das Gold stecket, heraus, und sondert es hernach durch vielerley Mühe und Arbeit davon ab. Darauf nimmt man das, woraus man Ducaten machen will, und trägt es in die Münze, damit es daselbst zugerichtet und gepräget werde.

Jgfr. Schönichinn.

Mein Gott, meine liebe Gut, wie sind doch die armen Leute zu beklagen, die in den Bergwerken arbeiten!

Fräul. Geistreich.

Diejenigen, welche auf dem Grunde des Meeres Perlen suchen, haben noch vielmehr Beschwernisse. Jch habe vor einiger Zeit gelesen, sie fänden daselbst große Fische, die sie auffrässen.

Fräulein. Maria.

Das ist nur zum Lachen, daß man das geschrieben hat, mein Fräulein; giebt es wohl so große Fische, die einen Menschen auffressen können?

Madem. Gut.

In Wahrheit, mein Schatz, es giebt Fische, die so groß sind, wie diese Stube, und andere, die so groß sind, wie ein Haus, als die Walfische. Allein, das sind nicht die Fische, die den armen Perlenfischern Schaden zufügen. Es giebt eine Menge andere, die viel kleiner und doch überaus gefährlich sind. Der Seehund oder Meerwolf zum Beyspiele. Er ist nicht viel größer, als ein Kalb: er hat aber solche scharfe Zähne, als ein Schermesser; und er beißt einem Menschen mit

einem

einem einzigen Bisse das Bein oder den Schenkel ab. Zum Glücke sieht man sie von weitem kommen. Einer von meinen Freunden, welcher viel gereiset war, hat mir erzählet, als er eines Males bey überaus stillem Wetter auf einem Schiffe gewesen, so sey ihm die Lust angekommen, sich zu baden. Er ließ sich also hinunter in die See, und hielt sich an einem Seile. Auf einmal sah er eines von diesen grausamen Thieren kommen, und hatte kaum noch Zeit, zu rufen, man sollte ihn hissen, das ist, nach der Schiffer Sprache, man sollte ihn mit dem Seile hinaufziehen. Als er außer dem Wasser und schon ganz dicht am Borde oder an dem Rande des Schiffes war: so sprang der Fisch in die Luft, damit er sein Bein ertappete; zum Glücke aber verfehlete er es noch.

Frl. Charlotte.

Mich jammerten sonst die Fische, welche man fischete; ich dachte, es wäre Schade, daß man sie todt machete, weil sie doch niemanden etwas zu Leide thäten: jetzo aber könnte man sie immerhin alle ausrotten, es würde mir nicht mehr nahe gehen.

Jgfr. Landmänninn.

Wir haben auf unserm Gute viele Teiche, und man fischet darinnen sehr oft. Das erste Mal, da ich fischen sah, war ich noch sehr klein. Ich fieng damals an zu weinen, als ich die armen Fische auf dem Grase springen, sich quälen und martern sah, ehe sie sturben. Auf einmal aber kam mir ein Gedanken ein. Damit man diese

Fische

nach denen Regeln untersuchet, die ich ihr vorgeschrieben habe?

Fräul. Luise.

Ja, meine liebe Gut. Die Vergnügungen, die ich mir ordentlicher Weise mache, sind die Schauspiele, das ist die Oper und die Komödie; der Ball, das Spielen, die Assembleen, das Spatzierengehen und zuweilen ein wenig Lesen. Ich mag diese Dinge untersuchen, wie ich will, ich finde sie an sich nicht böse.

Madem. Gut.

Was denken Sie davon, Fräulein Lucia?

Fräul. Lucia.

Ich kann es nicht sagen, meine liebe Gut. Ich finde, daß man in der Komödie oft viele Thorheiten saget. Es ist wahr, das geschieht in den Tragödien nicht: allein, auch in den besten giebt es Meynungen, die dem Christenthume ganz entgegen sind. Man billiget darinnen die Rache; man lobet den Ehrgeiz; kurz, meine liebe Gut, mich dünket, wenn ich aus dem schönsten Trauerspiele gehe, ich finde mein Herz leer von göttlichen Sachen, und voller weltlichen Grundsätze, denen ich in meiner Taufe entsaget habe. Und hernach so hat man gleich bey der allerreinsten Tragödie ein Zwischenspiel, welches zuweilen gar nicht rein ist, und zu Ende ein Nachspiel, welches gemeiniglich schändlich ist.

Madem. Gut.

Wenn das Fräulein Lucia die Wahrheit saget, meine Fräulein: so muß man daraus schließen,

die

die Komödie sey, so wie man sie jetzo spielet, böse; und die Tragödie sey wenigstens gefährlich. Ich sage die Komödie, so wie man sie jetzo spielet, oder doch gern wieder zu spielen anfangen möchte. Wenn es den Herren Komödienschreibern beliebete, gute Lustspiele zu machen, oder den Komödianten, nur gute aufzuführen: so würde die Komödie eine vortreffliche Schule für junge Leute seyn. Wir haben im Französischen und Deutschen viele sehr schöne Stücke, zur Bildung der Sitten; und man kann mit gutem Gewissen in solche gehen. Ich behaupte aber, eine Person, welche ihre Seligkeit lieb hat, soll nicht in die andern gehen. Ich sah neulich eine Gesellschaft junger Frauenzimmer hingehen, ein Stück spielen zu sehen, welches durchaus schändlich war; und ich begreife nicht, wie Frauenzimmer die Kühnheit haben und sich dabey einfinden kann.

Jgfr. Zina.

Ich gestehe es Ihnen, meine liebe Gut, es wird mir niemals wieder begegnen, daß ich in die Komödie gehe, wenn ich nicht vorher genau weis, was man spielet. Ich war neulich mit einer von meinen Schwestern darinnen; ich hätte immer vor Schame sterben mögen; und ich stund wohl zwanzigmal im Begriffe, hinaus zu gehen.

Frl. Luise.

Vermuthlich fangen Sie leichter etwas auf, als ich, meine Fräulein. Anfänglich so giebt es viele Dinge, welche böse seyn können, die ich aber nicht verstehe; und hernach, so machen diejenigen, die ich verstehe, keinen Eindruck bey mir. Sie gehen

zu dem einen Ohre hinein und zu dem andern wieder heraus.

Madem. Gut.

Wir wollen aufrichtig reden, mein Schatz. Wie? eine Thorheit, die Sie in der Komödie gehöret haben, kömmt Ihnen niemals wieder in den Sinn?

Frl. Luise.

Das sage ich nicht, meine liebe Gut; denn ich würde lügen. Wenn sie mir aber wieder einfällt: so jage ich sie fort und denke an etwas anders; so werde ich sie los.

Madem. Gut.

Glauben Sie wohl, mein Fräulein, daß Sie durch Ihre eigenen Kräfte einen bösen Gedanken verjagen können? Brauchen Sie dazu nicht einen besondern Beystand des Herrn: und denken Sie wohl, er werde Ihnen solchen stets verleihen, wenn Sie fortfahren, sich der Gefahr ohne Noth auszusetzen? Würden Sie wohl Lust haben, sich alle Tage mit Gifte zu vergeben, weil sie von ungefähr ein Gegengift gebrauchet hätten, welches Sie zuweilen davon geholfen? Würden Sie nicht befürchten, Ihr Gegengift möchte, nachdem es Ihnen vielmal geholfen, doch wohl einmal unkräftig seyn, welches genug seyn würde, Ihnen das Leben zu nehmen? Würden Sie nicht wenigstens denken, diese Gewohnheit, Gift zu nehmen, würde in die Länge Ihre Gesundheit verderben und Sie in das Grab führen? Haben Sie wohl erwogen, mein Schatz, daß es nur ein böser Gedanken, dem Sie

nachhän-

nachhängen, seyn dürfe, welcher Ihre Seele tödten kann? Sie werden mir sagen, die Komödie mache Ihnen ein Vergnügen. Wohlan, mein Schatz, legen Sie dieses Vergnügen, und die Mühe, die sie Ihnen machet, die bösen Gedanken zu verjagen, in eine Wagschale; ich glaube nicht, daß sie einander das Gegengewicht halten. Sie sagen mir auch, Sie verstünden den grösten Theil von denen Thorheiten nicht, die daselbst gesaget würden; in diesem Falle müssen Ihnen Zeit und Weile lang werden. Allein, sehen Sie nicht eben so wohl die freyen Gebärden und Handlungen der spielenden Personen? Werden über dieses die Mannspersonen, welche Sie in dieser Komödie sehen, wohl glauben, Sie verstünden das nicht, was darinnen gesaget wird? Werden sie sich nicht überreden, sie hätten das Recht, Ihnen eben dergleichen Dinge vorzusagen, als Sie mit Vergnügen aus dem Munde der spielenden Personen hören? Man erstaunet zuweilen über die Unverschämtheit der Mannspersonen, über die freyen Reden in dem Umgange. In der Komödie machet man sich mit dergleichen Redensarten, mit dergleichen Aufführung bekannt. Ich will Ihnen keine lächerliche Gewissenszweifel machen; reden Sie frey; finden Sie, daß ich etwas übertrieben oder zu viel gesaget habe?

Fräul. Lucia.

Das finde ich nicht, meine liebe Gut; und ich entsage von Herzen gern einer Lustbarkeit, welche über kurz oder lang machen könnte, daß ich Gott beleidigte.

Frl. Luise.

Ich habe so viel Herz nicht: ich fasse aber den Entschluß, ich will nur in die Tragödie gehen, und mich vor dem Nachspiele hinwegbegeben.

Jgfr. Zina

Meine liebe Gut, wir sind zuweilen in den Umständen, daß es uns frey steht, hierinnen zu thun, was wir für dienlich erachten: aber es kömmt auch nicht allemal auf uns an. Wenn meine Mutter mich zu denen Schauspielen mitnehmen will, die sie liebet; soll ich ihr eine Predigt halten? Soll ich ihr sagen: sie thue Unrecht, daß sie dahin gehe, und ich wolle sie nicht dahin begleiten? Wenn eine Frau einen Mann hat, und er verlanget, sie solle an diesem oder einem andern Tage in die Komödie gehen, weil er eine Gesellschaft dazu angestellet hat; wird sie das Stück ändern können? oder will sie sich lieber mit ihrem Manne überwerfen und sich weigern, hinein zu gehen?

Madem. Gut.

Ey, mein Gott! meine lieben Fräulein, dieß sind gar nicht die Dinge, worüber sich die Weiber mit ihren Männern überwerfen; sondern vielmehr ganz das Gegentheil. Die am wenigsten christlichen Mütter werden gar nicht verdrüßlich darüber, wenn ihre Töchter christlich sind, uud zwar recht sehr christlich. Sie führen sie nur in die Komödie, damit sie ihnen ein Vergnügen machen. Eine vernünftige Frau findet Mittel und Wege, ihren Mann zu bewegen, daß er thut, was sie will. Aber kurz, ich will setzen, er fordere es durchaus,

sie solle ihm mit zu solchen Lustbarkeiten folgen, welche gefährlich sind, (denn wenn sie durchaus böse wären, so müßte sie ihm nicht gehorchen,) so würde eine christliche Frau, eine christliche Tochter gar nicht mit Vergnügen dahin gehen, sondern sich nur mit Zittern dabey einfinden. Sie würde Sorge tragen, daß sie sich vorher, ehe sie dahin gienge, durch das Gebeth, durch gute Betrachtungen, dawider verwahrete; und Gott, welcher das Herz kennet, würde ihr starke und kräftige Gnade geben, denen Gefährlichkeiten zu widerstehen, welchen sie sich auszusetzen nicht würde gesuchet haben.

Frl. Luise.

Das ist doch entsetzlich, daß man fast allen Komödien, aus Schuld derjenigen, welche die Schauspiele anordnen, entsagen muß. Ich habe fast Lust, mit der allergrößten Anzahl Frauenzimmer, die ich nur immer werde finden können, ein Bündniß zu machen, und dem Vorsteher der Schauspiele sagen zu lassen, es werde keine von uns in die Komödie kommen, wofern er nicht gute sittliche und tugendhafte Stücke wähle, oder zu Ende der Trauerspiele ein Nachspiel vorstellen lasse, welches unschuldig, und nicht auf eine ungeziemende Art lustig ist. Seit einiger Zeit hat man auch Pantomimen mit aufgeführet, worinnen man zwar nichts garstiges oder unanständiges saget; denn man redet nicht dabey: allein, dafür ist der Inhalt böse; und die Gebärden sind nach dem Inhalte eingerichtet. — Und der Ball, meine liebe Gut; ist der auch an sich selbst böse? Ich für mein Theil

sehe ihn als eine gute Leibesübung zur Gesundheit an.

Madem. Gut.

Die öffentlichen Bälle verdamme ich; ich werde Ihnen aber erlauben, zu tanzen, so lange Sie wollen. Ich erbiethe mich so gar, ich will Sie jede Woche einen ganzen Tag tanzen lassen, wenn Sie es nur unter sich thun wollen, und keine Herren dabey sind.

Frl. Luise.

Man würde lange Weile haben, meine liebe Gut, wenn unser nur lauter Frauenzimmer wären. Man ist es gewohnt, mit Mannspersonen zu tanzen.

Madem. Gut.

Sie vergessen, mein liebes Fräulein, daß der Ball, nach Ihrer Meynung, nur eine nöthige Leibesübung zur Gesundheit ist. Gestehen Sie, daß die Gesundheit bloß ein Vorwand ist; und vernehmen Sie, daß, ungeachtet alles des Bösen, was ich Ihnen von den Schauspielen gesaget habe, ich Sie doch lieber viermal in die Komödie, als nur einmal auf einen öffentlichen Ball, wollte gehen sehen.

Hören Sie, meine Fräulein, und wir wollen offenherzig mit einander reden. Wir sind alle zusammen von Natur schwach und zum Bösen geneigt. Diejenigen, welche diese Wahrheit nicht zugeben werden, werden nur solche Personen seyn, die niemals in ihr eigenes Herz zurück gegangen sind und die Neigungen desselben nicht kennen. Weil sie solche aber darinnen nicht gesehen haben;

sind deswegen diese bösen Neigungen nicht eben so wohl darinnen und machen, daß wir einen starken Trieb zum Bösen haben, der nicht erst noch einer Hülfe bedarf? Unter denen verderbten Neigungen, die in unserm Herzen herrschen, ist die Begierde, zu gefallen, ohne Zweifel die heftigste. Sie bringt bey dem Frauenzimmer die Liebe zum Putze, die Eifersucht, die Eitelkeit, und zuweilen unter allen diesen bösen Früchten die Nacheiferung und die Verbesserung grober Fehler hervor. Der Ort nun, wo diese Begierde, zu gefallen, eine neue Kraft gewinnt, ist der Ball. Man geht nur bloß deswegen dahin, wenn man sich im Grunde untersuchet. Und was für Böses ist dabey, werden Sie mir sagen, wenn man zu gefallen suchet? Die tugendhafteste Frau kann diesen Vortheil suchen, wenn nur ihr niemand gefällt. Ich will Ihnen das hingehen lassen, wiewohl vieles daran fehlet, daß solches wahr ist. Glauben Sie wohl aufrichtig, meine Fräulein, daß unter der großen Anzahl Mannspersonen, denen Sie zu gefallen sich bemühen werden, sich nicht einige finden sollten, die Ihnen auch ihrer Seits wieder gefallen werden? Das ist noch kein Verbrechen, werden Sie mir sagen; wir sind in dem Alter, daß wir unsere eigene Haushaltung anfangen können; und wenn wir uns verheurathen wollen, muß uns doch wohl einer gefallen?

Das ist recht gut, meine Fräulein; und aus eben der Ursache sollten Sie niemals auf einen öffentlichen Ball gehen, wenn es in meiner Gewalt stünde.

Fräul. Luise.

Diese Ursache verstehe ich nicht recht, meine liebe Gut. Sie geben zu, daß wir, zu unserer Verheurathung, nöthig haben, jemand zu finden, welcher uns gefalle? Gestehen Sie vielmehr, meine liebe Gut, daß man sich auf dem Balle am besten kennen lernet, weil man sich daselbst am wenigsten zwingt, und daß daselbst sehr oftmals Bekanntschaften gemacht werden, die auf eine Heurath hinauslaufen. Glauben Sie nur wenigstens nicht, daß ich Lust habe, mich zu verheurathen. Ich halte mich, so wie ich gegenwärtig bin, für sehr glücklich; und wenn es in meiner Willkühr steht, so werde ich vor meinem zwey und zwanzigsten Jahre keinen Mann nehmen. Ich rede mit Ihnen nur überhaupt davon und einzig und allein zur Vertheidigung einer Lustbarkeit, die ich liebe.

Madem. Gut.

Sagen Sie mir, mein Schatz, wer sind die Mannspersonen, welche die Bälle zu besuchen pflegen?

Frl. Luise.

Alle diejenigen, die sich gern vergnügen mögen.

Madem. Gut.

Und glauben Sie wohl, daß man in der Classe derjenigen Mannspersonen, welche sich so gern vergnügen mögen, die vernünftigen Männer suchen muß?

Frl. Luise.

Warum sollte man es nicht thun können? Bin ich nicht vernünftig, weil ich den Ball liebe?

Madem.

Madem. Gut.

Wenn ich Ihnen sagete, nein: so würden Sie mich als eine ungerechte Person ansehen, mein Schatz: wenn ich es Ihnen aber beweise; was werden Sie mir da sagen? Betrachten Sie sich als eine Christinn, und hernach als ein vernünftiges Wesen, und Sie werden sehen, daß Sie in diesen beyden Umständen den Ball verdammen müssen.

Jgfr. Zina.

Ich gestehe es Ihnen, meine liebe Gut, der Ball scheint mir dem Christenthume nicht entgegen zu seyn.

Frl. Lucia.

Ich für mein Theil finde ihn der Vernunft zuwider. Ich bringe eine Nacht auf dem Balle zu; und diese ganze Zeit über ist mein Geist in meinen Augen und in meinen Beinen; ich bediene mich desselben gar nicht; ich bin weiter nichts, als ein Kunstwerk, welches ansieht, und tanzet. Da ist denn also eine Nacht, in Ansehung meiner Vernunft, verloren. Der Tag, welcher vor dem Balle hergeht, ist nicht besser angewandt worden. Ich bin nur mit meinen Kleidern beschäfftiget gewesen. Untersuche ich die Zeit, die auf den Ball folget, so ist es noch ärger. Ich komme so ermüdet wieder nach Hause, daß da an kein Bethen zu denken ist, ehe ich mich niederlege. Will ich es thun, so schlafe ich entweder darüber ein, oder ich bin nur mit demjenigen beschäfftiget, was ich gesehen habe. Ich verderbe den ganzen Morgen mit Schlafen; ich wache auf und habe den Kopf noch ganz voll von

der

der Lustbarkeit der vorigen Nacht. Es läßt sich so wohl in meinem Morgengebethe, als in meinen andern Verrichtungen, spühren; und es vergehen zween oder drey Tage, ehe ich wieder recht zu mir selbst komme. Das ist noch nicht alles. Wenn ich mich gewöhne, gern auf einem Balle zu seyn: so werde ich, wenn ich mein eigen seyn werde, eine heftige Begierde haben, so oft dahin zu gehen, als es mir nur immer möglich seyn wird. Gebe ich dieser Begierde nach: sieh da, so ist die Hälfte meines Lebens, in Ansehung meiner Vernunft, verloren. Ich erhitze mein Blut; ich verderbe meine Gesundheit dadurch, daß ich die Stunden zum Schlafe verändere. Unter der Zeit, da ich schlafe, ist meinen Kindern, wenn ich welche habe, meinem Gesinde, der Zügel nachgelassen; sie können thun, was sie wollen; ich kann nicht auf die gute Ordnung meines Hauses Acht haben; ich muß sie einer Ausgeberinn überlassen; und ich werde wegen aller derer Fehler strafbar, die bey mir vorgehen. Fasse ich den Entschluß, ich wolle mich des Balles enthalten: so werde ich an denen Tagen, da ich nicht dahin gehen werde, wie eine unglückselige Person viel auszustehen haben; denn die böse Gewohnheit wird, ungeachtet meiner guten Entschließungen, die Oberhand behalten.

Madem. Gut.

Ich habe zu dem, was das Fräulein Lucia gesaget hat, fast nichts hinzu zu setzen. Was ich indessen noch zu sagen habe, ist von der äußersten

Wich-

Wichtigkeit. Die Mannspersonen auf dem Balle erlauben sich Reden, welche sie anderwärts zu führen sich nicht getrauen würden. Der Ball ist ein Ort des Vergnügens, der Freyheit. Eine Mannsperson, mit der Sie getanzet haben, sieht Sie als eine Bekannte an, ob er Sie gleich sonst niemals gesehen hat. Seine Schuldigkeit ist, daß er Sie unterhalten muß, wenn Sie von dem Tanze müde sind, und sich ausruhen wollen. Und wovon wird er mit Ihnen reden? Von Ihren Reizungen, von dem Glücke, das er gehabt hat, mit Ihnen zu tanzen, von der guten Art und der Annehmlichkeit, womit Sie getanzet haben. Eine schöne Unterredung! Gleichwohl ist solche doch noch sehr sittsam. Das Lärmen des Balles, welches Ihnen nicht erlaubet, stets an der Seite ihrer Mütter zu bleiben, setzet Sie noch etwas ärgerm aus. Es wird so gar geschehen, daß Ihre Einbildungskraft, welche durch die Bewegung des Tanzes erhitzet ist, Ihnen nicht erlauben wird, so gleich auf der Stelle die Unanständigkeit derer Reden wahrzunehmen, die man gegen Sie führen wird. Schmeicheln Sie sich nicht, meine Fräulein; eine junge Person verliert einen Theil ihrer wohlanständigen sittsamen Furchtsamkeit auf einem Balle. Sie giebt einer Mannsperson die Hand, sie springt und figurieret mit ihm. Will sie mit einer guten Art tanzen: so muß sie ihm in das Gesicht sehen: sie muß lächeln, wenn sie ihm die Hand giebt. Sie kann es nicht übel nehmen, wenn er sie starr und auf die allerkühneste Art ansieht. Habe ich zu viel gesaget, Fräulein Luise? Hat sich Fräulein

Lucia

Lucia in denen Anmerkungen geirret, die sie gemacht hat?

Frl. Luise.

Nein, meine liebe Gut, ich gebe mich, und ich versprechе es Ihnen, ich will nicht mehr auf den Ball gehen, außer wenn ich es durchaus nicht Umgang haben kann. Ich bin von demjenigen gerühret worden, was das Fräulein Lucia von der Schwierigkeit zu bethen, wenn man von einem Balle kömmt, angemerket hat. Es ist wahr, ich bethe alsdann ohne Andacht, oder ich bethe auch ganz und gar nicht.

Jgfr. Zina.

Ich war voriges Jahr auf einem Balle; und ich kam so ermüdet wieder davon zurück, daß ich einschlief, indem ich mich auszog. Den andern Morgen kam einer von meinen Brüdern zu mir in meine Stube und sagete zu mir: Meine liebe Schwester, ich befürchte gar sehr, du hast dich heute niedergeleget, und nicht erst vorher gebethet. Ich gestund es meinem Bruder, ich hätte mich niedergeleget und nicht daran gedacht. Ach meine liebe Schwester, sagete er zu mir, ist es wohl möglich, daß sich eine Christinn entschliessen kann, zu Bette zu gehen, welches ihr Grab werden kann, und nicht erst untersuchet, ob sie im Stande ist, vor Gotte zu erscheinen, daß sie ihm nicht erst ihre Seele empfiehlt, und sich nicht erst vor ihm wegen derer Sünden anklaget, welche sie den Tag über begangen hat? Dieses machete einen solchen Eindruck bey mir, daß es mir ein ander Mal

nicht

nicht wieder geschehen ist, dergleichen Fehler zu begehen. Ich mag immerhin eingeschlafen seyn, ich versichere Sie, dieser Gedanken erwecket mich.

Madem. Gut.

Sie machen mir einen großen Begriff von Ihrem Bruder. Ich wollte wohl wetten, er ist selbst ein Feind von den Bällen und dergleichen Zusammenkünften. — Allein, was fehlet Ihnen, Fräulein Luise? Sie kommen mir ganz traurig vor.

Fräul. Luise.

Ja, meine liebe Gut; das bin ich auch. Ich komme stets wieder auf das, was ich Ihnen neulich sagete. Es ist sehr unangenehm, daß man allen Vergnügungen entsagen soll. Sie hatten mir versprochen, Sie wollten mir andere dafür geben. Machen Sie hurtig und zeigen Sie mir solche; ich habe ihrer höchst nöthig.

Madem. Gut.

Fragen Sie das Fräulein Lucia, ob ihm seit zweenen Monaten Zeit und Weile lang geworden sind, da es fast allen diesen eiteln Zeitvertreiben entsaget hat?

Frl. Lucia.

Nein, in Wahrheit nicht, meine liebe Gut; und ich kann es dem Fräulein Luise zuschwören, ich bin in meinem ganzen Leben nicht so glücklich gewesen.

Frl. Luise.

Um der christlichen Liebe willen, meine wertheste Freundinn, sagen Sie mir doch, wie bringen Sie Ihr Leben zu? Wenn ich allen diesen

Vergnügungen werde entsaget haben: so glaube ich, der Tag wird mir unerträglich lang vorkommen.

Fräul. Lucia.

Und mir kömmt er so kurz vor, mein Schatz, daß ich nicht Zeit habe, die Hälfte von dem zu thun, was ich wünschete. Ich stehe ein wenig vor sieben auf und brauche eine halbe Viertheilstunde, mich anzukleiden. Um sieben Uhr verrichte ich mein Gebeth und mache einige Betrachtungen.

Madem. Gut.

Lassen Sie uns doch hören, mein liebes Fräulein, was das für Betrachtungen sind.

Fräul. Lucia.

Ich will sie Ihnen sagen, meine wertheften Freundinnen: aber glauben Sie nur nicht, daß ich sie gemacht habe. Meine liebe Gut hat sie mir eingegeben; und sie hat mich auch die Art und Weise gelehret, wie ich meinen Tag so anwenden soll, daß er mir sehr kurz vorkömmt.

Madem. Gut.

Sie werden meine Geheimnisse entdecken, mein Schatz; das ist nicht schön. Aber ich höre unsere jungen Fräulein kommen. Wir müssen diese Unterredung bis auf ein anderes Mal aussetzen.

Das XII Gespräch.

Madem. Gut.

Wir haben das letzte Mal unsere Historien nicht alle hergesaget, und wir haben auch die Geographie vergessen. Wir müssen, wenn es Ihnen beliebet, heute damit anfangen. Die Reihe ist an Ihnen, Jungfer Miekchen.

Jungfer Miekchen.

Der Feldhauptmann des Königes in Syrien hieß Naeman. Er war ein vortrefflicher Mann, und wurde von seinem Herrn sehr hochgehalten; denn durch ihn gab Gott dem Königreiche Syrien Heil und Segen; und er war ein großer Kriegesheld und ein sehr rechtschaffener Mann. Es hatte ihm aber ein großes Unglück befallen, und er war aussätzig geworden; das ist, er war über und über vom Kopfe bis auf die Füße ganz voller abscheulichen Krätze. Nun war in seinem Hause ein israelitisches Mägdchen; das hatten die syrischen Kriegesleute ehemals gefangen genommen, und zu einer Sclavinn gemacht. Sie mußte seiner Gemahlinn aufwarten; und weil man sie gut hielt, so war sie ihrer Herrschaft sehr zugethan, und hatte ein großes Mitleiden mit dem traurigen Zustande, worein ihr Herr gerathen war. Eines Males sagete sie zu ihrer Frau: Ich wollte wünschen, daß unser Herr bey dem Propheten Elisa zu Samaria wäre; ich bin versichert, er würde ihn von sei-

nem Aussatze befreyen; wenn er doch nur zu ihm reisen wollte. Naeman meldete es dem Könige, seinem Herrn, was das Mägdchen gesaget hätte; und der König sagete: er möchte zu ihm hinreisen; er wollte selbst an den König in Israel seinetwegen einen Brief schreiben. Naeman machete sich auf die Reise, und nahm viel Gold und Silber und kostbare Kleider mit sich. Er überbrachte dem Könige in Israel seines Herrn Brief; darinnen stund: er schickete seinen General deswegen zu ihm, daß er ihn von seinem Aussatze befreyen sollte. Da der König in Israel den Brief gelesen hatte, so zerriß er seine Kleider. Dieses war damals so die Gewohnheit, wenn einem ein großes Herzeleid wiederfuhr, oder man ein großes Betrübniß hatte. Er sagete dabey: Bin ich denn Gott, daß ich tödten und lebendig machen kann? Warum schicket er doch den Mann zu mir, daß ich ihn von seinem Aussatze losmachen soll? Man sieht wohl, er suchet nur eine Ursache, daß er mit mir Streit anfangen könne. Als der Prophet Elisa erfuhr, daß der König so betrübt war, so schickete er zu ihm und ließ ihm sagen: Warum bekümmerst du dich doch so viel und ängstigest dich ohne Noth? Laß den Mann zu mir kommen, damit er erfahre, es sey ein Prophet des wahren Gottes in Israel. Naeman reisete also hin und kam mit seinen Pferden und Wagen zu dem Hause des Propheten und hielt da vor dessen Thüre still. Elisa schickete jemand hinaus und ließ ihm sagen: Er sollte an den Fluß Jordan fahren und sich siebenmal darinnen baden, so würde er wieder rein werden. Naeman

wur-

wurde darüber sehr böse, daß der Prophet nicht selbst mit ihm sprach. Er sagete: Ich meynete, er sollte zu mir heraus kommen, und er würde her gewesen seyn, und den Namen des Herrn, seines Gottes, angerufen haben, und alsdann mit der Hand über meinen Leib herfahren, und also den Aussatz fortschaffen. Haben wir nicht in Syrien so gute und noch bessere Wasser, als in ganz Israel? Was soll ich mich denn erst viel im Jordane waschen? Er kehrete also in vollem Zorne wieder um und fuhr weg. Seine Bedienten aber macheten sich an ihn und redeten mit ihm, und sageten: Gnädiger Herr, wenn der Probet Sie etwas großes und schweres geheißen hätte, so würden Sie es haben thun müssen; warum wollen Sie denn nun das Leichte nicht thun, und sich in dem Flusse baden, wie er es befohlen hat? Naeman gieng in sich und dachte, seine Bedienten hätten wohl Recht. Er stieg also ab und wusch sich siebenmal in dem Jordane. Da er sich nun so gebadet hatte, wie der Mann Gottes ihm gesaget, so wurde sein Leib ganz rein und er wieder so schön, als ein junger Mensch. Darauf fuhr er mit allen seinen Leuten zurück zu dem Propheten, und wollte sich bey ihm bedanken. Er gieng zu ihm hinein und sagete: Ich erkenne nun, daß in allen Landen kein Gott ist, als in Israel; ich will auch hinführo keinem andern mehr dienen, als ihm, und ihn allein als den wahren Gott anbethen. Zugleich both er dem Propheten, zur Erkenntlichkeit, einige Geschenke an. Allein, Elisa wollte nichts annehmen. Nun nöthigte ihn zwar Naeman gar sehr, er möchte doch immer etwas an-

nehmen: dennoch aber wollte er es durchaus nicht thun; und schwur, er würde nichts nehmen. Dieß war seinem Bedienten, Gehasi, nicht recht; denn der Prophet war sehr arm, wie Sie letztlich gehöret haben. Als Naeman daher eine kleine Ecke weg war, so dachte dieser geizige Diener bey sich: Weil mein Herr doch nichts von ihm genommen hat, so will ich ihm nachlaufen, und mir etwas von ihm geben lassen. Er that es; und da ihn Naeman kommen sah, so ließ er still halten, stieg ab und fragete ihn: Ob etwan ein Unglück geschehen wäre? Nein, sagete Gehasi: aber es sind gleich jetzt eben zween junge Leute von den Kindern der Propheten zu meinem Herrn gekommen, welcher arm ist; und er hat mich daher abgeschicket, daß ich Sie um ein Paar Kleider und eine Summe Geldes bitten soll, die er ihnen geben will. Naeman gab ihm von Herzen gern die beyden Kleider und noch einmal so viel Geld, als er verlangete; und es mußten solches zween von seinen Leuten vor ihm hertragen. Als sie nahe an den Ort kamen, wo der Prophet war: so nahm es Gehasi ihnen ab, und legete es bey Seite im Hause. Darauf ließ er die Leute wieder zurückgehen und trat ohne Scheu vor seinen Herrn. Elisa fragete ihn: Wo kömmst du her, Gehasi? Und der antwortete ihm: Ich bin nirgend gewesen. Warum lügest du doch so? sagete der Prophet zu ihm; meynest du, daß ich es nicht weis, wie der Mann von seinem Wagen abstieg und dir entgegen kam? War es jetzt Zeit, Kleider und Geld zu fordern, damit du dir etwan Weinberge, Oelgärten und Vieh dafür anschaffen könnest?

nest? Behalt es immer, zugleich aber auch Naemans Aussatz auf alle deine Nachkommen. Kaum hatte der Prophet diese Worte ausgesprochen, so wurde sein Diener Gehasi so voller Aussatz, als wenn Schnee auf ihm läge, zur Strafe für seinen Diebstahl und für seine Lügen.

Madem. Gut.

Sie sehen, Jungfer Miekchen, was für ein häßliches Laster der Geiz ist. Dieser Diener des Propheten wird aus Liebe zum Gelde ein Lügner und Dieb. Diese Leidenschaft verändert die Gemüthsart; sie nimmt mit dem Alter gar nicht ab, wie die andern Leidenschaften, sondern sie nimmt vielmehr beständig zu. Fahren Sie fort, Fräulein Charlotte; und wenn wir mit unsern Historien fertig seyn werden, so will ich Ihnen den entsetzlichen Tod von einem Paar Geizigen erzählen, der zu unserer Zeit geschehen ist.

Fräul. Charlotte.

Der König in Syrien, welcher Willens war, das Königreich Israel zu zerstören, schickete oftmals Truppen dahin, daß sie etwas darinnen unternehmen sollten. Es war aber fast allezeit vergebens; denn der Prophet Elisa ließ dem Könige von Israel melden, er möchte auf seiner Hut seyn, die Syrer wären da oder dort und hätten dieß oder jenes vor. So schickete denn der König von Israel gleich dahin und ließ den Ort besetzen, oder bewahrete sich auch sonst. Das geschah

sehr vielmals; und der König in Syrien wurde darüber ganz unwillig. Er sah, alle seine Anschläge waren entdecket, und glaubete, es müßte jemand unter seinen Leuten seyn, der sie dem Könige von Israel also verriethe. Er erkundigte sich darnach und wollte wissen, wer doch von den Seinigen zu ihm übergegangen wäre. Einer von seinen Bedienten aber sagete: Der Verräther ist unter uns nicht, gnädigster Herr, sondern der Prophet in Israel, Elisa, ist es, der saget seinem Könige alles an. Er weis auch alles, was in dem Cabinette vorgeht und in dem geheimsten Zimmer nur mag berathschlaget werden. So gehet denn hin, sagete der König, und sehet zu, wo er ist; damit ich ihn kann holen lassen. Sie sagten ihm den Ort, wo er war, und er schickete eine große Macht mit Roß und Wagen dahin, welche die Stadt in der Nacht umringeten. Des Morgens früh wollte der Diener des Propheten ausgehen; und da fand er die Soldaten vor der Stadt. Ach! sagete er voller Furcht und Angst zu dem Propheten, was wollen wir nun anfangen, mein lieber Herr? Elisa tröstete ihn und sagete: Fürchte dich nur nicht; wir haben mehr bey uns zur Vertheidigung, als sie, uns anzugreifen. Zugleich bethete er, Gott möchte doch seinem Diener die Augen öffnen; und da sah er den ganzen Berg voll feuriger Rosse und Wagen rund um den Propheten herum. Er gieng also mit seinem Herrn getrost fort, welcher den lieben Gott bath, er möchte doch dieß Volk mit Blindheit schlagen. Als sie daher kamen, und ihn greifen wollten; so

sagete

sagete er: Dieß ist nicht der rechte Weg und die rechte Stadt; folget mir, ich will euch dahin führen, wo der Mann ist, den ihr suchet. Sie folgeten ihm; und er führete sie nach Samaria, der Hauptstadt des Königreiches Israel. Hier wurden ihnen die Augen wiederum aufgethan, und sie sahen, zu ihrem großen Schrecken, daß sie mitten in der Stadt unter ihren Feinden und in deren Gewalt waren. Der König von Israel fragete den Propheten: Soll ich sie todtschlagen? Nein, durchaus nicht, antwortete der Prophet; wenn du sie im Kriege bekommen hättest, so möchtest du es thun: jetzo aber setze ihnen zu Essen und zu Trinken vor, und laß sie dann wieder zu ihrem Herrn ziehen. Es wurde also ein großes Gastmahl angerichtet; und nachdem sie gegessen und getrunken hatten, so zogen sie wieder zurück und erzähleten ihrem Herrn, wie es ihnen ergangen wäre, und wie wohl man sie bewirthet hätte. Der König in Syrien wurde dadurch so gerühret, daß er seit der Zeit die Israeliten in Ruhe ließ, und seine Kriegesleute nicht mehr so in ihr Land schickete.

Indessen bathen die Kinder der Propheten, welche sich bey Elisa auf dem Berge Carmel aufhielten, er möchte doch mit ihnen kommen, sie wollten gern Holz hauen, damit sie sich mehr Hütten bauen könnten; denn die, worinnen sie jetzo wohneten, würden ihnen zu enge. Er ließ sich erbitten und gieng mit ihnen. Sie kamen an den Fluß Jordan und hieben daselbst Holz ab. Einer von ihnen aber hatte seine Axt nicht recht verkeilet und fest

gemacht. Es sprang ihm also, bey dem Holzfällen, das Eisen oben von dem Stiele ab und fiel ins Wasser. Er schrye sehr darüber und kam und klagete es dem Propheten. Am meisten jammerte er darüber, daß die Axt nicht einmal sein, sondern entlehnet wäre. Der Prophet tröstete ihn und fragete, wo das Eisen abgefallen wäre. Er wies ihm den Ort; und der Prophet schnitt ein Holz ab und stieß damit an den Ort hinein, und da kam das Eisen aus dem Grunde wieder herauf und schwamm auf dem Wasser. Da kannst du es aufheben, sagete er zu ihm; und der Mann griff auch gleich mit der Hand darnach und nahm es heraus.

Madem. Gut.

Merken Sie es sich doch, meine lieben Fräulein, das beste Mittel, unsere Feinde zu entwaffnen, ist, daß wir ihnen Gutes für Böses erzeigen. Hätte Elisa darein gewilliget, daß die Leute wären erschlagen worden, die ihn gefangen nehmen wollten, so hätte er den Israeliten keinen Frieden verschaffet.

Merken Sie auch an, mit was für Sorgfalt Gott seine Diener behütet. Wären uns die Augen eröffnet, so würden wir sehen, daß Gott unaufhörlich mit seinem Beystande um uns ist, damit er uns von tausenderley Gefährlichkeiten befreye, die wir nicht kennen. Aus wie vielen verdrüßlichen Zufällen hat uns Gott nicht errettet? Wir werden alles das am Tage des Gerichtes erkennen.

Fräul.

Fräul. Maria.

Meine liebe Gut, Sie haben uns eine Historie versprochen.

Madem. Gut.

Sie ist von einer obrigkeitlichen Person, mit Namen Herr Tardieu. Ich nenne sie Ihnen, meine Fräulein, weil es eine öffentlich bekannte Sache ist. Dieser Mann, welcher sehr geizig war, wollte sich verheurathen. Er suchete weder Schönheit, noch Jugend, noch Tugend bey der Person, die er nehmen wollte; sondern er wollte nur eine reiche und eben so geizige Frau haben, als er selbst war. Endlich fand er eine solche Person, wie er sie wünschete; denn ich glaube, es hat niemals eine so eigennützige Frau mehr gegeben. Ihr Mann konnte in Vergleichung gegen sie für freygebig gehalten werden. Er wurde aber in der Gesellschaft einer solchen Frau vollends verderbt. Ein ganzes Buch Papier würde nicht groß genug seyn, die Erzählung aller Niederträchtigkeiten dieser beyden Personen zu fassen.

Diese Frau schaffete anfänglich alles Gesinde aus dem Hause, und darauf erfand sie bisher noch unbekannte Mittel, Geld zu gewinnen oder zu ersparen. Ihr Mann verkaufete die Gerechtigkeit; und wenn ein Missethäter viel Geld hatte, so war er seiner Gnade gewiß. Weil man die Gemüthsart dieses Richters kannte, so macheten ihm alle diejenigen, welche eine böse Sache hatten, viele Geschenke. Eines Tages brachte man ihm zwey junge Truthühner. Seine Frau behielt

hielt das kleinste davon und kochete es für sie zu ihrer Mittagesmahlzeit. Das andere aber schickete sie auf den Markt und ließ es verkaufen, weil es überaus schwer war. Wie groß war aber nicht ihre Verzweifelung, als sie vernahm, der Kläger, welcher ihr dieses Geschenk gemacht, hätte eine gute Summe Goldes in den Bauch der Truthenne gestecket, die sie hatte verkaufen lassen! Sie wäre darüber beynahe von Sinnen gekommen. Sie stahl alles, was sie nur ertappen konnte; und gieng niemals zu einem Pastetenbecker in ihrer Nachbarschaft, daß sie ihm nicht einige Pastetchen mitnahm. Dieser Mann, welcher sie darüber bestrafen und sich rächen wollte, that ein Brechpulver in eines von denselben, welches er mit Fleiße wegnehmen ließ, wovon sie überaus krank wurde. Sie machete sich Röcke aus denen auf Atlas gedruckten Versen und Disputationen, die man ihrem Manne überreichete. Ich habe Ihnen gesaget, daß sie alle ihr Gesinde abgeschaffet hatte, und daß sie mit ihrem Gemahle allein lebete. Sie hatte Schlösser verfertigen lassen, die man nur durch ein Geheimniß eröffnen konnte, und es wußte sie sonst niemand aufzumachen, als sie und ihr Mann.

Alle diese Vorsicht aber konnte sie doch nicht vor ihrem Unglücke verwahren. Es fanden einige Diebe Mittel und Wege, sich in ihr Haus zu schleichen, und erwürgeten sie nebst ihrem Manne. Es ist wahr, diese Diebe konnten niemals wieder zu den Thüren hinaus, und man fand sie also in der Feuermäuer, wo sie sich versteckt hatten. Allein, ihre Bestrafung gab diesen geizigen Leuten

das

das Leben nicht wieder; und es bedaurete sie auch niemand.

Fräul. Maria.

Meine liebe Gut, Sie haben uns in der letzten Lehrstunde gesaget, der Fürst Pythius habe Goldbergwerke gehabt. Ich verstehe das nicht recht, was es heißt; wollen Sie uns das wohl lehren?

Madem. Gut.

Von Herzen gern, mein Schatz. Sie sehen, daß das Obere oder die Fläche der Erde Bäume, Eras, Bluhmen und Früchte hervorbringt. Eben so bringt das Inwendige der Erde die Metalle hervor, worunter das vornehmste und vollkommenste das Gold ist.

Fräul. Maria

Wie? meine liebe Gut, werden die Ducaten so in der Erde gefunden, wie der Spargel in dem Garten?

Madem. Gut.

Nicht vollkommen eben so, mein Schatz. Das Gold ist anfänglich mit Erde vermengt. Wenn man entdecket hat, daß an einem Orte Goldadern sind, oder wenn man es nur vermuthet: so machet man sehr tiefe Löcher oder Gruben in die Erde. Man läßt Leute hinunter steigen, die unten weiter nachgraben müssen; und diese elenden Leute werden zuweilen unter der Erde verschüttet, welche nachstürzet, das ist, welche über sie einfällt und sie erschlägt. Man zieht große Körbe, oder Eimer

voll

voll von dieser Erde, welche mit Golde vermischet ist, oder von solchen Steinen, worinnen das Gold stecket, heraus, und sondert es hernach durch vielerley Mühe und Arbeit davon ab. Darauf nimmt man das, woraus man Ducaten machen will, und trägt es in die Münze, damit es daselbst zugerichtet und gepräget werde.

Jgfr. Schönichinn.

Mein Gott, meine liebe Gut, wie sind doch die armen Leute zu beklagen, die in den Bergwerken arbeiten!

Fräul. Geistreich.

Diejenigen, welche auf dem Grunde des Meeres Perlen suchen, haben noch vielmehr Beschwernisse. Jch habe vor einiger Zeit gelesen, sie fänden daselbst große Fische, die sie auffrässen.

Fräulein. Maria.

Das ist nur zum Lachen, daß man das geschrieben hat, mein Fräulein; giebt es wohl so große Fische, die einen Menschen auffressen können?

Madem. Gut.

Jn Wahrheit, mein Schatz, es giebt Fische, die so groß sind, wie diese Stube, und andere, die so groß sind, wie ein Haus, als die Walfische. Allein, das sind nicht die Fische, die den armen Perlenfischern Schaden zufügen. Es giebt eine Menge andere, die viel kleiner und doch überaus gefährlich sind. Der Seehund oder Meerwolf zum Beyspiele. Er ist nicht viel größer, als ein Kalb: er hat aber solche scharfe Zähne, als ein Schermesser; und er beißt einem Menschen mit

einem

einem einzigen Bisse das Bein oder den Schenkel ab. Zum Glücke sieht man sie von weitem kommen. Einer von meinen Freunden, welcher viel gereiset war, hat mir erzählet, als er eines Males bey überaus stillem Wetter auf einem Schiffe gewesen, so sey ihm die Lust angekommen, sich zu baden. Er ließ sich also hinunter in die See, und hielt sich an einem Seile. Auf einmal sah er eines von diesen grausamen Thieren kommen, und hatte kaum noch Zeit, zu rufen, man sollte ihn hissen, das ist, nach der Schiffer Sprache, man sollte ihn mit dem Seile hinaufziehen. Als er außer dem Wasser und schon ganz dicht am Borde oder an dem Rande des Schiffes war: so sprang der Fisch in die Luft, damit er sein Bein ertappete; zum Glücke aber verfehlete er es noch.

Frl. Charlotte.

Mich jammerten sonst die Fische, welche man fischete; ich dachte, es wäre Schade, daß man sie todt machete, weil sie doch niemanden etwas zu Leide thäten: jetzo aber könnte man sie immerhin alle ausrotten, es würde mir nicht mehr nahe gehen.

Jgfr. Landmänninn.

Wir haben auf unserm Gute viele Teiche, und man fischet darinnen sehr oft. Das erste Mal, da ich fischen sah, war ich noch sehr klein. Ich fieng damals an zu weinen, als ich die armen Fische auf dem Grase springen, sich quälen und martern sah, ehe sie sturben. Auf einmal aber kam mir ein Gedanken ein. Damit man diese

Fische

Fische fangen könnte, so machete man vorn an der Angelschnur Würmer oder sehr kleine Fischchen. Ich sagete also zu mir selbst: Wenn diese großen Fische nicht ihre kleinen Kameraden hätten fressen wollen, so wären sie nicht gefangen worden. Ihre Grausamkeit gegen ihres Gleichen ist Ursache an ihrem Tode. Sie verdienen also nicht, daß ich sie bedauere. Von dieser Zeit an fische ich selbst auch wirklich sehr oft und habe nicht das geringste Mitleiden mit denen Fischen, die ich fange. Die großen, welche diejenigen gern verschlingen mögen, die kleiner sind, als sie, verdienen, daß sie noch größere finden, als sie sind, die sie ebenfalls verzehren.

Fräul. Geistreich.

Wahrhaftig, das ist billig. Allein, damit ich wieder auf unsere Perlenfischer komme; das sind Leute, die man von ihrer Jugend auf gewöhnet, den Athem an sich zu halten. Man nennet sie Täucher. Wenn sie es gewohnet geworden sind, daß sie einige Zeitlang, ohne Athem zu holen, unter dem Wasser bleiben können: so bindet man ihnen einen Korb vor den Leib, machet ihnen einen Strick unter den Achseln fest und bindet ihnen einen andern Strick an die Hand. Dieser Strick hängt an einer Glocke, die an dem Borde des Schiffes ist. In dieser Ausrüstung läßt man sie hinunter auf den Grund des Meeres; und sie machen hurtig, daß sie ihren Korb voller Perlenmuscheln bekommen. Wenn er voll ist, oder sie ihren Athem nicht mehr an sich halten können, so läuten sie die Glocke. Man zieht sie herauf, und darnach

lassen

lassen sie sich noch einmal wieder hinunter. Dabey ist es sonderbar, daß man saget, wenn sie diese Muscheln nur anfühleten, so wüßten sie es gleich, ob große Perlen darinnen wären; und es geschähe zuweilen, daß sie diese Muscheln aufmacheten, und die Perlen verschlucketen.

Madem. Gut.

Ich habe es auch sagen hören: es scheiut mir aber schwer zu glauben. Wenn es wahr ist, so können wir die Thorheit derer Menschen nicht genug bewundern, welche ihr Leben für nichts zu rechnen scheinen, wenn es darauf ankömmt, daß sie sich zu bereichern suchen; denn sie können die Zeit über gar wohl ersticken, die sie anwenden, diese Muscheln aufzumachen. — Sagen Sie uns Ihre Historie her, Jungfer Sophia.

Jgfr. Sophia.

Die Israeliten hatten einige Zeitlang mit den Syrern in Ruhe und Frieden gelebet. Darauf gieng der Krieg wieder an; und der König in Syrien brachte ein großes Heer zusammen, und zog damit hin und belagerte Samaria. Es konnten keine Lebensmittel in die Stadt gebracht werden; und vorher war auch schon kein großer Vorrath davon bey den Einwohnern. Daher entstund gar bald eine entsetzliche Theurung und abscheuliche Hungersnoth unter ihnen. Ein Eselskopf wurde für achtzig Silberlinge verkaufet; und das mochte nach unserm Gelde ungefähr vierzig Thaler ausmachen. Auch so gar ein klein Maaß Taubenmist wurde für fünf Silberlinge oder drittehalb Thaler

verkaufet; denn die Hungersnoth war schon so groß geworden, daß man allerhand Unrath essen mußte und solchen doch nicht einmal mehr haben konnte.,

In diesem Elende gieng der König eines Males auf der Stadtmauer und wollte sehen, wie es stünde: und da rief ihn ein Weib an, er sollte ihr helfen. Der König gab ihr zur Antwort: Hilft dir der Herr nicht; woher soll ich dir denn helfen? Doch was ist dir? was verlangest du? Ach! antwortete das Weib darauf: Ich und meine Nachbarinn wir hatten uns verglichen, wir wollten zusammen unsere Kinder aufessen; ich sollte zuerst meinen Sohn hergeben; und hernach wollten wir ihren Sohn auch essen. Nun habe ich gestern mein Kind gekocht, und ihr die Hälfte davon gegeben, und sie hat es auch gegessen: heute aber, da ich zu ihr sage, wir müßten nun ihres nehmen, so will sie nicht und hat ihr Kind versteckt. Der König entsetzete sich recht, als er das hörete, und zerriß vor Betrübniß seine Kleider; und da sahen alle Leute, daß er einen Sack auf dem bloßen Leibe trug. Vermuthlich wollte er sich dadurch kasteyen und den Zorn Gottes zur Barmherzigkeit bewegen: es wäre aber besser gewesen, wenn er dafür, daß er den Sack angeleget, seine Gottlosigkeit abgeleget und seinen bösen Neigungen entsaget hätte. Allein, daran dachte er nicht, sondern wurde vielmehr recht ergrimmt wider den Propheten Elisa, als wenn der an allem Schuld wäre. Er schwur, der gottlose König! Gott sollte ihn strafen, wenn er nicht noch heute dem Propheten den Kopf abschlagen ließe.

Elisa

Elisa aber saß in seinem Hause und hatte die Aeltesten der Stadt bey sich. Er sagete zu ihnen: Ich sehe, das Mordkind schicket jemand her, der mir das Leben nehmen soll. Wenn er aber kömmt, so machet die Thüre zu und stoßet ihn mit der Thüre hinaus; denn der König kömmt gleich hinter ihm her, und mit dem will ich reden. Der König hatte auch wirklich dazu einen Bothen abgeschickt; und der kam eben an, und sagete: Dieses große Unglück bringt nun Gott über uns; was sollen wir mehr von ihm gewarten? Höret, antwortete der Prophet; denn der König war nunmehr auch da; was der Herr saget: Morgen um diese Zeit wird ein Scheffel Semmelmehl unter dem Thore von Samaria für einen Seckel, das ist etwa für eilf bis zwölf Groschen, und zween Scheffel Gersten für eben so viel verkaufet werden. Ja, antwortete ein Ritter, der am nächsten bey dem Könige war, wenn der Herr auch Fenster am Himmel machete, so könnte es doch wohl nicht angehen. Nun, sagete der Prophet, du wirst es mit deinen Augen sehen, aber nicht davon essen.

Indessen ließ Gott die Syrer in ihren Ohren ein großes Geräusch von Pferden und Wagen und ein solches Getümmel hören, als wenn ein starkes Kriegesheer im Anzuge wäre. Sie sageten zu einander: Der König in Israel hat gewiß von andern Fürsten Leute in Sold genommen, daß sie uns überfallen sollen; wir müssen machen, daß wir ihnen entrinnen. Sie flohen also in aller Frühe und mit solcher Eilfertigkeit hinweg, daß sie alle ihre Zelter, ihre Pferde und Esel, ihre Lebensmittel

und Geräthe, kurz, das ganze Lager, so wie es lag und stund, verließen. Sie sucheten, nur bloß ihr Leben davon zu bringen. Man wußte in der Stadt nichts davon, und erfuhr es am ersten durch vier Aussätzige. Diese Leute durften zu der Zeit nicht in den Städten bleiben, sondern mußten sich draußen vor den Thoren aufhalten. Weil sie nun jetzo hier nichts zu leben hatten: so sagete einer zu den andern: Was wollen wir hier bleiben und verhungern? Ich dächte, wir giengen zu den Syrern in das Lager. Wenn sie uns leben lassen, so ist es gut: tödten sie uns aber, je nun, so kommen wir auf einmal davon; hier müßten wir doch auch nur eines elenden Todes sterben; und wenn wir gleich in die Stadt kommen könnten, so würde es uns da nicht besser gehen. Die andern nahmen den Vorschlag an; und sie giengen in aller Frühe dahin. Sie wunderten sich aber gewaltig, als sie hinan kamen, und keinen Menschen sahen. Sie giengen in ein Zelt, aßen und trunken und nahmen das Beste, was sie darinnen fanden, Silber, Gold, Kleider und dergleichen heraus und versteckten es. Sie kamen wieder und giengen in ein anderes Zelt und holeten ebenfalls daraus, was ihnen anstund. Es sagete aber bald einer zu den andern: Wir wollen das doch nicht thun; sondern lieber der Stadt die gute Bothschaft bringen, daß die Feinde alle hinweg sind und das Lager ganz leer ist. Denn wenn wir es verschwiegen und es nun heller lichter Tag würde, so würde man unsere Ungerechtigkeit entdecken. Es ist also besser, daß wir es dem Kö-

nige

nige melden. Sie eileten darauf nach der Stadt und riefen dem Thorwärter zu, die Syrer wären fort und ihr Lager stünde leer. Er ließ es gleich dem Könige hinterbringen, der auch alsobald aufstund, ob es wohl nicht recht Tag war. Anfänglich glaubete er, dieß wäre nur eine List von den Syrern, und sie hätten sich bloß deswegen aus dem Lager gezogen und irgendwo versteckt, damit sie seine Leute aus der Stadt locken und sie hernach lebendig fangen, und also in die Stadt kommen könnten. Es rieth ihm aber einer von seinen Kriegesbedienten: Man sollte die fünf Pferde nehmen, die noch von der großen Menge übrig waren, weil man die andern alle gegessen hatte; und damit auf Kundschaft ausreiten. Doch der König ließ nur zwey davon nehmen, und schickete sie aus, daß sie rechte Erkundigung einziehen sollten. Man ritt bis an den Jordan; und die Heerstraße lag voller Kleider und Geräthe, welches die Syrer auf ihrer Flucht von sich geworfen hatten, damit sie nur schneller fortkämen. So bald die ausgeschicketen Officier solches berichtet hatten, so lief alles hinaus, und plünderte das feindliche Lager der Syrer. Damit nun aus dem großen Gelaufe hin und wieder keine Unordnung unter dem Thore entstünde: so bestellete der König jemand dahin, welcher Acht geben sollte. Das war nun eben der Ritter, der an des Propheten Elisa Worten gezweifelt hatte. Er sah also wirklich, mit seinen Augen, die große Menge Getreide und Mehl, welches man in die Stadt brachte, und für ein Spottgeld verkaufete: aber

er bekam nichts davon zu essen. Denn er wurde von dem vielen Volke bey dem starken Gedränge in dem Thore zertreten. Also wurde das Wort Gottes erfüllet, welches er durch seinen Propheten geredet hatte.

Jgfr. Schönichinn.

Diese Historie machet, daß einem die Haare zu Berge stehen. Eine Mutter kochet ihr Kind und ißt es!

Jgfr. Sophia.

Meine liebe Gut, ich habe sagen hören, es gebe Völker, welche ihre Aeltern todt macheten, wenn sie alt wären, und hernach aufäßen; ist das wohl wahr?

Madem. Gut.

Die Iroquesen, welche in dem nordlichen America wohnen, thaten es sonst: jetzo aber thun sie es nicht mehr. Glauben Sie nicht, meine lieben Kinder, daß sie es aus Bosheit thaten. Ganz umgekehrt. Als die Europäer in ihr Land kamen, und sie erfuhren, daß man bey uns die alten Leute leben ließe, und sie hernach begrübe: so hielten sie uns für sehr grausam. Was für eine Unmenschlichkeit, sageten sie, daß man Personen, die uns das Leben gegeben haben, so viel Elend leiden läßt, und sie hernach in ein Loch wirft, daß sie von den Würmern gefressen werden! Wir haben weit mehr Liebe gegen unsere Aeltern, setzeten sie hinzu. Wir überheben sie der Beschwerlichkeiten in einem hohen Alter, und wir geben ihnen unsern Magen zu einem Grabe. Wenn wir das Fleisch

unserer

unserer Väter essen, so stellen wir uns ihre schönen Thaten gegenwärtig vor, und wir bringen ihren Muth auf uns und auf unsere kleinen Kinder.

Fräul. Maria.

Als ich klein war, meine Fräulein, so machete sich meine liebe Gut eine Lust daraus, daß sie sich über mich aufhielt, und sie schlug mir vor, ich sollte bey diesen wackern Leuten Königinn werden.

Madem. Gut.

Ich hielt mich nicht über Sie auf, mein Schatz; ich suchete nur Ihre Gesinnungen zu erforschen, und ich wurde sehr dadurch erbauet. Ja, meine Fräulein, ich sagete zu meiner lieben Maria, die Königinnen dieses Landes hätten zu ihren Kleidern nur Felle, zu ihren Halsbändern Muschelschaalen; sie schliefen zuweilen im Schnee und würden sehr schlecht gespeiset. Alles das schreckete sie nicht ab; sie gieng es von Herzen ein, sie wollte gern alle diese Beschwerlichkeiten leiden, damit sie nur diese armen Leute könnte Gott kennen und sie in Gesellschaft leben lehren.

Jungfer Miekchen.

Wissen denn diese Leute nicht, daß ein Gott ist? Sehen sie denn etwan den Himmel und die Erde nicht, und denken sie nicht, es müsse ein Gott seyn, der alle diese schönen Sachen gemacht hat?

Madem. Gut.

Sie haben Recht, mein Schatz, die allerwildesten Völker sind von der großen Schaubühne des Weltgebäudes gerühret worden, und haben einge-

sehen, weil die Menschen das, was sie bewunderten, nicht hätten machen können, so müßte nothwendig noch etwas über dem Menschen seyn, welches ihre Verehrung und Anbethung verdienete. Ein jedes Volk hat sich in dieser Absicht besondere Begriffe gemacht. Die Leute in Peru betheten die Sonne an, so wie auch die in Mexico. Die Iroquesen und die andern Wilden in dem nordlichen America sagen, es gebe einen großen Geist, welcher alles gemacht hat, und sie bethen ihn an. Sie glauben, er habe viele andere Geister unter sich, welche sie Manitue nennen, wovon einige gut und die andern böse sind. Es ist dabey sonderbar, daß sie die bösen mehr, als die guten, ehren und ihnen eine Menge Geschenke machen.

Frl. Heftig.

Das ist wohl lächerlich: und warum thun sie das, meine liebe Gut?

Madem. Gut.

Aus eben der Ursache, weswegen einige Völker in Asien mehr den Teufel anbethen und ehren, als Gott, wiewohl sie einen Begriff von ihm haben. Gott ist so gütig, sagen sie, daß es nicht erst nöthig ist, ihn viel zu bitten, daß er uns Gutes thun wolle; das ist ihm natürlich. Weil aber der Teufel böse ist, so ist es nöthig, daß er durch unser Gebeth und unsere Geschenke entwaffnet werde; denn sonst würde er seiner herrschenden Neigung nachhängen, die ihn antreibt, uns Böses zu thun.

Igfr.

Jgfr. Schönichinn.

Glauben denn die Iroquesen, daß es eine Hölle und ein Paradies giebt?

Madem. Gut.

Sie glauben, die Seele sey unsterblich, und sie komme nach ihrem Tode in ein großes Land, wo ihr nach ihren Werken wird begegnet werden. Die Seelen derjenigen, welche gut gelebet haben, werden in diesem Lande viele Thiere und Fische finden, so daß sie nach aller ihrer Lust und Bequemlichkeit werden jagen und fischen können. Sie werden daselbst auch große Schmausereyen haben, wobey man viel singen und tanzen wird. Weil diese Leute ihr Leben mit Jagen und Fischen zubringen, und sie die Musik und das Tanzen heftig lieben, so suchen sie darinnen gleichfalls die Glückseligkeit des andern Lebens. Wenn ein Iroquese stirbt, so begräbt man mit ihm seinen Bogen, seine Pfeile und die andern Sachen, wovon man glaubet, daß er sie in dem andern Leben nöthig haben werde. Sie haben auch eine Art von Priestern oder Pfaffen, die sie Gaukeler nennen. Wenn sie krank werden, so lassen sie solche holen, daß sie den bösen Manitu verjagen sollen, welcher ihre Krankheiten verursachet. Dieser Gaukeler machet allerhand Verdrehungen seiner Gliedmaßen und seltsame Gebärden. Wird der Kranke gesund, so sind ihm diese armen Leute sehr verbunden und machen ihm große Geschenke.

Fräul. Heftig.

Sie können nicht glauben, meine liebe Gut, wie gern ich die Sitten aller dieser Völker möchte

kennen lernen. Ich bitte Sie also, sagen Sie uns doch alles, was Sie davon wissen.

Madem. Gut.

Sie wohnen Dörferweise; das ist, eine gewisse Anzahl von diesen Wilden bauet sich Hütten neben einander, welche man in den Reisebeschreibungen gemeiniglich Cabanen nennet. Alsdann wählen sie sich ein Haupt unter denjenigen, die sich im Kriege am meisten hervorgethan haben.

Jgfr. Sophia.

Und mit wem führen denn diese Völker Krieg?

Madem. Gut.

Das einzige nordliche America ist von einer ungeheuern Größe; noch zur Zeit ist man nicht bis an das Ende desselben gekommen. Dieses große und weite Land ist ganz voller Gehölze und Seen, und mit unzähligen ganz von einander unterschiedenen Völkerschaften bevölkert, die gar nicht einerley Gesichtsbildung haben. Die einen sind weiß, wie wir; andere haben eine Olivenfarbe; einige haben einen platten, andere einen spitzigen Kopf. Alle diese Völker führen beständig Krieg mit einander; und sie führen ihn auf eine so grausame Art, daß sie sich endlich aufreiben werden. Sie tödten ihre Kriegesgefangenen, und lassen sie braten; damit sie solche hernach essen können. Glauben Sie aber nur nicht, daß sie so lange warten, bis sie gestorben sind, ehe sie dieselben braten lassen. Man röstet sie ganz lebendig und bey einem kleinen schwachen Feuer: das ist, sie sind

weit

weit von dem Feuer ab, und werden erst sehr lange gemartert, ehe sie das Leben verlieren.

Fräul. Maria.

Wie können denn die andern so hart seyn, und das Schreyen anhören, welches diese armen unglücklichen Leute machen müssen, die man so lange martern läßt?

Madem. Gut.

Diejenigen, welche man also verbrennet, schreyen nicht, mein Schatz. Das würde eine Schande für sie seyn; und man würde dafür halten, sie wären feige und hätten kein Herz. Sie verfertigen vielmehr auf der Stelle ein Lied, welches sie ihr Todtenlied nennen. Darinnen erzählen sie alle ihre schönen Thaten; und diese schönen Thaten sind, daß sie viele Leute von derjenigen Völkerschaft verbrannt haben, welche sie jetzt wirklich verbrennet. Sie singen also bis an ihren Tod; und gleich als wenn sie nicht genugsam durch das Feuer gemartert würden, so machen sich auch noch die Weiber und die Kinder ein Vergnügen, sie zu martern. Zuweilen sind einige Gefangene so glücklich, daß sie dieser grausamen Begegnung entgehen. Hat eine Frau von diesen Wilden, zum Beyspiele, einen Sohn in dem Treffen verloren: so hat sie die Freyheit, sich einen andern unter den Gefangenen auszusuchen; und alsdann wird er für den Sohn derjenigen angesehen, die ihn an Kindes Statt aufgenommen hat.

Fräul. Heftig.

Diese Leute, welche unter der Zeit singen, daß man sie verbrennet, sind ohne Zweifel in der

Schule

Schule der Lacedämonier gewesen. Erinnern Sie sich wohl des Kindes, meine liebe Gut, welches einen Fuchs gestohlen hatte?

Madem. Gut.

Ich erinnere mich dessen wohl, mein Schatz. Es finden sich aber vielleicht einige unter diesen Fräulein, welche diese Historie nicht wissen: ich bitte Sie also, erzählen Sie uns solche; und so oft Sie eine wissen werden, die sich zu dem schicken wird, wovon wir sprechen, so haben Sie die Güte und erzählen uns solche auch. Sie werden sich dadurch üben, daß Sie etwas geschickt vortragen lernen.

Fräul. Heftig.

Wenn ich Ihre Gedanken gewußt hätte, meine liebe Gut, so würde ich Ihnen schon einige erzählet haben. Zum Exempel, als Sie uns von den Iroquesen sageten, daß sie ihre Aeltern tödteten, damit sie solche der Beschwerlichkeiten des Alters überhöben, so fiel mir das vortreffliche Hülfsmittel wider die Colik ein, welches Sie mich vor zweyen Jahren lehreten. Ich will mit der Geschichte von dem kleinen spartanischen Knaben anfangen, und das andere hernach erzählen.

In der Stadt Sparta gab man den Kindern Erlaubniß, daß sie in die öffentlichen Speisesäle kommen, und daselbst alles stehlen durften, was sie könnten; nur mußte man es nicht sehen; denn wenn man ihren Diebstahl entdeckete, so wurden sie verachtet; und sie fürchteten sich vor der Verachtung mehr, als vor dem Tode. Eines

Tages

Tages stahl ein solcher junger Knabe einen kleinen Fuchs, und versteckete ihn unter seinen Rock auf den bloßen Leib. Dieser Fuchs wollte da nicht so eingesperret und gedrückt seyn, sondern sich Luft machen. Er kratzete und biß also den kleinen Knaben, und riß ihm den ganzen Bauch auf. Sie können leicht denken, meine Fräulein, daß er die größten Schmerzen davon habe ausstehen müssen. Gleichwohl gab er nicht einen einzigen Schrey von sich, aus Furcht, man möchte seinen Diebstahl entdecken. Endlich fiel er todt nieder, und hatte doch vorher nicht ein einziges Mal geseufzet.

Jungfer Miekchen.

Das Sparta muß doch wohl ein recht artiges Land gewesen seyn, weil man die Kinder darinnen so hübsch zum Stehlen gewöhnete. Man war da ja nicht in seinem Hause sicher; und die reichen Leute waren alle Augenblicke in Gefahr, arm zu werden.

Madem. Gut.

Es gab weder Arme noch Reiche in Sparta, wie wir Ihnen das nächste Mal erklären wollen . . . Aber was fehlet Ihnen, Fräulein Heftig? Sie machen ein recht häßliches Gesicht. Was verdrießt Sie, mein Schatz?

Fräul. Heftig.

Sehen Sie denn nicht, daß Jungfer Miekchen mir in die Rede gefallen ist? Ich hatte noch eine andere Historie zu erzählen; warum hat sie mich die nicht erst vorbringen lassen, ehe sie geredet hat?

Madem.

Madem. Gut.

Hören Sie mich wohl an, mein Schatz. Wenn Ihnen das in dem vorigen Jahre begegnet wäre: so würde ich mich wohl in Acht genommen haben, Sie deswegen zu tadeln. Sie waren damals ein kleines dummes Mägdchen, dem man schmeicheln mußte. Jetzo aber, da Sie ein vernünftiges Frauenzimmer voller Witz und Verstand sind, werde ich Ihnen sagen, daß Sie hochmüthig sind, und eine schlechte Seele haben, wenn Sie über eine solche Kleinigkeit verdrüßlich werden, und schmollen. Ich gestehe es, es würde von Jungfer Miekchen wohlgezogener gewesen seyn, wenn sie mit ihrem Reden so lange gewartet hätte, bis Sie fertig gewesen wären. Denn man muß niemals einem in das Wort fallen. Weil sie es aber an einer guten Lebensart hat ermangeln lassen; muß es Ihnen deswegen an gesunder Vernunft fehlen? Ist wohl etwas so albern, als wenn man sich über eine Person ärgert, welche nicht den Vorsatz gehabt hat, uns zu beleidigen? Räumen Sie es immer ein, mein Schatz; und anstatt daß Sie auf Ihre Gespielinn verdrüßlich seyn wollen, so denken Sie vielmehr, es würde ein großes Glück für Sie seyn, wenn Ihnen oft dergleichen begegnete. Dieses würde Sie gewöhnen, Ihre Leidenschaften zu überwinden, und vornehmlich widersprochen zu werden. Das haben Sie nicht gern, mein Schatz. — Aber Sie lachen.

Frl. Heftig.

Ja, und ich weine zugleich. Wenn ich denke, daß Sie erst angefangen haben, mir Complimente

zu

zu machen, damit Sie nur die Freyheit haben möchten, mir Schmähungen zu sagen, so kann ich mich nicht enthalten, über Ihre List zu lachen. Sie haben viele Bosheit, meine liebe Gut; Sie machen es, wie meine Mama. Wenn sie mir ein Arzeney eingeben will, so verhüllet sie solche in Zuckereingemachtes.

Madem. Gut.

Und was ist dabey Böses, mein Schatz? Wenn man nur damit den Endzweck erreichen kann, daß Sie die Arzeney einnehmen; was ist daran gelegen, worein man sie einhüllet? Sind Sie böse darüber, daß ich gesuchet habe, Sie dadurch aufgeräumet zu machen, daß ich Ihnen ein wenig schmeichelte; damit ich Sie vermöchte, die kleine Strafrede wohl aufzunehmen, die ich Ihnen zu halten Lust hatte?

Frl. Heftig.

Ich bin recht erfreut und auch recht böse darüber, beydes zugleich. Ich bin recht erfreut darüber, weil ich mich sonst vielleicht würde erzürnet haben. Ich bin aber böse darüber, daß ich noch so albern bin, daß man so viele Vorsicht und Behutsamkeit bey mir brauchen muß. Das machet mich ganz beschämt.

Madem. Gut.

Das sind vortreffliche Gemüthsbeschaffenheiten. Ich drücke mich aber schlecht aus, mein Schatz, wenn ich sage, ich habe damit angefangen, daß ich Ihnen erst geschmeichelt. Ich habe nichts vergrößert. Es ist gewiß, Sie haben sich so stark gebessert,

bessert, daß Sie nicht mehr kenntlich sind. Es ist aber auch wahr, es ist noch ein großes Werk zu thun übrig. Doch ich stehe Ihnen dafür, Sie werden damit zu Stande kommen. Dieses wird mich gleichwohl nicht hindern, wenn ich Sie wegen Ihrer Fehler erinnere, daß ich nicht alle Vorsicht brauchen sollte, die ich für nöthig erachten werde, Sie nicht verdrüßlich zu machen. Die gute Lebensart und die Leutseligkeit erfordern es. Ich würde sehr vergnügt seyn, wenn ich Sie durch mein Beyspiel lehren könnte, wie Sie denjenigen etwas verweisen sollen, welche dereinst unter Ihnen stehen werden. Das nächste Mal wollen wir Ihre Historie anhören, und ein Wörtchen von den Gesetzen der Lacedämonier sagen. Heute haben wir nur noch die nöthige Zeit, die Geographie zu wiederholen.

Frl. Luise.

Weil Sie uns heute viel von dem nordlichen America vorgesaget haben; wollten Sie wohl die Gütigkeit haben, und uns einen Begriff von diesem ganzen Theile der Welt machen?

Madem. Gut.

Von Herzen gern, meine lieben Fräulein. Fräulein Verständig, sagen Sie doch diesen Fräulein alles, was Sie von America wissen.

Fräul. Verständig.

Man nennet America die neue Welt; weil es nur erst im 1493 Jahre nach Christi Geburt entdecket worden. Man glaubet aber doch, die Alten hätten einige Kenntniß davon gehabt; und es

wäre

wäre das große feste Land, welches sie die atlantische Insel nannten. Man hat zwar die neuere Entdeckung dieses großen Landes eigentlich einem Genueser, mit Namen Christoph Columbus, zu danken; er hatte es aus denen Landkarten kennen lernen, die ein Deutscher davon gemacht hatte, der schon vor ihm da gewesen war. Dieser Deutscher war aus einem ansehnlichen Geschlechte in Nürnberg, und hieß Martin Behaim, stund aber bey der damaligen Regentinn der Niederlande in Diensten. Allein, dem ungeachtet hat doch Americus Vesputius diese Ehre vornehmlich behalten, und das Land hat von ihm seinen Namen bekommen. Es liegt in dreyen Erdgürteln und hat also sehr unterschiedene Himmelsluft und Witterung. An einigen Orten ist es entsetzlich heiß, an andern übermäßig kalt, und noch an andern ist die Himmelsluft gemäßiget. Man nennet es auch Westindien, zum Unterschiede von Ostindien, weil es uns gegen Westen so, wie jenes gegen Osten, liegt. Denn im Anfange glaubete man, alle Länder, woraus man großen Reichthum brächte, hießen Indien. Man theilet America in das südliche und nordliche. Süd-America ist eine große Halbinsel, welche 1330 Meilen lang und 940 Meilen breit ist.

Fräul. Lucia.

Ich bitte um Verzeihung, mein liebes Fräulein, irren Sie sich nicht etwan? Hat dieser Theil von America eine so ungeheure Länge?

Madem. Gut.

Sie irret sich nicht, mein Schatz. Dieser Theil der Welt ist weit größer, als alle drey andere zu-

sammen. Ich erinnere mich, daß ich gehöret habe, es hätten Herr Pen und Mylord Baltimore einen Streithandel mit einander wegen einiger Ländereyen gehabt, die ihnen in diesem Lande zugehöreten. Es kam auf den zwey und dreyßigsten Theil der Welt an.

Jgfr. Landmänninn.

Das Land ist daselbst nicht so etwas beträchtliches, als hier. Man kann ganze große Strecken davon umsonst bekommen. Vor einigen Jahren war einer von meinen Anverwandten aus England hier; der wollte mich zu einer Erbinn einer Insel daselbst einsetzen, die er mit seiner Gemahlinn bekommen hatte. Er sagete mir Wunderdinge davon vor; und sie würde mich zu einer großen vornehmen Frau gemacht haben, wenn man sie in unsere Gegenden hätte versetzen können. Dort aber wohnet keine Seele darauf.

Fräul. Luise.

Ey, mein Schatz, Sie hätten sie annehmen sollen. Da Sie eine so große Lust zur Einsamkeit haben, so hätten Sie sich dahin begeben können. Weil Sie die Beherrscherinn von dieser Insel gewesen seyn würden, so hätten sie allen Menschen den Eintritt in dieselbe versagen können: und Sie würden allda so allein gewesen seyn, als Sie es wünschen.

Jgfr. Landmänninn.

Sie wollen sich nur über mich aufhalten, mein Schatz: aber ich verstehe Scherz. Ich habe indessen doch große Lust, Ihnen zu sagen, daß ich kein

Men-

Menschenscheu, noch eine Wilde bin. Ich liebe das gesellschaftliche Leben; und wenn ich stets eine solche Gesellschaft finden könnte, als diese ist, so schwöre ich es Ihnen zu, ich würde meine Einsamkeit nicht bedauren. Ich will Ihnen aber sagen, warum ich meine Gehölze liebe. Bloß weil die Bäume stumm sind, und mir nichts unbesonnenes, noch abgeschmacktes sagen; da ich hingegen hier in der Stadt gezwungen bin, einen Theil meines Lebens mit Anhörung desselben zuzubringen. Man saget, man habe eine Art von Zeichen oder vielmehr Schriftzügen erfunden, die Unterredungen abzumalen. Ich versichere Sie, ich würde alle oder wenigstens den größten Theil von denjenigen, die ich gehöret habe, seit dem ich hier bin, auf eine Seite malen können. Alles andere läuft etwan auf zwanzig Ungereimtheiten hinaus, die man auf tausenderley verschiedene Arten wiederholet.

Madem. Gut.

Sie setzen mich in Erstaunen, mein Schatz. Ich kenne die meisten Frauenzimmer, die Sie sprechen; und das sind Personen von den größten Verdiensten.

Jgfr. Landmänninn.

Das ist wahr, meine liebe Gut; und ich habe ein wahres Vergnügen, wenn meine Mama des Morgens mit diesen Frauenzimmern Thee trinkt. Weil sie da allein sind, so ist die Unterredung allerliebst; und ich habe Nutzen davon. Den Nachmittag ist es ganz anders. Diese verständigen Frauenzimmer sind verbunden, Thörinnen anzuneh-

men, und mit ihnen von allen denen Armseligkeiten zu reden, wovon diese letztern den Kopf voll haben.

Madem. Gut.

Ich schätze sie deswegen noch höher, mein Schatz. Man muß viel Verstand haben, wenn man ihn bey dergleichen Frauen verbergen, und sich nach ihrer Fähigkeit richten kann.

Jgfr. Landmänninn.

O ich bewundere sie auch, und halte sie hoch: allein, ich würde sehr verdrüßlich darüber seyn, wenn ich mich jemals in solchen Umständen befinden und ihnen nachahmen müßte. Ich finde das Leben viel zu kurz, als daß ich viel Zeit verlieren und mich binden könnte. Es giebt tausend Personen, denen die Schwätzerinnen, nach aller ihrer Bequemlichkeit, alle die Lappereyen, die sie wünschen, erzählen können. Es ist nicht nöthig, daß ich noch erst deren Anzahl vermehre. Was weis ichs, ob ich nicht am Ende eben so eine Thörinn werden würde, als alle diese Frauen.

Madem. Gut.

Das heißt, Sie glauben, Sie sind sich selbst schon genug, und Sie wollen sich keines Menschen wegen einen Zwang anthun. Das ist nicht billig, mein Schatz. Die Gesellschaft besteht nur dadurch, daß man einander seine Neigungen gegenseitig aufopfert; und wenn Sie fortfahren, so zu denken, wie Sie thun, so werde ich Sie auf das Eyland schicken, welches man Ihnen hat vermachen wollen.

Jgfr. Landmänninn.

Hören Sie mich an, wenn Sie so gütig seyn wollen, meine liebe Gut. Ich mag mich gern meiner Freunde wegen zwingen. Ich verspreche Ihnen so gar, ich will mich auch anderer wegen zwingen, wenn es seyn muß: allein, das wird stets mit Widerwillen geschehen; und so lange ich es, ohne Verletzung des Wohlstandes, werde thun können, werde ich die Gelegenheit dazu vermeiden. Sind Sie jetzo nunmehr mit mir zufrieden?

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz, beynahe wenigstens. Damit ich es aber ganz und gar wäre, so wollte ich wünschen, daß Sie durch alles das glücklich seyn könnten, was Sie zu thun verbunden seyn werden. Es wird kommen. — Wir wollen America wieder vornehmen.

Fräul. Verständig.

Man theilet das mittägliche oder Süd-America in sieben Theile. Diese sind Peru, Paraguai, Chili, Magellansland, Amazonenland, das feste Land und Brasilien.

Peru ist das allerreichste Land in der ganzen Welt, und gehöret dem Könige in Spanien. Es wurde von Franz Pizarro entdecket und erobert. Die Hauptstadt in Peru ist Lima; eine große reiche Handelsstadt, wo sich der spanische Statthalter des ganzen Landes ordentlich aufhält. Er hat den Titel Vice-Re oder Unterkönig, und seine Gewalt erstrecket sich sehr weit. Ob es gleich in diesem Lande wenig Flüsse giebt: so ist es doch

ziemlich fruchtbar. Kette von Bergen. oder auch wohl das entsetzlich hoch und fangen in Magellanslande an. Sie sind aber auch gleichfalls in andern Provinzen, und gehen durch die ganze Strecke von Peru. Hernach ziehen sich ihre Theile zusammen, und das Gebirge wird schmäler, weil es durch die Erdenge hindurch muß. Darauf breitet es sich wieder aus und vertheilet sich in viele Landschaften, durch verschiedene Arme. Man könnte sagen, die südlichen Theile von America würden dadurch mit den nordlichen als durch eine Kette zusammen gebunden.

Man findet in Peru eine große Man nennet sie Cordilleras Gebirge Andes. Sie sind

Fräul. Geistreich.

Ich habe irgendwo gelesen, die Berge wären gleichsam wie die Knochen in dem menschlichen Leibe, welche die Erde zusammen hielten; und das scheint hier recht augenscheinlich zu seyn.

Madem. Gut.

Sie sagen mit Rechte scheint; denn es ist unter den Gelehrten noch nicht ausgemacht, daß die Berge wirklich zur Zusammenhaltung des Erdballes dienen. Man muß erst erweisen, daß die Berge beständig so gewesen sind, oder auch bey einer andern Beschaffenheit eben eine solche Lage auf dem Erdboden gehabt haben, als jetzt. Beydes aber wird nicht angehen. Sie haben auch sonst schon unleugbaren Nutzen genug, daß man ihnen nicht eben erst einen zueignen darf, der noch zweifelhaft ist. Fahren Sie fort, Fräulein Verständig. Wir müssen gleich schließen.

Fräul.

Fräul. Verständig.

In diesem Lande findet man zu gleicher Zeit und auf einmal alle vier Jahreszeiten. An dem Ufer des Meeres ist eine solche Hitze, daß man davon ersticken möchte. Man steigt darauf ein ziemlich langes Gebirge hinan, welches aber sehr sanft hinauf geht. Dieses führet in eine Ebene, wo man die Stadt Quito gebauet hat. In dieser Ebene, welche viel erhabener liegt, als unsere höchsten Berge, findet man das ganze Jahr hindurch Frühling und Herbst, Früchte und Bluhmen; kurz, es ist daselbst weder warm noch kalt. Am Ende dieser Ebene findet man die Cordilleras, auf deren Spitze oben eine so heftige Kälte ist, daß sie einem das Leben nehmen und man leicht erfrieren kann.

Frl. Lucia.

Ist das möglich, meine liebe Gut? Peru liegt in dem heißen Erdgürtel; und diese Gebirge, die so hoch sind, sind ja der Sonne viel näher, als die Ufer des Meeres. Wie kann es denn daselbst so kalt seyn?

Madem. Gut.

Einige Gelehrte haben daraus geschlossen, die Sonne wäre also nicht warm. Wir wollen dereinst davon reden; jetzo müssen wir aus einander gehen. Wir werden Morgen auf das Land reisen, und nicht eher, als den Donnerstag, zu der Lehrstunde wieder zurück kommen. Ich werde also nicht das Vergnügen haben, meine Fräulein, Sie morgen zu sprechen.

Das XIII Gespräch.

Madem. Gut.

Wir wollen mit unsern Historien anfangen. Sagen Sie uns diejenige, Fräulein Charlotte, die Sie gelernet haben.

Frl. Charlotte.

Alle die Wunder, welche Gott vor den Augen der Israeliten und ihres Königes gethan hatte, waren nicht vermögend gewesen, sie von dem Götzendienste abzubringen. Gott wurde es daher müde, sie länger zu ertragen. Der König in Juda bethete den Baal so gut an, als der in Israel; denn er hatte eine Tochter von der Königinn Isebel geheurathet. Nun war diese ganze Familie so zu sagen verkaufet, böses zu thun, und der Abgötterey ergeben; daher vermochte auch diese gottlose Prinzeßinn ihren Gemahl, daß er ihren Göttern opferte. Endlich kam der Augenblick, wo Gott die Drohungen ausführen wollte, die er wider das Haus Ahab hatte ergehen lassen. Hören Sie, wie solches zugieng.

Ben Hadad, der König in Syrien, war krank geworden, und der Prophet Elisa kam damals eben nach Damascon, welches in seinem Reiche lag. Man meldete solches dem Könige; und der schickete einen von seinen Bedienten mit Geschenken zu dem Propheten, daß er ihn fragen sollte, ob er wohl von seiner Krankheit wieder aufkommen

men würde. Dieser Staatsbediente hieß Hasael, und überbrachte dem Propheten vielerley Geschenke, und erkundigte sich im Namen des Königes bey ihm, ob dessen Krankheit auch wohl tödtlich wäre? Nein, antwortete Elisa, er könnte genesen: aber der Herr hat mir gezeiget, daß er gleichwohl sterben wird. Der Prophet sah dabey Hasaeln starr an, veränderte sein Gesicht und fieng an zu weinen. Das merkete Hasael und fragete daher: Warum weinet mein Herr? Hierauf gab ihm Elisa zur Antwort: Ich sehe das Uebel voraus, welches du den Kindern Israel zufügen wirst. Du wirst ihre festen Städte verbrennen und zerstören, und ihre junge Mannschaft mit dem Schwerte erwürgen, auch ihre kleinen Kinder nicht einmal verschonen. O wer bin ich doch, antwortete ihm Hasael, daß ich dergleichen thun könnte? Wo hätte ich die Macht dazu? Der Prophet sagete ihm darauf, er würde König in Syrien werden; Gott hätte es ihm gezeiget. Hasael gieng fort und hinterbrachte dem Könige, Elisa hielte seine Krankheit nicht für gefährlich, und er könnte davon wieder gesund werden. Einige Tage darnach aber nahm Hasael eine nasse Decke und erstickete seinen Herrn damit. Darauf wurde er an dessen Stelle König, und suchete bald Gelegenheit, mit den Kindern Israel einen Krieg anzufangen.

Der König in Juda kam dem Könige in Israel zu Hülfe, der sein Schwager war. Da rief Elisa einen von den Kindern der Propheten, und sagete zu ihm: Geh nach Gilead und salbe den Hauptmann Jehu daselbst zum Könige über Israel;

melde ihm auch, der Herr habe ihn erwählet, er solle die Drohungen ausführen, die Gott wider das Haus Ahab gethan habe; und er solle das Blut aller Knechte des Herrn an Isebel rächen. Der junge Mensch nahm ein Glas mit Oele und gieng hin. Er fand Jehu mitten unter den andern Kriegeshauptleuten sitzen und rief ihn heraus, er hätte etwas mit ihm allein zu reden. So bald sie allein waren, verrichtete er, was ihm aufgetragen worden, und machete sich geschwind wieder fort. Die andern frageten Jehu, was es gäbe, und was der unsinnige Mensch bey ihm gewollt hätte? Denn sie mochten wohl gesehen haben, daß er ein Prophet war; und die hielten die gottlosen Leute wegen ihrer Strafpredigten und Ermahnungen, und Drohungen mit dem Zorne Gottes für nicht recht klug. Jehu aber antwortete ihnen ganz kurz: Ihr kennet doch den Mann wohl, und wisset schon, was er saget. Ey, es ist lauter Unwahrheit, antworteten sie: aber gleichwohl, was war es denn? Sage es uns doch. Darauf erzählete es ihnen Jehu; und das war ihnen recht lieb. Sie ehreten ihn gleich als einen König, und ließen ihn öffentlich dafür ausrufen. Sie macheten ein Bündniß mit einander und zogen wider den bisherigen König Joram, der bey seinem Schwager Ahasja war. Beyde marschireten ihnen entgegen: sie wurden aber bey Naboths Acker geschlagen, welchen armen Mann ihre bösen Vorfahren wegen seines Weinberges hatten hinrichten lassen. Jehu erschoß den König Joram selbst, und ließ ihn auf diesen Acker werfen.

Darauf

Darauf zog er als ein Sieger in die Stadt ein. Isebel aber hatte ihr Gesicht geschminket und sich den Kopf recht schön aufsetzen lassen. In diesem Putze trat sie an das Fenster, als Jehu seinen Einzug hielt, und machete ihm zur Unzeit einige Vorwürfe. Sie fragete ihn höhnisch, ob es auch Simri wohlgegangen wäre, der seinen Herrn umgebracht hätte? Jehu kuckete in die Höhe, und wollte sehen, wer ihm die Frage thäte. Da er nun sah, daß es Isebel war, so rief er: Ist niemand da, der es mit mir hält? Gleich gaben sich zween oder drey Kämmerer an und frageten, was er zu befehlen hätte. Er sagete, sie sollten sie herab stürzen. Und sie stürzeten sie so gleich hinunter; und die Wand und die Pferde wurden von ihrem Blute bespritzet; denn sie wurde ganz zertreten. Nach der Tafel befahl er, man sollte nach der Verfluchten sehen und sie begraben; denn sie wäre doch eine königliche Prinzeßinn. Aber da die Leute hinkamen, so fanden sie nichts mehr von ihr, als die Hirnschale, die Füße und die flachen Hände; das andere alles hatten die Hunde aufgefressen. So hatte es auch Gott durch den Prophen Elia lange vorher sagen lassen.

Nach diesem ließ Jehu das ganze Geschlecht Ahabs vollends ausrotten, wie auch alle Anverwandten des Ahasja; und das waren zusammen wohl über hundert Personen. Er reisete nach Samaria, und sagete: Ahab hat dem Baal nicht recht gedienet, ich will ihm besser dienen. Es mußten sich auch alle Propheten, alle Priester und alle Diener dieses Götzen versammlen; denn er

stellete sich, als wenn er ihm ein rechtes großes Opfer bringen wollte. Er that es aber nur bloß darum, damit er sie alle auf einmal beysammen hätte. Deswegen ließ er bey Lebensstrafe befehlen, es sollte keiner wegbleiben; und er schickete in ganz Israel herum und ließ alle Anbether des Baals zu diesem großen Feste einladen, damit keiner mehr übrig bliebe. Das Haus oder der Tempel des Baals wurde auch ganz voll; und Jehu ließ nachsehen, daß keiner von den Dienern des Herrn darinnen wäre. Die Priester mußten sich zu den Opfern anziehen; und da sie in ihrer besten Andacht waren, so schickete er seine Trabanten hinein, die mußten sie alle niederhauen, und durften keinen entrinnen lassen. Darauf rissen sie alle Bilder aus der Kirche, und Baals Säule selbst, und verbrannten sie. Sie brachen auch die Kirche ab und machten ein heimliches Gemach daraus. Aber deswegen dienete dieser neue König dem Gotte Israels doch nicht recht von ganzem Herzen; denn er ließ nicht von Jerobeams Sünden, sondern behielt die goldenen Kälber, die solcher hatte machen lassen, und das Volk verehren mußte.

Madem. Gut.

Diese Geschichte giebt uns eine schöne Lehre, meine Fräulein, was die Ursache von dem Unglücke des Königes in Juda gewesen. Die Verbindung, die er mit einer Tochter der Isebel eingegangen, die eben so gottlos war, als ihre Mutter. Ein junges Frauenzimmer, dem man den Vorschlag thut, sich zu verheurathen, untersuchet

sorgfältig

sorgfältig die Gestalt desjenigen, den man ihr anträgt. Zuweilen treibt sie ihre Aufmerksamkeit so weit, daß sie sich nach seiner Gemüthsart erkundiget. Wenn man ihr antwortet, er ist lustig, er mag sich gern vergnügen; und er hält große Gesellschaft: so ist sie zufrieden. Ihre Aeltern erkundigen sich unter der Zeit nach dem Vermögen desjenigen, der um ihre Tochter anhält. Ist er reich, so ist alles gesaget; es ist eine vortheilhafte Heurath. Dieser junge Mensch aber ist aus einer Familie, worinnen man nicht viel Ehrerbiethung gegen die Religion hat; und es ist einiger Schein da, der Sohn habe mit der Milch die Grundsätze seiner Aeltern eingesogen. Er ist ein rechtschaffener Mann, antwortet man; und unter einem rechtschaffenen Manne versteht man denjenigen, der keine grobe Laster begeht. Wie viele Töchter aus christlichen Häusern haben in der Gesellschaft eines solchen Ehemannes die Grundsätze der Religion verschwinden sehen, in welchen sie waren erzogen worden, und sind hernach verloren gegangen! Vermeiden Sie diese Gefahr, meine Fräulein; fassen Sie es sich recht in die Gedanken, daß ein Mensch, der keine Religion hat, kein rechtschaffener Mann seyn kann, und daß er sie ganz gewiß unglücklich machen würde.

Fräul. Luise.

Ich versichere Sie, meine liebe Gut; ich kenne viele hübsche Herren, die keine Religion haben, und die dem ungeachtet die rechtschaffensten Leute von der ganzen Welt sind.

Madem.

Madem. Gut.

Sie scheinen es nur zu seyn, mein Schatz: in der That aber sind sie es nicht, oder stehen in einer nahen Gefahr, daß sie aufhören, es zu seyn. Nur die Religion kann uns vermögen, unsere herrschenden Leidenschaften zu überwinden; nur sie kann uns hinlänglichen Beystand dazu geben. Die Weltweisheit ist nicht zureichend dazu. Wenn sich unsere ordentliche Verrichtung in dieser Lehrstunde bey Zeiten endiget: so wird Ihnen Fräulein Verständig eine Historie erzählen, die sie in dem Abentheurer gelesen hat; und welche sehr geschickt ist, Ihnen dasjenige zu beweisen, was ich Ihnen gesaget habe. Lassen Sie uns Ihre Historie hören, Jungfer Miekchen.

Jungfer Miekchen.

Die Tochter der Isebel, welche sich mit dem Könige in Juda vermählet hatte, hieß Athalja. Sie war eine hochmüthige herrschsüchtige Prinzeßinn, und ebenfalls sehr gottlos. Da sie nun hörete, daß nach ihres Gemahls Tode auch ihr Sohn umgekommen wäre, so brachte sie die andern königlichen Prinzen auch um, damit sie allein regieren könnte. Es fand aber doch eine von des Königes Schwestern Mittel und Gelegenheit, einen noch ganz kleinen Prinzen mit seiner Amme aus dem Zimmer wegzubringen, und vor Athalja zu verstecken, daß er nicht mit getödtet wurde. Sie verbargen ihn wohl sechs Jahre in dem Tempel, und unterdessen war Athalja so lange Königinn im Lande. In dem siebenten Jahre aber ließ der hohe Priester

die

die Obersten über die Kriegesleute mit ihren andern Kriegesbedienten und den Trabanten heimlich zu sich in den Tempel kommen, und wies ihnen den noch lebenden jungen Prinzen, welcher der rechte König seyn sollte. Sie verabredeten es also, sie wollten ihn auf den Thron setzen und zum Könige krönen. Der hohe Priester gab ihnen Spieße und Schilde, die dem Könige David gehöret hatten, und jetzt in dem Tempel waren, und ordnete alles an, was sie thun und lassen sollten. Darauf brachte er den jungen Prinzen hervor, und setzete ihm eine Krone auf, und gab ihm das Gesetzbuch und salbete ihn; und sie macheten ihn also zum Könige. Er hieß Joas; und Athalja wußte noch von allem dem nichts, was in dem Tempel vorgieng. Das Freudengeschrey aber und das Vivatrufen, welches sich nach der Krönung erhob, macheten, daß sie fragete, was es denn gäbe? Sie sah das Volk nach dem Tempel zu laufen, und begab sich also selbst dahin. Da sah sie nun mit großem Erschrecken an dem Orte, wo die Könige zu stehen pflegen, den jungen Prinzen als König und alle Trabanten mit ihrem Gewehre um ihn herum. Sie schrye: Aufruhr, Verrätherey! und wollte in vollem Grimme den Prinzen da wegreissen. Der hohe Priester aber befahl den Obersten über die Kriegesleute, sie sollten sie zurückhalten, und zu dem Tempel hinaus in den Hof führen, und jedermann niederhauen, der ihr folgen würde und beystehen wollte. Sie legeten also Hand an sie und führeten sie auf den Fahrweg nach dem königlichen Schlosse; und tödteten sie da. Joas war

nur

nur erst sieben Jahre alt, da er seine Regie ʒ anfieng. So lange der hohe Priester lebete und ihn lehrete, so that Joas, was recht war, und de Herrn wohlgefiel. Er ließ auch den Tempel ausbessern und erneuren, den man fast ganz hatte verfallen lassen, und folgete seinem guten Rathe in allem. Da der hohe Priester aber todt war, so kamen die Großen in Juda und schmeichelten dem Könige. Zum Unglücke gab er ihnen Gehör und folgete ihrem Rathe. Dadurch wurde er denn eben so gottlos, als seine Vorfahren, und verließ das Haus Gottes und dienete andern Götzen. Der Sohn des vorigen hohen Priesters, der an dessen Stelle war, eiferte dawider, und drohete dem Hofe und Volke, Gott würde sie wieder verlassen. Dieß nahm man sehr übel; und der König dachte nicht an die großen Dienste, die ihm dessen Vater geleistet hatte, sondern ließ ihn in dem Hofe des Tempels steinigen. Er sagete es aber noch vor seinem Tode dem Könige voraus, Gott würde es sehen und rächen. Das geschah auch; denn des Königes Bediente verschwuren sich mit einander, da er eben von den Syrern war geschlagen worden, und erwürgeten ihn auf seinem Bette.

Seine Nachfolger waren nicht besser, sondern ahmeten allen seinen Gottlosigkeiten nach. Zuweilen aber fand sich doch einer und der andere, der noch dem Herrn dienete, aber nicht so aufrichtig, als David. Denn sie ließen die Höhen und Hayne, stehen, das ist die Bäume, welche man

den

falschen Göttern auf den Gebirgen geweihet hatte; und sie ließen es geschehen, daß das Volk dahin gieng und opferte und räucherte. Was die Israeliten betrifft, so fuhren sie eben so, wie ihre Könige, beständig fort, die Götzen anzubethen. Damit nun Gott ihre Blindheit bestrafete, so überlieferte er sie den Königen von Assyrien. Die führeten sie aus ihrem Vaterlande weg und in ihr Land, wo sie lange Zeit in der Gefangenschaft waren.

Jgfr. Sophia.

Ach, meine liebe Gut! ich bin recht verdrüßlich über das, was ich jetzt vom Joas gehöret habe. Der ältere Racine hat ein Trauerspiel von der Athalja gemacht, worinnen dieser Joas so gut und so fromm ist, daß ich ihn recht sehr lieb hatte. Wie geht es doch zu, daß ein Prinz, der eine so schöne Erziehung gehabt, und der eine so gute Gemüthsart zu haben schien, so boshaft und so undankbar geworden?

Madem. Gut.

Die Schmeicheley bringt es so weit, daß sie diejenigen Tugenden zerstöret, die am besten befestiget zu seyn scheinen. Sie ist eine Pest, meine lieben Kinder; und wenn Sie den Reden der Schmeichler einmal das Ohr öffnen, so findet sich kein Verbrechen, worein sie Sie zu stürzen nicht fähig seyn sollten. .... Fräulein Hestig, Sie hatten Lust, uns eine kleine Historie zu erzählen; Sie können es jetzt thun.

Fräul. Heftig.

Meine liebe Gut sagete einmal vor zweyen Jahren in rechtem Ernste zu mir, sie wollte mir eine artige Historie aufschreiben. Sie setzete oben darüber auf das Blatt: Mittel wider die Colik. Das that sie nur, damit sie mir Lust machete, daß ich sie lesen möchte. Denn zu der Zeit mochte ich gar nicht gern etwas lesen. Es glückete ihr, daß sie meine Neugier rege machete; und ich las mit Vergnügen die Historie, die ich Ihnen erzählen will.

Zu der Zeit, da Alexander in Indien war, traf er allda Philosophen an, die man Brachmanen nennete. Einer von diesen Philosophen hieß Calanus; und der bath ihn um Erlaubniß, daß er ihm folgen dürfte. Er erhielt sie und begleitete ihn also auf allen seinen Reisen. Calanus war sehr alt und gleichwohl noch niemals krank gewesen. Einige Zeit darnach wurde er von einer heftigen Colik angegriffen. Nun war er nicht gewohnt, viel auszustehen, und wurde also sehr ungeduldig darüber. Als seine Colik vorbey war, so gieng er zu Alexandern und bath ihn, er möchte doch erlauben, daß er sich verbrennen dürfte. Der König glaubete, er wäre närrisch geworden, und schlug ihm diese Erlaubniß also ab. Calanus ließ sich dadurch nicht abweisen, sondern sagete zu ihm: „Was habe ich Ihnen gethan, gnädiger Herr, daß sie mir die Gnade abschlagen, um „die ich Sie ersuche? Ich bin alt; und ich fühle, „ich habe nichts weiter zu gewarten, als Schmerzen und Beschwerlichkeiten. Die entsetzliche Colik,

„lik,

„lik, wovon ich gestern solche Schmerzen empfun-
„den habe, ist zwar vorbey: allein, sie wird bald
„mit dem Husten, dem Steine, dem Ekel und der
„Schlaflosigkeit wiederkommen. Lassen Sie mir
„also die Freyheit, allen diesen Uebeln vorzubeu-
„gen: und verdammen Sie mich nicht, daß ich
„mich mit einem Leben schleppen soll, welches nicht
„anders mehr kann angesehen werden, als eine
„lange Strafe.„

Alexander, welcher gar nicht vernünftiger war, als der Philosoph, ergab sich auf diese schöne Vorstellung. Er erlaubete dem Calanus, daß er sich verbrennen durfte; und er bewilligte ihm so gar die Gnade, die er sich von ihm ausbath, daß er zu Ehren seines Leichenbegängnisses ein großes Gastmahl anstellen dürfte. Calanus ließ mit großer Zufriedenheit einen Scheiterhaufen aufrichten, legete sich eben so gerubig darauf, als wenn er zu Bette gegangen wäre, und ließ sich verbrennen, ohne daß er die geringste Bewegung machete. Der Schmaus, welcher darauf folgete, schickete sich gut zu diesem Tode. Es soffen viele Personen auf demselben so übermäßig, daß sie davon starben.

Nun, meine Fräulein, ist das nicht ein recht vortreffliches Mittel wider die Colik?

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich danke ganz gehorsamst für dieses Mittel: ich glaube aber nicht, daß mir die Lust ankommen wird, es zu versuchen. Ich habe nicht so viel Herz, als Calanus.

Madem. Gut.

Was nennen Sie Herz, mein Schatz? Ich versichere Sie, es sind nur feige Memmen, die sich das Leben nehmen. Eine wahrhaftig herzhafte Person erträgt das Unglück und den Verlust. Ich sage es noch einmal, es sind nur schwache Herzen, die sich durch die Beschwerden überwältigen lassen.

Fräul. Luise.

Sie haben Recht, meine liebe Gut, und ich sehe es jetzt gar wohl ein. Vorher aber, ich gestehe es Ihnen, war ich in dem Irrthume. Ich glaubete, es wäre eine Sünde, wenn man sich umbrächte: ich dachte aber nicht, daß es eine Zaghaftigkeit wäre.

Jgfr. Zina.

Meine liebe Gut, wir haben zu Hause ein Buch; das heißt die persianischen Briefe. Sie sollen von einem großen Manne seyn gemacht worden; und dieser große Mann behauptet darinnen, es sey erlaubet, sich das Leben zu nehmen. Er saget, das Leben sey ein Geschenk des Schöpfers, welches er uns nur so lange zu behalten verbindet, als es uns angenehm ist; und wenn sich ein Mensch fände, der ohne Hülfe mit allerhand Uebeln beschweret wäre, so könnte ihn Gott nicht ohne Grausamkeit zwingen, ein Geschenk zu behalten, welches ihm kläglich geworden wäre. Ich empfinde wohl innerlich in mir etwas, welches widerstrebet, diesem Vernunftschlusse Glauben zu

geben:

geben: ich wüßte aber in Wahrheit nicht darauf zu antworten *.

Madem. Gut.

Weil Sie noch keine Fertigkeit erlanget haben, einen Grundsatz zu untersuchen, den man vorbringt, so erlauben Sie dem Fräulein Verständig, daß es den Satz dieses Mannes aus einander wickele. Es ist der berühmte Herr von Montesquieu; und er hat dieses Werk in den letzten Jahren seines Lebens sehr bereuet; denn er ist recht christlich gestorben.

Fräul. Verständig.

Das Leben ist ein Geschenk des Schöpfers, welches er uns nur so lange zu behalten verbindet, als es uns angenehm ist. Ich glaube, meine liebe Gut, der Verfasser würde besser gethan haben, wenn er gesaget hätte, als es uns nützlich ist. In diesem Falle würde sein Satz wahr gewesen seyn.

* Die Frau von Beaumont machet hier die Anmerkung, es würden einige Leute vielleicht dawider etwas zu erinnern finden, daß sie dieses in ihr Werk mit eingerücket hätte. Allein, diese Unterredung, saget sie, ist wirklich vorgefallen. Ein verständiges Frauenzimmer sagete mir eben die Worte, die ich hieher setze; und ein Fräulein von zwölf Jahren, antwortete darauf. Es war das Fräulein von Münchhausen. Dieser letzte Umstand konnte den deutschen Herausgeber schon allein vermögen, zur Ehre der Scharfsinnigkeit unsers deutschen Frauenzimmers, solches unverändert bey zu behalten.

Er setzet darauf hinzu, Gott könnte ohne Grausamkeit den Menschen nicht zwingen, ein Geschenk zu behalten, welches ihm kläglich geworden wäre. Er erkläret darnach dasjenige, was er unter einem Leben versteht, welches kläglich würde, das ist ein solches, wo ein Mensch, saget er, ohne Hülfe von allerhand Uebeln beschweret wäre. Er gründet sich auf eine falsche Voraussetzung. Es giebt keine Uebel, die ohne Hülfe sind: es findet sich also auch kein Zustand, wo das Leben ein klägliches Geschenk wird; es findet sich also auch kein Zustand, wo es dem Menschen erlaubet ist, sein Leben zu verlassen, welches ihm nützlich ist, zu erhalten, weil es Gott ihm läßt, und es ganz gewiß ist, daß er ihm solches nehmen würde, wenn es ihm unnütz wäre.

Jgfr. Zina.

Ich bewundere es recht, wie das Fräulein Verständig die Untersuchung dieses Satzes angestellet und uns die Falschheit deffelben gezeiget hat. Wenn sich indessen Personen fänden, meine liebe Gut, welche ihr behaupteten, ein Mensch, der seine Güter, seine Gesundheit, seinen guten Namen, seine Freunde verloren hätte, wäre ohne Hülfe unglücklich; was würde sie ihnen antworten?

Madem. Gut.

Wir wollen das in unserer philosophischen Lehrstunde untersuchen. Wir handeln von der Glückseligkeit; folglich gehöret es wesentlich mit dazu, daß wir dasjenige finden, was die Unglückseligkeit

seligkeit hervorbringen kann, welche das Gegentheil von der Glückseligkeit ist. — Heute muß ich mein Wort halten, welches ich diesen Fräulein gegeben habe, und mit ihnen von den spartanischen Gesetzen reden. Fräulein Geistreich, sagen Sie uns, was Sie davon wissen.

Fräul. Geistreich.

Ich will anfänglich diesen Fräulein sagen, wer Lykurgus war, der diese Gesetze gemacht hatte. Er war ein sehr rechtschaffener Mann, denke ich, welcher starke Lust hatte, die Tugend auszuüben, und sie andere ausüben zu lassen; welcher aber niemals recht untersuchet hatte, worinnen sie bestund. Weil er nun diese Untersuchung nicht angestellet hatte, so führete er die Spartaner ganz verkehrt.

Madem. Gut.

Das ist bald gesaget, mein Schatz; es kömmt nur darauf an, daß Sie es beweisen.

Fräul. Geistreich.

Von ganzem Herzen, meine liebe Gut. Ich will diesen Fräulein ganz schlecht weg erzählen, was er that, damit diese Gesetze angenommen würden, und darauf werde ich mich auf ihr Urtheil beziehen.

Lykurgus war der Bruder eines Königes in Sparta, welcher ohne Kinder starb, seine Gemahlinn aber in guter Hoffnung hinterließ. Die Spartaner bothen dem Lykurgus die Krone an. O dieß Mal handelte er als ein rechtschaffener Mann; denn er sagete zu ihnen: „Ich bin euch

„für euren guten Willen sehr verbunden, ihr se„het aber wohl ein, wenn meine Schwägerinn „nun etwan mit einem Prinzen niederkäme, so „würde die Krone diesem Kinde, und nicht mir, zu„gehören.„

Diese Schwägerinn des Lykurgus war eine recht gottlose Frau. Sie hätte wohl gewünschet, daß sie immer Königinn seyn möchte. Daher sagete sie zu ihrem Schwager: „Wenn Sie sich „mit mir vermählen wollen, so will ich mein Kind „ums Leben bringen; auf diese Art werden Sie „König seyn.„

Hätte nicht Lykurgus seinen Zorn zurück gehalten, so würde er diese gottlose Mutter haben strafen lassen. Das Leben ihres Kindes aber war noch in ihren Händen: daher stellete er sich, als wenn er große Lust hätte, sich mit ihr zu vermählen, und sagete zu ihr, er wüßte sichere Mittel, ihr Kind umkommen zu lassen, so bald es nur auf die Welt getreten wäre. Als es geboren war, so nahm es Lykurgus gleich aus den Händen seiner Mutter, und ließ es für einen König erkennen; und so lange bis es in dem Alter wäre, daß es selbst regieren könnte, wollte er Regent des Königreiches seyn. Diese Zeit wandte er an, die spartanischen Gesetze zu verändern.

Es fanden sich in diesem Lande, so wie in allen Ländern der Welt, eine sehr große Anzahl Arme und einige reiche Leute. Lykurgus dachte, das wäre nicht billig, und es sollten alle Leute in einerley Lande einander gleich seyn. Nachdem er sich nun selbst überredet hatte, diese Gleichheit wäre

eine

eine billige Sache: so nahm er eine gute Anzahl Soldaten, und sagete zu allen denjenigen, welche große Ländereyen hatten, sie müßten solche unumgänglich mit denjenigen theilen, die keine hätten; denn er wollte nicht, daß zu Sparta ein einziger Mensch seyn sollte, der mehr Ländereyen hätte, als die andern. — Nun, meine Fräulein, was denkan Sie von diesem Verfahren?

Jungfer Miekchen.

Ich denke, Lykurgus war ein sehr gutthätiger Mann; denn er gab allen Armen etwas zu leben.

Jgfr. Schönichinn.

Aber, meine liebe Freundinn, bedenken Sie doch, er gab das Almosen aus anderer Leute Beutel; und das ist doch nicht erlaubet. Was würden Sie sagen, mein Schatz, wenn ich ein Messer nähme, und zu Ihnen sagete: Jungfer Miekchen, ich werde Sie umbringen, wenn Sie mir nicht Ihr Geld geben: Hier sind Arme, die haben nicht einen Pfenning, da Sie Ducaten haben; das ist nicht billig; Sie müssen Ihr Geld mit Ihnen theilen?

Jungfer Miekchen.

In Wahrheit, mein Fräulein, ich würde sagen, Sie wären eine Diebinn; Sie könnten Ihr Geld weggeben, so viel Sie wollten; denn es gehöret Ihnen: meines aber gehöret Ihnen nicht; und Sie sind ungerecht, wenn sie mich zwingen wollen, daß ich es weggeben soll. Ich sehe also, ich habe wie eine Närrinn geurtheilet, daß ich gesaget habe, er sey gutthätig gewesen. Er war ungerecht.

Warum machete er es nicht, wie meine liebe Gut? Ich hatte mir drey Ducaten gesammlet, und die hatte ich sehr lieb. Meine liebe Gut hat mich wegen meines Geizes beschämet; und sie ist Ursache, daß ich solche mit gutem Herzen den Armen gegeben. Lykurgus hätte also die Spartaner durch gute Gründe vermögen sollen, daß sie ihre Ländereyen getheilet; und er hätte sie nicht dazu zwingen sollen.

Madem. Gut.

Da ist nun der arme Lykurgus ohne Barmherzigkeit verdammet. Es ist wahr, meine Fräulein, ich denke eben so, wie Sie, er hat Unrecht gehabt. Das Gesetz der Natur ist das erste unter allen Gesetzen. Es verbeut, einem Menschen dasjenige zu nehmen, was ihm zugehöret; und es ist niemals erlaubet, dieses Gesetz zu unterlassen. Des Lykurgus schöne Leidenschaft aber war die Gleichheit; und er glaubete, es wäre ihm alles erlaubet, wenn nur in Sparta kein einziger Mensch reicher wäre, als der andere.

Frl. Charlotte.

Wenn ich da gewesen wäre, ich hätte ihn schon recht anführen wollen. Ich würde ihn meine Ländereyen haben hinnehmen lassen; denn ich würde es doch nicht haben verhindern können. Was aber mein Gold, mein Silber und meine Diamanten anbetrifft; die hätte er nicht bekommen sollen; ich würde sie vielmehr vergraben haben.

Madem. Gut.

Sie würden selbst seyn angeführet worden, mein Schatz; denn er fand Mittel, das Gold und Silber unnütz zu machen.

Frl. Charlotte.

Wie das?

Frl. Maria.

Erlauben Sie mir, daß ich es sagen darf, meine liebe Gut; denn ich habe es diesen Winter gelesen. Sie wissen wohl, meine Fräulein, man kann das Gold und Silber nicht essen, noch sich damit kleiden; es ist nur dazu gut, daß man sich die zum Leben nöthigen Sachen dafür kaufen kann. Nun ließ Lykurgus den Kaufleuten bey Lebensstrafe verbiethen, sie sollten nichts für Gold oder Silber weggeben. Da waren denn diejenigen, welche ihres behalten hatten, recht dumm; denn sie wußten nicht mehr, was sie damit machen sollten. Lykurgus ließ anstatt der ordentlichen Münze eine von Eisen machen; und man gab einer jeden Familie eine gleiche Menge davon, Sie waren also auch insgesammt durchaus vollkommen gleich reich, einer wie der andere. Denn sie hatten eine gleiche Menge Geld und Ländereyen.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Das war auf einen Augenblick gut. Die Gleichheit war da vollkommen: allein, das konnte nicht lange dauren. Es gab in Sparta ohne Zweifel Leute, die gefräßiger waren, als die andern, oder die besser gekleidet seyn wollten. Diese mußten ihr Geld eher durchbringen, als die andern; und das mußte bald Arme machen.

Fräul. Geistreich.

Lykurgus hatte daran gedacht, wie Sie, mein Fräulein, und er hatte ein Mittel dafür gefunden.

Es war nicht erlaubet, in seinem Hause zu essen. Er hatte große Säle einrichten lassen, wo sich funfzehn Familien versammleten und mit einander aßen. Ein jeder gab sein Theil vom Weine, Oele, Mehle und Fleische; so daß es keinem Menschen möglich war, mehr aufgehen zu lassen, als sein Nachbar. Aß einer nicht mit gutem Appetite, so hieß er ein Näscher, und man beschuldigte ihn, er hätte vorher zu Hause gegessen; welches ein großer Schimpf war.

Jgfr. Sophia.

Und wer bezahlete denn den Koch und das andere Gesinde?

Fräul. Geistreich.

Es gab zu Sparta kein Gesinde, mein Fräulein. Unsere Bediente dienen uns nur, weil sie nichts zu leben haben. Daselbst aber hatte jedermann das Nothdürftige. Sie können also wohl denken, daß sich kein Mensch gefunden hat, der ein Knecht oder ein Arbeitsmann hat werden wollen. Alle Arbeiten wurden von den Kriegesgefangenen verrichtet, welche Sclaven waren; und weil ihrer eine große Anzahl von einer Nation da war, welche die Jloten hieß, so nannte man alle Sclaven mit diesem Namen.

Jgfr. Landmänninn.

Das ist doch ein sonderbares Land. Man hat mir allezeit gesaget, die Spartaner wären mäßig, uneigennützig, tugendhaft gewesen; und sie waren nichts weniger, als alles das; denn sie hatten nicht die Freyheit, ganz anders zu seyn. Mich

dünket,

dünket, wenn man mäßig seyn will, so muß man unter einer großen und einer mittelmäßigen Mahlzeit zu wählen haben. Der nüchterne und mäßige Mensch ist derjenige, welcher die letztere vorzieht, wenn es durchaus in seiner Gewalt steht, daß er die erstere wählen kann.

Madem. Gut.

Sie haben Recht, mein Schatz. Wenn man tugendhaft seyn will, so muß man die Freyheit haben, daß man es nicht seyn darf, und sich deren nicht bedienen. Allein, das ist mir eben nicht in den Gesetzen des Lykurgus am meisten zuwider; sondern die unordentliche Liebe, die sie den Spartanern zu ihrem Lande einflößeten. Das Vaterland war ihr Abgott, dem man alles aufzuopfern stets bereit seyn mußte, sogar die gute Treue und Glauben, die Ehre, die Menschlichkeit und die andern Tugenden. Die andern Menschen werden bosshaft, weil sie sich der Heftigkeit ihrer Leidenschaften überlassen, die durch einen Eigennutz erreget werden, der zwar falsch, aber lebhaft und dringend ist. Bey den Spartanern war man nach Grundsätzen ungerecht und grausam.

Fräul. Luise.

Aber, meine liebe Gut, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen sage, ich kenne sehr gelehrte und sehr tugendhafte Personen, welche anderer Meynung sind, als Sie. Sie halten des Lykurgus Gesetze für die allervollkommenste Sache in der ganzen Welt, und die Lacedämonier für das vornehmste Volk auf Erden. Sollten Sie wohl nicht ein wenig wider sie eingenommen seyn?

Madem.

Madem. Gut.

Ich werde, wie das Fräulein Geistreich, mit Ihnen reden, mein Fräulein. Ich will Ihnen sagen, worauf ich mein Urtheil gründe, und mich hernach auf Ihr eigenes deswegen beziehen. Vorher aber muß ich Ihnen erklären, daß es zweyerley Arten von Güte giebt, eine physische Güte und eine moralische Güte.

Frl. Lucia.

Das verstehe ich nicht, meine liebe Gut; wollen Sie es wohl erklären?

Madem. Gut.

Sagen Sie nicht alle Tage, oder hören es sagen: Ich habe ein gutes Fieber; dieser Mensch ist ein guter Dieb, ein vortrefflicher, ein geschickter Dieb? Eine physisch gute Sache ist diejenige, welche alles dasjenige hat, was sie haben muß, damit sie dasjenige vollkommen sey, was sie seyn soll. Das Fieber zum Beyspiele, wenn es recht ein vollkommenes Fieber seyn soll, muß gewisse Eigenschaften haben, und gewisse Wirkungen hervorbringen. Wenn es diese Eigenschaften nicht hätte, und diese Wirkungen nicht hervorbrächte, so würde es kein Fieber mehr seyn.

Es finden sich zween Menschen, die den Vorsatz gefasset haben, sie wollen Spitzbuben werden. Der eine ist kühn, unerschrocken, behend und listig. Er verachtet die Gefahr, wenn es darauf ankömmt, daß er seinen Endzweck erreiche, welcher kein anderer ist, als daß er einem Reisenden mit Gewalt

die

die Börse oder einem Neugierigen, der sich unter das Gedränge begiebt, mit Geschicklichkeit die Uhr nehme. Der andere ist zaghaft; er will sich nicht in die Gefahr begeben; er fürchtet, er möchte gefangen werden; oder er ist so ungeschickt, daß er einem nichts aus der Tasche ziehen kann, ohne daß es die Leute wahrnehmen. Ist es nicht wahr, der eine von diesen Leuten ist ein guter Spitzbube, und der andere ein schlechter Spitzbube? Hier haben Sie denn, was eine physische Güte, eine physische Vollkommenheit ist. Die moralische Güte ist davon ganz unterschieden. Eine Handlung ist moralisch oder sittlich gut, wenn sie nicht den natürlichen Grundsätzen zuwider ist, und nur zu einem guten Endzwecke geschieht. Wenn man das einmal versteht, so sage ich, des Lykurgus Gesetze waren vollkommen gut, nämlich von einer physischen Güte, weil sie die Wirkung hervorbrachten und auch hervorbringen mußten, welche er sich vorgesetzet hatte. Weil man aber zur Hervorbringung dieser Wirkung Mittel anwenden mußte, die den Grundsätzen der Natur zuwider waren: so sage ich, sie waren moralisch böse. Verstehen Sie mich jetzo, Fräulein Lucia?

Fräul. Lucia.

Verzeihen Sie mir meine Dummheit, meine liebe Gut; ich unterscheide dasjenige vollkommen, was Sie unter der physischen Güte und der moralischen Güte verstehen. Ich begreife aber nicht recht, wie sich diese zweyerley Güte zu des Lykurgus Gesetzen schicket?

Madem.

Madem. Gut.

Vielleicht habe ich mich übel erkläret. Ich will mich bemühen, es klärer zu machen. Sagen Sie mir, ich bitte Sie darum, was war die Absicht, was war der Endzweck bey des Lykurgus Gesetzen, die er den Spartanern gab?

Frl. Lucia.

Er wollte ein kriegerisches Volk machen, welches weder überwunden werden, noch Eroberungen machen konnte; das ist, er verlangete, die Republik Sparta sollte so bleiben, wie sie wäre, und weder zunehmen, noch abnehmen.

Madem. Gut.

Und was für Mittel brauchete er, daß es ihm bey dem Anschlage gelänge, den er gefasset hatte?

Frl. Lucia.

Ueberhaupt gab er sich die größte Mühe, den Bürgern eine große Liebe zu dem Vaterlande beyzubringen. Er lehrete sie, man müßte alles, was man am liebsten hätte, seine Aeltern, seine Kinder, sein Leben selbst für dasselbe aufopfern.

Frl. Luise.

Ich habe gehöret, man müsse noch heutiges Tages bereitwillig seyn, alles das für sein Vaterland aufzuopfern. Wenn das ist, so hätte Lykurgus nicht Unrecht. Sie haben uns aber gesaget, dünket mich, man habe auch seine Tugenden dem Vaterlande aufopfern müssen.

Madem. Gut.

Ja, mein Fräulein, und ich will es Ihnen beweisen. Lykurgus wollte, Sparta sollte niemals

können

können überwunden werden. Er bestimmete also alle Spartaner dazu, sie sollten vollkommene Soldaten seyn. Wenn man nun ein guter Soldat seyn soll, so muß man einen starken und festen Körper haben, die Beschwerlichkeiten, den Schmerz, ja den Tod selbst nicht scheuen. Er setzete also fest, diese Eigenschaften des Leibes müßten allem vorgezogen werden; und man müßte alles anwenden, sie zu erlangen. Die Aeltern mußten in seine Absichten treten, und sich nur Kinder wünschen und solche erziehen, damit sie der Republik Sparta Soldaten gäben. Wenn sie also ein schwaches und ungestaltes Kind zur Welt brachten, so sageten sie: Das Kind wird keinen guten Soldaten abgeben können; folglich wird es dem Vaterlande nichts nützen, welches nur Soldaten nöthig hat. Weil wir unsere Kinder bloß in Absicht auf das Vaterland lieben müssen, so müssen wir das nicht lieben. Man muß es ihm aufopfern. Denn dieses unnütze Kind würde auf Unkosten der Republik leben, und könnte ihr doch nicht dienen; es würde nur den Unterhalt eines Kindes verzehren, welches tüchtig ist, einen Soldaten abzugeben. Diesem schönen Vernunftschlusse zu Folge tödtete man dieses schwache und ungestaltete Kind; und aus dem Grundsatze, man müsse der Lykurgus Gesetzen gehorchen, geschah es, daß man grausam, unmenschlich, ungerecht und den Gesetzen der Natur ungehorsam wurde. Verstehen Sie mich jetzo?

Frl. Lucia.

Ja, meine liebe Gut, dieses Gesetz, die Kinder zu tödten, war physisch gut zu seiner Absicht, wel-

che keine andere war, als Soldaten zu haben; und es war moralisch böse, weil es den Gesetzen der Natur zuwider war.

Fräul. Verständig.

Sie werden mich für sehr kühn halten, meine liebe Gut. Ich denke, dieses Gesetz war weder physisch, noch moralisch gut. Warum wollte Lykurgus ein Volk Soldaten bilden? Damit er Sparta unüberwindlich machete. Nun dünket mich, man brauchet zu diesem Werke mehr Köpfe, als Arme. Wozu hätte diese Menge starker und handfester Leute gedienet, wenn sie nicht gute Oberhäupter unter sich gehabt hätte, die vermögend gewesen, sie anzuführen? Nun ist die Leibesstärke den Oberhäuptern eben nicht nothwendig. Oftmals wohnet in einem zarten Körper eine starke und herzhafte Seele. Unter denen Kindern, die man tödtete, konnte sich gar wohl ein Mensch finden, welcher zum Anführen und Befehlen fähig war, den man also dem Vaterlande entzog. Die Lacedämonier waren sehr glücklich dadurch, daß der König, des Agesilaus Vater, dieses grausame Gesetz nicht beobachtete. Agesilaus war klein und hinkete; und sein Vater mußte eine Summe Geldes zur Strafe geben, daß er eine kleine Gemahlinn genommen hatte. Indessen wurde doch dieser lahmgeborene, und dadurch zum Tode verdammte Agesilaus einer der größten Heerführer, und einer der größten Könige in Sparta. Vielleicht hat man manchen Agesilaus in der Wiege umgebracht; und dadurch die Republik einer großen Anzahl berühmter Männer beraubet haben.

Madem.

Madem. Gut.

Ihre Anmerkung ist vortrefflich, mein Schatz. Außerdem geschieht es alle Tage, wie Rollin in seiner alten Geschichte anmerket, daß ein Kind, welches bey seiner Geburt sehr schwach ist, Stärke bekömmt, wenn es groß wird.

Fräul. Verständig.

Erlauben Sie mir, zu beweisen, daß alle böse Handlungen der Lacedämonier dieses Gesetz des Lykurgus zum Grunde gehabt haben. Hören Sie eine abscheuliche Historie, meine lieben Fräulein, die das beweisen wird, was ich sage.

Die Iloten waren, wie Sie wissen, Sclaven zu Sparta; und es gab deren eine sehr große Anzahl; denn wie wir angemerket haben, so trieben die Lacedämonier kein Handwerk. Sie waren weder Fleischer, noch Schneider, noch Mäurer. Sie legeten sich nur auf Dinge, die den Krieg angiengen, und ließen das Uebrige ihre Sclaven thun. Nun entstund ein Krieg, worinnen die Lacedämonier Truppen braucheten; weil die Anzahl ihrer Feinde viel beträchtlicher war, als ihre. Sie machten Soldaten aus ihren Sclaven, und versprachen denjenigen von diesen Sclaven die Freyheit, welche sich durch irgend eine schöne That hervor thun würden.

Nun waren die Iloten höchst unglückselig zu Sparta. Die Begierde, aus einem so elenden Zustande herauszukommen, vermochte sie also, daß sie sich die größte Mühe gaben. Nach geendigtem Kriege befahl man allen Sclaven, welche eine ausserordentliche That gethan hatten, sie sollten zu der

Obrigkeit kommen, und ihre Namen und Thaten aufschreiben lassen, und darauf belohnet werden. Es fanden sich ihrer viele tausend, welche die Freyheit verdienet hatten. Sie glauben vielleicht, man habe sie ihnen gegeben? O nein, meine lieben Fräulein. Hören Sie nur, wie die Spartaner urtheilen.

„Diese Leute, welche so schöne Thaten gethan „haben, besitzen ein gar zu erhabenes Herz; ihr „Muth könnte uns schädlich werden. Sie würden sich ohne Zweifel der übeln Begegnung erinnern, die sie unter uns ausgestanden haben; und „es könnte ihnen sehr wohl die Lust ankommen, sich „zu rächen. Das Beste von Sparta erfordert, „daß sie aufgeopfert werden. — Allein, was haben sie Uebels gethan? — Und was haben unsere Kinder Uebels gethan, wenn sie schwach und „ungestaltet geboren werden? Indessen opfern wir „doch unsere Kinder auf, die uns und dem Vaterlande lieb seyn sollten. Warum wollten wir uns „scheuen, diese Sclaven aufzuopfern, die uns gleichgültig sind?„

In der That, meine Fräulein, man ließ diese unglücklichen Sclaven hinrichten, deren einziges Verbrechen war, daß sie gar zu viele Verdienste für Leute von ihrem Stande hatten.

Frl. Luise.

Es ist nunmehro gethan; ich gebe den Lykurgus und die Lacedämonier auf; sie sind Bären, Tiger oder vielmehr Ungeheuer, die mit nichts können verglichen werden. Denn die wildesten

Thie-

Thiere thun ihres Gleichen nichts Böses und lieben ihre Jungen.

Fräul. Heftig.

Ich habe Ihnen noch ein anderes Stückchen von den Lacedämoniern zu erzählen, welches nicht zu ihrem Lobe gereichet. Einer von ihren Feldhauptleuten bemächtigte sich der Stadt Theben, obgleich die Spartaner und Thebaner keinen Krieg mit einander führeten. Diese letztern beschwereten sich über dieses Verfahren: und die Spartaner fanden es böse; denn sie verdammeten denjenigen, der es gethan hatte, zu einer Geldbuße; das ist, er mußte eine gewisse Summe Geldes Strafe geben. Nach diesem aber behielten sie die weggenommene Stadt wider alle Gerechtigkeit und Billigkeit.

Jgfr. Schönichinn.

Das ist eben, als wenn ich zu den Richtern gienge und einen Dieb verklagete, daß er mir meine Uhr genommen hätte; und die Richter verurtheileten den Dieb, er sollte gehangen werden, und stecketen die Uhr in ihre Tasche.

Madem. Gut.

Gerade eben so, mein Schatz; die Vergleichung ist vortrefflich. Wir würden noch vieles von den Lacedämoniern zu sagen haben. Ich gebe es Ihnen auf, meine Fräulein, lesen Sie in dem kurzen Begriffe Ihrer Universalhistorie; und darauf in Rollins alten Historie dasjenige, was sie angeht; und das nächste Mal wird mir eine jede von Ihnen sagen, was sie wird angemerket haben.

ben. Gegenwärtig mag das Fräulein Verständig fortfahren, und uns etwas von America sagen.

Fräul. Verständig.

Wir haben gesaget, der mittägliche Theil von America oder Süd-America würde in sieben Theile eingetheilet, und wir haben von dem ersten geredet, welcher Peru ist. Der zweyte ist Paraguay. Man nennet ihn auch Rio de la Plata von dem Namen eines großen Flusses, welcher viele andere aufnimmt. Rio de la Plata heißt so viel als Silberfluß; und man nennet ihn deswegen so, weil man vieles von diesem Metalle da findet: Paraguay aber heißt es von den schönen Vogelfedern, die man daselbst antrifft. Der König von Portugall besitzt ein Stück von diesem Lande: das Innere aber soll von einer Art Riesen bewohnet werden, die man für Menschenfresser hält. Sie wissen nichts von Gotte, fürchten sich aber sehr vor dem Teufel, den sie mit großen Hörnern vorstellen. Die Jesuiten haben diese und andere Heyden des Landes zu bekehren gesuchet, und daher unterschiedene Glaubensbothen dahin geschickt. Diese haben auch viele zu ihrem Glauben bekehret, und von solchen eigene Dörfer und Flecken angeleget, die sie Missionen nennen. Es sind deren immer mehrere und mehrere geworden; und sie haben sich so weit ausgebreitet, daß daraus eine ganze Provinz entstanden ist, welche das Land der Missionen heißt. Die Jesuiten sind darüber Herren und verwalten darinnen alle geistliche und weltliche Aemter, ja auch so gar die Kriegesbedienungen,

nungen, und üben ihre Neubekehrten in den Waffen. Sie lassen keinen Fremden in dieß Land hinein; und die Einwohner müssen alles, was sie arbeiten, und was sie verkaufen wollen, ihnen bringen; und dafür geben sie denn solchen wieder alles, was sie nöthig haben: die Jesuiten aber handeln darnach mit diesen Waaren in andern portugiesischen Städten. Die Luft in diesem Lande ist sehr gemäßiget und recht gesund; und man findet die zum Leben nöthigen Sachen im Ueberflusse darinnen. Die Hauptstadt in diesem Theile heißt Assuncion: doch ist auch Buenos Ayres eine gute Handelsstadt.

Der dritte Theil von Süd-America ist Chili, oder, wie man es jetzo verderbt ausspricht, Chile. Dieser Namen heißt ein kaltes Land; denn es ist im Winter daselbst eine so strenge Kälte, vornehmlich gegen die Gebirge oder Cordilleras zu, daß sie einem das Leben nehmen kann. Die Flüsse frieren des Nachts zu und dauen des Tages wieder auf. Man findet daselbst große Schafe, welche anstatt der Pferde gebraucht werden. Dieser Theil gehöret dem Könige in Spanien: doch sind noch sehr viele freye Völkerschaften darinnen, die von Natur sehr kriegerisch sind, aber doch auf Treu und Glauben fest halten. Es giebt daselbst reiche Gold- und andere Bergwerke; und die Hauptstadt ist Santjago.

Magellansland hat seinen Namen von dem Admirale Ferdinand Magellan, der es zuerst entdecket hat, und ist der vierte Theil von Süd-America. Die Luft ist daselbst sehr kalt, und das Land

unfruchtbar. Es hat nur bloße Wiesen und Wälder, worinnen sich Strauße, Füchse und Kaninichen aufhalten. Die Einwohner des Landes werden Patagonen genannt, und sollen zehn bis zwölf Fuß hoch seyn. Man kennet sie aber nicht recht, und daher mag diese vorgegebene Größe auch wohl noch nicht so richtig seyn. Die Spanier haben in dieser Gegend noch keine andere Stadt, als Nahuelhuapi.

Das feste Land, oder Terra firma, wird für den fünften Theil des mittäglichen America angegeben. Man nennet es deswegen so, weil die Spanier daselbst am ersten festen Fuß gefasset haben, nachdem sie die antillischen Eylande unter sich gebracht hatten. Die Luft ist darinnen sehr gesund, außer bey der Erdenge Panama. Es ist daselbst gewaltig heiß: doch ist das Land sehr fruchtbar, und auch sehr reich. Man findet darinnen den Fluß Orinoco, der fast dreyhundert Meilen fließt. Dieses Land gehöret den Spaniern zu, und hat zur Hauptstadt Panama, welche auf der Erdenge dieses Namens liegt.

Madem. Gut.

Wir wollen das nächste Mal das Uebrige von Süd-America vollends vornehmen.

Das

Das XIV Gespräch.

Madem. Gut, Fräulein Lucia, Fräulein Luise und Fräulein Aufrichtig.

Fräulein Lucia mit Madem. Gut allein.

Ich habe schon so lange nicht das Vergnügen gehabt, Sie insbesondere zu sprechen, daß ich nicht die Geduld gehabt habe, länger zu warten. Außerdem weis ich nicht, ob wir heute die Jungfer Zina bey uns haben werden. Es sind ihrentwegen viele Sachen auf dem Tapete. Man spricht von einer außerordentlich vortheilhaften Heurath. Ich bin recht erfreut darüber; sie verdienet sie; und ich sehe diese Versorgung als eine Belohnung ihrer Tugend an.

Madem. Gut.

Dürfte ich Sie wohl fragen, was Sie unter einer vortheilhaften Heurath verstehen?

Fräul. Lucia.

Das, was alle Welt darunter versteht, meine liebe Gut; nämlich sie soll einen sehr reichen Mann und aus einem großen Hause bekommen.

Madem. Gut.

Allein, mein Schatz, Sie sollten doch nicht die Sachen so verstehen, als alle Welt sie versteht. Man kann ganz wohl einen sehr reichen Mann und von hohem Stande heurathen, und bey dem allen eine sehr nachtheilige Heurath treffen.

Frl. Lucia.

Sie haben Recht, meine liebe Gut; ich sollte mein Urtheil so lange aufschieben, bis ich die Sitten und die Gemüthsart desjenigen kennete, der sie heurathen will. Ich gestehe Ihnen doch gleichwohl, daß ich schon eine gute Meynung von ihm hege, wenn ich ihn gleich noch nicht kenne. Denn kurz um, meine liebe Gut, Jungfer Zina ist hübsch genug: sie ist aber keine blendende Schönheit. Sie hat Witz, gesunde Vernunft: man kann aber davon nicht versichert seyn, wofern man sie nicht recht genau kennet; denn sie ist so furchtsam, daß es schwer ist, zu wissen, was sie werth ist. Alles, was man von ihr sieht, ist, daß sie sehr sittsam, sehr ehrbar ist, und daß sie sorgfältig alle Gelegenheiten suchet, Gutes zu thun. Sie sehen wohl, ein Mann, der sie nur von dieser Seite kennet, und sie doch wählet, ob sie gleich kein Vermögen hat, ist ein vernünftiger Mann.

Madem. Gut.

Die Folge ist richtig, mein Fräulein. Ich habe tausenderley Gutes von ihr und ihrer Familie gehöret.

Fräul. Lucia.

O was das anbetrifft, meine liebe Gut, so hat sie eine vortreffliche Erziehung gehabt. Ihr Vater, der ein verdienstvoller Mann war, ist selbst ihr Hofmeister gewesen, und hat sie gerade eben so erzogen, als Sie das Fräulein Verständig erziehen. Sie hat mir erzählet, er habe ihr, als sie nur erst sechs Jahre alt gewesen, viele Zeuge

gebracht,

gevracht, und da er ihr acht Ducaten gegeben, zu ihr gesaget: Da kannst du dir ein neues Kleid kaufen, meine liebe Zina. Wenn du diesen schönen Zeug nimmst, so wirst du deine acht Ducaten auf einmal ausgeben; und es steht dir völlig frey, du kannst es thun; denn die Ducaten sind dein. Nimmst du diesen andern Zeug, so wirst du zwar nicht so prächtig gekleidet seyn, du wirst aber noch zween Ducaten übrig behalten. Nun giebt es hier in dem Dorfe eine arme Frau, deren Mann schon lange Zeit krank ist. Diese arme unglückliche Frau hat sechs Kinder; die gehen fast ganz nackend, und werden diesen Winter sehr frieren müssen: von diesen zweenen Ducaten könntest du diesen armen Kindern gute wollene Kleider schenken; sie würden dafür zu dem lieben Gotte für ihre Wohlthäterinn bethen; und am jüngsten Gerichte wird unser Herr Jesus Christus zu dir sagen: Komm her, du Gesegnete meines Vaters, mit mir in den Himmel; denn ich bin krank und nackend gewesen, und du hast mich mit deinen eigenen Kleidern bekleidet. Das arme kleine Kind wurde von dieser Rede so gerühret, daß es, anstatt der zween Ducaten, viere dazu anwenden, und für sich ein noch schlechter Kleid nehmen wollte. Es vergieng kein Tag, daß er ihr nicht Gelegenheit verschaffete, einige gute Werke zu thun: und ihre Mutter, die eben so mildthätig ist, als ihr Gemahl, hat ihr beständig eben dergleichen Beyspiele gegeben, ob sie wohl nicht sehr reich ist. Man sagete ihr voriges Jahr, es wäre da eine Frau mit vier Kindern, die vor Hun-

ger stürben. Sie fährt mit ihren Töchtern hinaus in die Vorstadt, steigt in einem schlechten Hause hinten auf einen Boden hinauf, findet die armen Kinder ganz nackend auf dem Strohe. Sie setzet sie alle zusammen in ihre Kutsche; und da sie mit ihnen nach Hause gekommen, so kleiden sie diese kleinen unglückseligen Würmchen. Sie thaten noch mehr; denn sie schicketen diese Frau wieder zurück in das Gebirge, wo sie her war, ließen ihr da sechs Ducaten geben, womit sie einen kleinen Kram angefangen hat, und nun ihren Unterhalt ganz gut gewinnt.

Madem. Gut.

Sie erwecken bey mir eine große Ehrerbiethung gegen diese Familie — Aber da kommen unsere Fräulein. Wie das! Fräulein Aufrichtig ist mit dabey?

Fräul. Aufrichtig.

Ja, meine liebe Gut, ich komme her, recht arg mit Ihnen zu keifen, wenn Sie mir es erlauben wollen. Sie vergönnen diesen Fräulein, daß sie des Morgens Sie besuchen dürfen. Sie sagen ihnen die allerschönsten Sachen von der Welt, von dem Balle, von der Komödie; und Sie haben die Grausamkeit und berauben mich dieser Unterredungen. Gleichwohl habe ich sie am allernöthigsten; denn kurz, meine liebe Gut, ich liebe alle diese Dinge bis zum Rasendwerden.

Frl. Luise.

Fliehen Sie, mein Schatz, und hüten Sie sich ja, daß Sie nicht bey unsern Unterredungen bleiben.

ben. Wenn Sie meine liebe Gut hören, so werden Sie ganz nothwendig diese Vergnügungen aufopfern müssen, wenigstens den größten Theil derselben. Es giebt Augenblicke, wo ich alles in der Welt darum geben wollte, daß ich nichts von dieser Materie gehöret hätte. Ich überließ mich der Zerstreuung auf gute Treue und Glauben: ich verderbete meine Zeit ohne Bedenken und Reue. Das geht nicht mehr so an. Jetzt kömmt mir alles das, was meine liebe Gut mir gesaget hat, ohne Aufhören wieder in den Sinn. Das störet alle Anschläge, die ich mache, mich zu belustigen. Die Betrachtungen kommen und ermorden mich an eben denen Orten, wo ich sonst niemals etwas anders, als Freude, fand.

Frl. Aufrichtig.

Ich will mich in die Gefahr begeben. Ich habe Ihnen gesaget, ich liebete die Vergnügungen bis zum Rasendwerden; und das ist wahr. Aber ich suche die Vergnügungen nur, damit ich glücklich sey. Meine liebe Gut verspricht uns eine Glückseligkeit von einer andern Art. Das ist mir einerley. Ich bekümmere mich nicht darum, von welcher Seite mir die Freude kömmt, wenn ich sie nur empfinde. Außerdem bin ich aufrichtig. Ich habe stets in dem Grunde meines Herzens ein gewisses, ich weis nicht was, empfunden, welches mir saget, es sey bey meiner großen Begierde zu den Vergnügungen etwas zu tadeln. Wenn ich ein Vergnügen schmecken könnte, wider welches das, was in dem Grunde meines Herzens ist, nichts zu sagen fände, so würde ich es ohne Zweifel vorziehen.

Madem.

Madem. Gut.

Das heißt, mein Schatz, Sie wollen die Vergnügungen abwägen, die Ihnen die Gottesfurcht anbeut, und diejenigen, die Ihnen die Welt reichet. Werden Sie derjenigen den Vorzug geben, die Ihnen am meisten darbiethen wird?

Fräul. Aufrichtig.

Ich glaube ja, meine liebe Gut; und ich wage dabey nichts; denn Sie haben mich versichert, die Vergnügungen, welche die Gottesfurcht giebt, seyn viel größer, als diejenigen, die uns die Welt reichet. Ich werde sie also ohne Zweifel wählen.

Madem. Gut.

Ich habe mit Ihnen von der Gottesfurcht und nicht von der Eigenliebe geredet. Die wahre Gottesfurcht thut das Gute nicht, damit sie glückselig sey, sondern weil es Gott befiehlt; und dieser Gott, der die Güte selbst ist, belohnet durch Vergnügungen ohne Zahl diejenigen, die man ihm aufopfert, seine Gebothe zu erfüllen. Wenn Sie dieselben nur der Begierde aufopfern, glücklicher zu werden: so sind Sie Ihr Götze, und Gott wird dasjenige nicht belohnen, was Sie für sich selbst und nicht für ihn thun — Aber da kömmt Jungfer Zina. Sie kommen sehr spät, Mademoiselle.

Jgfr. Zina.

Meine liebe Gut, diese Fräulein sind meine guten Freundinnen; ich kann Ihnen also in deren Gegenwart schon sagen, was mich diesen Morgen aufgehalten hat; ich zittere noch ganz davon.

Madem.

Madem. Gut.

Wie denn? Ist Ihnen etwan ein Unglück begegnet?

Jgfr. Zina.

Nein, meine liebe Gut; es sieht Gegentheils vielmehr wie ein Glück aus; und indessen erschrecket es mich doch. Man will mich verheurathen. Meine Mutter hat mir diesen Morgen eine Partie vorgeschlagen, welche hundertmal grösser ist, als ich sie von Seiten des Vermögens hoffen durfte. Ich kenne den Herrn; er gefällt mir der Gestalt und seiner Gemüthsart nach. Alles das sollte mich vergnügt machen; und indessen schwindelt mir doch der Kopf vor Furcht und Schrecken.

Madem. Gut.

Und wollen Sie mir wohl sagen, was Sie erschrecket?

Jgfr. Zina.

Alles, meine liebe Gut. Die Pflichten des Standes, den man mir vorschlägt, haben sich haufenweise meinen Augen vorgestellet. Ich finde sie so ernsthaft, von einer so großen Wichtigkeit, daß ich in Furcht stehe, ich möchte sie nicht recht erfüllen. Zum andern, so ist der Herr, der mir die Ehre erweist und auf mich denket, sehr reich. Sein großer Reichthum könnte mich sehr wohl verderben. Er wird mich verbinden, eine große Figur zu machen; und was weis ich es, ob ich mich nicht an die Welt hängen und den Vergnügungen ergeben werde, die ich jetzo wirklich verachte? Gestehen

Sie

Sie es nur, der Stand, der sich mir darstellet, ist sehr gefährlich; und es wird höchst beschwerlich seyn, wenn ich mich diesen Gefährlichkeiten entreißen will.

Fräul. Aufrichtig.

Nun, das würde ich doch niemals errathen haben. Sie erschrecken darüber, daß Sie reich werden sollen? Ey, Sie werden Ihren Reichthum schon gut anwenden. Er wird Sie in die Verfassung setzen, daß Sie Ihrer Neigung zum Wohlthun folgen und tausenderley Gutes wirklich thun können, welches Sie jetzo nur wünschen können.

Jgfr. Zina.

Recht gut, mein Schatz, aber haben wir nicht viele Beyspiele von Personen gesehen, die bey einem mittelmäßigen Vermögen großmüthig und tugendhaft waren, die aber ein glänzender und prächtiger Stand um alles dasjenige gebracht hat, was sie gutes hatten? Wer kann mir die Versicherung geben, daß mir nicht eben das begegnen wird?

Madem. Gut.

Ich, meine wertheste Jungfer Zina. Wenn uns Gott zu einem Stande beruft, so giebt er uns hinlängliche Gnade zur Erfüllung der Pflichten desselben. Ihr Stand wird gefährlich seyn, ich gestehe es: Sie haben aber diesen Stand weder verlanget, noch gesuchet. Das muß Ihnen Muth machen. Und glauben Sie, diese Sache werde bald ausgemacht seyn?

Jgfr. Zina

Nein, meine liebe Gut, ich habe noch nicht einmal meiner Mutter eine rechte deutliche Antwort darauf gegeben. Ich habe mir vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit ausgebethen; und ich habe vor allen erst Sie zu Rathe ziehen wollen.

Madem. Gut.

Ihr Vertrauen machet mir viel Ehre, und ich werde ihm gemäß handeln. Ich habe Ihnen schon gesaget, Sie haben diese Verbindung nicht gesuchet, und Sie haben Ursache, zu glauben, die göttliche Vorsehung habe sie Ihnen selbst vermittelt. Diese Heurath ist Ihrer Familie anständig; der Herr gefällt Ihnen seinen Sitten und seiner Gestalt nach. Das ist alles, was man bey einer Verheurathung wünschen kann. Untersuchen Sie noch, ob ihre Gemüthsarten sich zu einander schicken; Sie werden Zeit dazu haben; und unter der Zeit müssen Sie fleißig bethen und Gutes thun, damit Sie von Gott erhalten, daß er bey dieser Verheurathung Schwierigkeiten entstehen lasse, wenn er voraus sieht, daß sie eine Hinderniß an Ihrer Seligkeit seyn sollte.

Jgfr. Zina.

Ich werde Ihrem Rathe folgen, meine liebe Gut. Ich mache mir aber den Vorwurf, daß ich Ihre Unterredung unterbrochen habe. Ich bitte Sie, fahren Sie in Ihrem Reden fort, und sagen Sie, was Sie sagen wollten, als ich hereintrat.

Madem. Gut.

In unserer letzten Unterredung sprachen wir davon, daß wir das Fräulein Luise die Mittel lehren

wollten, sich ihre Tage kurz und angenehm zu machen. Ich glaube, wir waren bey denen Betrachtungen, die das Fräulein Lucia machet, wenn sie aufsteht und sich ankleidet.

Fräul. Lucia.

Ich muß vorher diesen Fräulein sagen, meine liebe Gut, daß ich eine rechte Langeschläferinn bin; und daß es mir vordem sehr sauer ankam, mein Bette zu verlassen. Meine Kammerfrau war verbunden, mich wohl zwanzigmal zu rufen, ehe ich mich entschließen konnte, mein Kopftüssen zu verlassen.

Fräul. Aufrichtig.

So mache ich es gerade alle Tage, meine liebe Gut. Anfänglich mag ich niche gern zu Bette gehen; und ich lege mich so spät nieder, als ich nur immer kann, und habe dabey kein Mitleiden mit meinem armen Kammermägdchen, welches im Stehen einschläft. Weil ich noch nicht Lust habe, zu schlafen, wenn ich mich niederlege, so mache ich die allerschönsten Anschläge von der Welt, morgen zeitig aufzustehen. Ich vergesse sie aber, wenn ich einschlafe; und wenn man mich den Morgen ruft, so habe ich tausenderley Ursachen, warum ich nicht aufstehe. Ich habe die Nacht nicht gut geschlafen; der Kopf ist mir schwer und ganz wüste; ich glaube, ich sey krank; ich habe nichts dringendes zu thun; endlich capitulire ich mit meinem Kopftüssen, welches fast allezeit den Sieg davon trägt. Wie haben Sie es gemacht, daß Sie um eben die Stunde aufstehen, die Sie zuvor gesaget haben?

Fräul.

Fräul. Lucia.

Meine liebe Gut saget, man müsse sein Bette verlassen, als wenn das Feuer darinnen wäre. Ich berede mich in diesem Augenblicke, ich höre die Stimme des Engels an dem jüngsten Gerichte, wenn er die Posaune blasen und rufen wird: Stehet auf, ihr Todten, und kommet vor Gericht. Dieser erschreckliche Gedanken vertreibt mir in einem Augenblicke allen Schlaf und alle Trägheit. Ich richte mich also im Bette zum Sitzen auf; und ich bemühe mich, die ersten Augenblicke des Tages Gotte dadurch zu weihen, daß ich mich mit allem, was ich besitze, ihm darbringe. Die ersten Tage war es mir höchst beschwerlich, mich also auf den Glockenschlag, so zu sagen, aus dem Bette zu machen. Jetzo aber bin ich es gewohnet und es kömmt mir nicht mehr sauer an. Wenn ich mich anziehe, so bitte ich unsern Hern Jesum Christum, er wolle mich doch den neuen Menschen anziehen lassen, wovon der Apostel Paulus redet. Darauf verrichte ich mein Gebeth.

Madem. Gut.

Haben Sie doch die Gefälligkeit, wenn es Ihnen beliebet, und sagen diesen Fräulein, worinnen Ihr Gebeth besteht.

Frl. Lucia.

In denen Religionshandlungen, die ein Christ, wie ich glaube, wenigstens einmal des Tages verrichten muß. Zuerst verrichte ich eine Handlung der Anbethung, das ist, ich erkenne, daß Gott der höchste Schöpfer des Himmels und der Erde ist;

daß er mein Herr, mein König, mein Vater ist, und daß ich ihm in dieser Absicht Ehrerbiethung, Gehorsam und Liebe schuldig bin. Ich erfreue mich, daß ich unter einem so guten Vater stehe; ich unterwerfe mich seinem göttlichen Willen, und ich ermuntere mich, fest zu glauben, daß alles, was er an diesem Tage und in meinem ganzen übrigen Leben für mich bestimmen wird, zu meinem Besten seyn werde; denn er ist allgütig und liebet mich.

Jgfr. Zina.

Haben Sie ein besonderes Gebeth dazu?

Fräul. Lucia.

Nein, mein Schatz, ich verrichte es bald auf die eine, bald auf die andere Art, wie es das Herz mir vorsaget. Darauf verrichte ich eine Danksagungshandlung, das ist, ich danke Gotte für alle die Gnade, die er mir in meinem Leben erwiesen hat; und wenn mir alsdann eine besondere Gnade einfällt, so thue ich es für solche insbesondere. Ich danke Gotte, daß er mich nicht zu der Zeit aus der Welt genommen, wo ich nicht an die Beförderung meiner Seligkeit gedacht habe; daß er mir noch einen Tag gegeben, daran zu arbeiten. Dieser Gedanken treibt mich an, daß ich meine Augen auf das Vergangene werfe. Wie viel Zeit ist verlohren! Ach! das Vierthel von meinem Leben wenigstens ist schon vergangen, und kaum habe ich noch an dem großen Werke meiner Seligkeit gearbeitet, um dessentwillen allein Gott mich in die Welt gesetzet hat. Ich bitte ihn wegen dieser Nachläßigkeit sehr um Verzeihung; und ich erken-

erkenne, daß ich so schwach, so zerstreuet, so böse bin, daß, wofern er nicht die Gnade hat, mir auf eine ganz besondere Art zu helfen, ich noch fernerhin in dieser Vergessenheit meiner Seligkeit leben werde. Ich flehe ihn also im Namen Jesu Christi an, er wolle mir doch die Gnade bewilligen, welche mir nöthig ist, an diesem Werke zu arbeiten. Damit ich solche erhalte, so bringe ich ihm das Leben und Leiden dieses göttlichen Heilandes dar; ich vereinige alles mein Thun mit dem seinen und bringe es also vereiniget Gotte dar; und ich fasse den Entschluß, alle Pflichten meines Standes den Tag über zu erfüllen. Darauf bethe ich das Gebeth des Herrn, und gebe mir Mühe, mein Gemüth auf den Sinn der Worte fest zu richten; denn wenn ich mir nicht Gewalt anthäte, so würde ich es ohne Andacht hersagen.

Frl. Luise.

Sagen Sie mir die Wahrheit, mein Schatz; das ist doch ein recht langes Gebeth; wird Ihnen nicht die Zeit dabey lang, wenn Sie es verrichten? Haben Sie keine Zerstreuung?

Frl. Lucia.

Ich schwöre es Ihnen zu, meine liebe Freundinn, das Gebeth ist nicht lang. Im Anfange hatte ich ein wenig Mühe, ehe ich es verrichtete. Mein Gemüth schweifete auf allen Seiten herum, weil ich nicht gewohnet war, es zu binden. Jetzo kostet es mir nichts. Meine liebe Gut, hat mir eine halbe Stunde zu meinem Gebethe fest gesetzet. Ich lege meine Uhr auf den Tisch, und mich dünket,

sie gehe unglaublich geschwind. Wenn ich meiner Neigung folgete, so würde ich eine Stunde bey dem Bethen bleiben; denn es ist viel Vergnügen dabey, wenn man zu dem lieben Gotte bethet. Mein Herz ist in diesem Augenblicke so zufrieden, so ruhig, daß ich mein ganzes Leben, glaube ich, ohne lange Weile in dieser Beschäfftigung zubringen könnte.

Fräul. Aufrichtig.

Sie sind glücklich, mein Schatz! Ich für mein Theil habe nicht eben das Glück. Ich verrichte mein Gebeth in der Hälfte der Zeit ohne Andacht; und zuweilen kömmt es mir sehr lang vor. Warum erweist mir Gott nicht eben die Gnade, wie Ihnen?

Madem. Gut.

Ich will es Ihnen sagen, mein Schatz; oder vielmehr Jesus Christus wird es Ihnen selbst sagen. Niemand kann zweenen Herren dienen, versichert uns dieser göttliche Heiland. Das Fräulein Lucia hat der Welt herzhaft entsaget; es dienet nur noch einem Herrn, welcher Jesus Christus ist; und dieser freygebige Herr giebt ihr außer einer unendlichen Belohnung, die er ihr in dem andern Leben zubereitet, noch in diesem dasjenige hundertfältig wieder, was sie für ihn thut, wie er es versprochen hat. Sie sind so weit noch nicht. Sie möchten wohl gern mit beyden Händen die Vergnügungen nehmen; diejenigen, die Ihnen die Welt darbeut, und diejenigen, welche Ihnen die Gottesfurcht verschaffet. Das ist aber nicht möglich.

Fräul. Luise.

Sie sagen, das Fräulein Lucia habe der Welt entsaget; Sie setzen mich in Erstaunen, meine liebe Gut. Es lebet ja darinnen so, wie ich. Wir leben in einerley Gesellschaft, und bis auf etwas weniges, so machen wir uns einerley Zeitvertreibe.

Madem. Gut.

Ich gebe es zu. Dem Aeußerlichen nach sind Sie fast gleich. Allein, wie unterschieden ist das Herz! Das Fräulein Lucia nimmt jetzo die Vergnügungen mit: Sie aber ergeben sich denselben. Glauben Sie, mein Schatz, es sey nothwendig, daß man sich in die Einöde begebe, und lebendig begrabe, wenn man eine vollkommene Christinn seyn wolle, und daß man auf eine sonderbare Art leben müsse? Sie würden sich sehr irren. Das Innere muß uns von andern unterscheiden; an Ihrem Herzen muß gearbeitet werden. Der Apostel saget nicht zu Ihnen: Verlasset die Welt; sondern, brauchet dieser Welt, daß ihr derselben nicht misbrauchet; denn das Wesen dieser Welt vergeht. So wie Ihnen die Welt aus Ihrem Herzen kommen wird, so werden sich der Friede, die Freude, die Ruhe und die Glückseligkeit darinnen fest setzen. Sie sehen, ich habe die Jungfer Zina aufgemuntert, eine Verbindung einzugehen, welche sie mitten in die große Welt werfen wird. Ich will aber deswegen nicht, daß sie mit von der Welt sey; und wenn es Gotte gefällt, so wird sie darinnen so leben, als wenn sie nicht darinnen wäre, und sie wird sich dadurch eine

wahre Glückseligkeit in dem Aufenthalte und der Herrschaft des Schmerzens und der heftigsten Bekümmernisse verschaffen. Ich mache Ihnen hier nichts weiß, mein Schatz; der Grad Ihrer Gottesfurcht wird das Maaß des Grades Ihrer Glückseligkeit seyn. Ich betriege sie nicht, und ich lasse es mir gern gefallen, daß Sie sich deswegen bey Ihrer Freundinn erkundigen.

Fräul. Lucia

Ach, meine liebe Gut; ich bin noch lange nicht vollkommen glückselig. Ich gestehe es, ich bin niemals ruhiger gewesen, als jetzo: ich spüre aber, daß mir noch viele Hindernisse zu überwinden übrig sind, ehe ich zu der Glückseligkeit gelangen kann. Ich habe nur noch erst das allerkleineste Opfer dargebracht. Mein Herz ist von den lärmenden Vergnügungen ganz abgezogen; ich besitze keinen Ehrgeiz; ich würde nicht eine Stecknadel geben, um mein Vermögen zu vermehren. Und was heißen diese Opfer? Meine Vernunft hat mich vermocht, sie zu bringen, glaube ich, ohne daß sich das Christenthum mit eingemischet hat. Ist es denn so schwer, allen diesen Narredeyen zu entsagen? Es giebt andere Sachen, die ich aus meinem Herzen reißen muß; und ich merke, es wird dabey sehr stark bluten.

Jgfr. Zina.

Und was können Sie denn wohl in Ihrem Herzen haben, das nothwendig herausgerissen werden muß?

Frl.

Frl. Lucia.

Die Geschöpfe, meine wertheste Freundinn; und ich muß bey mir selbst anfangen. Ich liebe mich selbst, meine Aeltern, meine Freundinnen heftig; und dieses hindert mich, glückselig zu seyn.

Frl. Luise.

Wie, mein liebes Fräulein, muß man sich und die übrige ganze Welt hassen?

Madem. Gut.

Nein, mein Schatz; man muß sich und die übrige ganze Welt um der Liebe Gottes Willen lieben. Das ist bald gesaget: ich gestehe es aber, es ist sehr schwer auszuüben, und man muß, wie das Fräulein Lucia ganz recht saget, sein Herz zerreißen; und es kostet Blut. Davon ist noch nicht die Rede bey Ihnen, mein Fräulein. In diesem Werke hier muß man Schritt vor Schritt gehen, und es so wie jener Mensch machen, der ein großes Stück Feld von dem Unkraute zu säubern hatte, welches dasselbe bedeckete. Als er die Augen auf dieses Feld warf, so wurde er von der Größe der Arbeit abgeschrecket. Darauf überlegete er weislich, er wäre ja nicht verbunden, dieses ganze Werk in einem Tage zu thun, und beredete sich, er hätte nur den zwanzigsten Theil seines Feldes zu säubern: und das war nicht sehr schwer. Er legete Hand an und kam bald damit zu Stande. Den andern Morgen jätete er einen andern Theil; und nach und nach wurde das Werk gänzlich geendiget. Ahmen Sie diesem Manne nach. Die gänzliche Veränderung Ihres Herzens

ist kein Werk von einem Tage. Fangen Sie an, und legen Sie nur erst Hand an die Arbeit; sie wird unvermerkt weiter kommen, und Sie werden ganz erstaunen, daß sie solche auf einmal so weit gekommen sehen.

Fräul. Luise.

Sie haben gut sagen, meine liebe Freundinn; dieses Werk wird stets sehr beschwerlich seyn, und so beschwerlich, daß ich fast verzweifele, damit fortzukommen; so schwach finde ich mich.

Madem. Gut.

Sie haben Ursache, sich für schwach zu halten. Es ist wohl wahr, wenn Sie dieses Werk ganz allein thun müßten, so würden Sie nicht damit zu Stande kommen. Ich habe irgendwo, ich weis nicht in was für einem Buche gelesen, es sey eine Frau, Namens Felicitas, in das Gefängniß geleget worden, weil sie eine Christinn gewesen, und sie sey verurtheilet worden, von den wilden Thieren zerrissen zu werden. Diese Frau wollte bald niederkommen; und sie kam auch in dem Gefängnisse wirklich nieder. Weil sie nun viel dabey ausstund, so erhob sie ein großes Geschrey; und der Kerkermeister sagete zu ihr: Wenn du die gegenwärtigen Schmerzen nicht ausstehen kannst; wie wirst du es denn machen, wenn du von den wilden Thieren wirst zerrissen werden? Das wird ein großer Unterschied seyn, sagete die Frau zu ihm. Wenn ich auf dem Rennplatze seyn werde, so wird Jesus Christus in mir leiden und mir seine Stärke mittheilen. — Lassen Sie

uns

uns mit dieser Frau sagen: Wenn wir ernstlich an unserer Seligkeit arbeiten werden, so werden wir nicht allein arbeiten, sondern Jesus Christus in uns; und er wird uns seine Stärke mittheilen. — Da kommen unsere jungen Fräulein; wir wollen diese Unterredung das nächste Mal fortsetzen.

Jgfr. Zina.

Erinnern Sie sich, meine liebe Gut, daß Sie mir versprochen haben, Sie wollen mir die Mittel angeben, die zur Vermeidung der Gefährlichkeiten desjenigen Standes nöthig sind, in welchen Sie mir zu treten rathen. Ich würde Ihnen wenigstens die Folge von diesem Rathe auf.

Madem. Gut.

Sehr gern, Jungfer Zina; wir wollen Gott bitten, daß er uns seinen Geist gebe; und darauf wollen wir mit einander diese Mittel untersuchen.

Das XV Gespräch.

Fräul. Geistreich.

Sie haben uns gesaget, meine liebe Gut, es gehörete für die Weltweisheit, uns zu beweisen, es fände sich kein Zustand in dem menschlichen Leben, wo ein Mensch ohne Hülfe unglücklich wäre. Jetzt ist es Zeit, daß Sie Ihr Versprechen halten.

Madem. Gut.

Ich will mich bemühen, es zu erfüllen. Vorher aber, meine Fräulein, erinnern Sie sich doch

wir

wir ohne Widerrede bewiesen haben, der Mensch sey erschaffen worden, glückselig zu seyn.

Frl. Luise.

Ich habe darüber viele Betrachtungen angestellet, meine liebe Gut; und wenn ich Ihnen beweisen könnte, daß dieser Satz einem andern widerspräche, welcher wahr ist; was würden Sie sagen?

Madem. Gut.

Ich würde untersuchen, mein Schatz; denn es ist wahr, zween widersprechende Sätze können nicht alle beyde wahr seyn.

Jgfr. Schönichinn.

Das verstehe ich nicht recht, meine liebe Gut.

Madem. Gut.

Ich muß es Ihnen erklären, mein Schatz. Ich sage: Jetzt ist es Tag. Sie sagen zu mir: Es ist Nacht. Hier haben Sie zwey widrige und folglich auch widersprechende Dinge. Ist es nicht wahr, es ist nicht möglich, daß wir alle beyde die Wahrheit gesaget haben? Wenn ich Recht habe, so haben Sie Unrecht; wenn ich Unrecht habe, so haben Sie Recht. Ich sage: Die und die Person ist gestorben: Sie sagen, sie lebet. Hier haben Sie zwey widersprechende Dinge, die nicht bey einander seyn können. Der Tod machet, daß das Leben verschwindet: die Rückkehr zum Leben würde den Tod verschwinden lassen.

Jgfr. Sophia.

Ich verstehe es nunmehr. Wenn eine Sache wahr ist, so ist das Gegentheil davon falsch. Ich

bin

bin klein; das Gegentheil von dem Klein seyn ist Groß seyn. Wie es nun lächerlich seyn würde, wenn ich sagen wollte, ich bin klein und groß zugleich: so kann ich für gewiß behaupten, daß ich nicht groß bin, wenn ich klein bin.

Madem. Gut.

Ganz recht. Wir haben gesaget, es sey eine Wahrheit, der Mensch sey geboren worden, glückselig zu seyn. Fräulein Luise giebt vor, sie wisse eine eben so gewisse Wahrheit, als diese, die ihr widerspreche. Das ist, Fräulein Luise will, man könne zu gleicher Zeit groß und klein seyn.

Frl. Luise.

Das sage ich nicht, meine liebe Gut; ich würde eine Närrinn seyn. Ich will nur bloß sagen: Wenn meine Wahrheit wirklich eine ist, so ist es Ihre nicht. Glauben Sie, daß Gott den Menschen die Freyheit gelassen hat, nach ihrer Phantasie zu handeln, und daß er sie nicht zwingt, vielmehr dieses, als etwas anders, zu thun?

Madem. Gut.

Diese Wahrheit ist ein Grundsatz für mich, mein Schatz. Sie ist eine Folge von dieser andern Wahrheit, es ist ein Gott. Denn wenn Gott den Willen der Menschen zwänge, so müßte man ihn wegen aller Verbrechen anklagen, die in der Welt begangen werden; dieses würde seine Güte zernichten.

Fräul. Luise.

Sie sagen, Gott habe mich erschaffen, glücklich zu seyn. Allein, da ist mein Nachbar, der ein

freyer

freyer Mensch ist; der hat es sich in den Kopf gesetzet, er will mich elend machen. Dieserwegen entführet er mir mein Vermögen; er nimmt mir meinen guten Namen, entreißt mir die Hochachtung und Freundschaft aller Welt, und so gar meiner Anverwandten und Freunde, derjenigen selbst, die ich mit Gütern überhäufet habe. Er läßt mich einen Gifttrunk thun, der mir die Gesundheit entzieht. Gott muß entweder diesem Menschen die Freyheit nehmen, mir alles das Uebel zu zu fügen, oder er muß mich nicht erschaffen haben, glückselig zu seyn; weil er diesem Menschen die Freyheit läßt, mich daran zu verhindern.

Madem. Gut.

Fräulein Verständig! Sie haben gegen diese Fräulein behauptet, es sey kein Zustand in der Welt, worinnen ein Mensch ohne Hülfe unglückselig wäre; sehen Sie, wie Sie heraus kommen; ich will mich nicht darein mengen; und ich überlasse Ihnen die Sorge, wie Sie dem Fräulein Luise antworten wollen.

Fräul. Verständig.

Ich bin deswegen ohne Furcht, meine liebe Gut; das Fräulein Luise fängt damit an, daß es etwas falsches voraussetzet.

Frl. Luise.

Und was wäre das, mein Schatz? Sagen Sie es doch.

Fräul. Verständig.

Dieses, daß Sie voraussetzen, alles, was uns umgiebt, kann uns glückselig oder unglückselig machen.

chen. Ich behaupte aber, wir können die Glückseligkeit oder Unglückseligkeit nur in uns selbst in unserm Herzen finden; und wenn alle Menschen zusammen sich vereinigen würden, mich unglückselig zu machen, so würden sie damit nicht zu Stande kommen können, wenn ich nicht will.

Frl. Luise.

Das ist eine recht schöne Sache zu beweisen, mein Fräulein. Sagen Sie mir doch, ich bitte Sie darum, wenn Ihnen ein Mensch in diesem Augenblicke alles Ihr Vermögen nähme; würde Sie das nicht elend machen?

Frl. Verständig.

Es würde mich nach dem Verhältnisse unglücklich machen, wie ich meinem Reichthume ergeben wäre. Wenn ich ihn aber ganz und gar nicht lieb hätte; was würde man mir Böses thun, wenn man mir eine Sache nähme, um die ich mich nicht bekümmerte?

Frl. Luise.

Ich sehe wohl ein, daß eine vernünftige Person den großen Reichthum nicht lieben soll: ich rede aber davon nicht; ich verstehe die zum Leben nöthigen Dinge, das ist, wenn ich dahin gebracht wäre, daß ich Almosen betteln oder sehr saure Arbeiten verrichten müßte.

Fräul. Verständig.

Und glauben Sie denn, daß die Nothwendigkeit, zu arbeiten, eine Unglückseligkeit ist? Haben Sie niemals auf dem Lande Leute gesehen, die vom Morgen bis auf den Abend auf dem Felde arbeiteten,

teten, und die indessen doch sangen und lustig waren, und nicht einen Augenblick Kummer hatten?

Fräul. Luise.

Das sind dumme Leute, die niemals einen andern Zustand, als ihren, gekannt haben.

Fräul. Verständig.

Also ist denn nicht die Arbeit eine Unglückseligkeit; sondern nur die Meynung, welche Sie haben, daß solche eine Unglückseligkeit ist. Wenn sie es an sich wirklich wäre, so würde sie dergleichen für diese armen Leute so wohl, als für Sie, seyn. Verbessern Sie Ihre Meynung, und die Arbeit wird alsdann das für Sie werden, was sie für diese Leute ist.

Fräul. Luise.

Und wie soll ich eine solche Meynung verbessern? Ich bin gewohnt, den Winter über in einer wohl eingeheizeten Stube zu seyn; ich habe sehr gute warme Kleider. Im Sommer, wenn die Sonne scheint, fahre ich in einer Kutsche aus, und gehe nur im Schatten spatzieren. Ist es denn also gleich viel, ob man dieser Bequemlichkeiten genießt, oder der rauhen und strengen Witterung, der Kälte, der Hitze ausgesetzet ist, und über dieses nicht die Hälfte von denen zum Leben nothwendigen Dingen hat?

Fräul. Verständig.

Halten Sie, mein Schatz, der Leib gewöhnet sich zu allem. Ich bin versichert, Sie werden bey aller Ihrer Vorsichtigkeit mehr Hitze und Kälte aus-

ausstehen, als alle diese Leute, und Sie werden viermal den Schnupfen in der Zeit haben, da jene ihn nur einmal haben. Wenn Sie in ein sehr warmes Zimmer eingesperret gewesen sind, und gehen nur bloß hinaus auf Ihre Treppe, so überfällt Sie die Kälte; und Sie holen sich einen guten Schnupfen, einen Fluß. Dieß ist ein gewisser Beweis, daß Sie in diesem Augenblicke mehr Kälte ausstehen, als diese armen Leute den ganzen Tag. Eben das sage ich auch von der Hitze. Sie sagen, diese Leute können sich nicht die Hälfte von denen zum Leben nothwendigen Sachen verschaffen. Dieses Nothwendige ist sehr klein. Wasser, Brodt; das ist eigentlich recht das Nothwendige. Das Uebrige ist das Nothwendige der Sinnlichkeit, der Gefräßigkeit, der übeln Gewohnheit, und dienet bloß, uns viele Krankheiten zuzuziehen, wovon die Armen nichts wissen. Ihnen wird die Zeit niemals lang; denn sie sind allezeit beschäfftigt. Sie essen mit Lust; die Arbeit und Mäßigkeit dienen ihnen zu Köchinnen. Sie schlafen recht vortrefflich; denn sie sind müde geworden. Sie schmecken das Vergnügen, sich auszuruhen und zuweilen träge zu seyn. Sie wissen nichts von Dünsten, von der Schwermuth, von der langen Weile, und allem dem andern Elende, welches dem Müßiggange, der Gefräßigkeit folget. Sie kommen zu einem hohen Alter; denn es ist gewiß, daß die Weichlichkeit das Leben verkürzet. Sagen Sie nunmehr, mein Fräulein, daß ein Mensch die Macht habe, mich dadurch unglückselig zu machen, wenn er mir mein Vermögen nimmt, und mich da-

durch in die Nothwendigkeit setzet, zu arbeiten, welches mir die Gesundheit, den Schlaf, die Eßlust und die Ruhe verschaffet.

Madem. Gut:

Ich habe Ursache gehabt, daß ich Sie Ihre Sache habe vertheidigen lassen. Sie thun es so vortrefflich, daß ich mich darüber wundere. Ich will Ihnen das, was Sie gesaget haben, durch ein Beyspiel bestätigen. Ich habe einen Mann gekannt, der mein sehr naher Anverwandter war. Er hatte ein sehr gutes Temperament und war reich. Er lebete auch als ein Reicher, das ist, er ließ es sich wohl seyn, schlief die eine Hälfte seines Lebens, und brachte die andere damit zu, daß er sich vergnügete. Im drey und vierzigsten Jahre hatte er viele Anfälle von dem Schlage, und alle Jahre eine tödtliche Krankheit gehabt. Er hatte Coliken, Ekel, Unverdaulichkeit, Schlaflosigkeit. Im drey und vierzigsten Jahre, sage ich, verlor er alle sein Vermögen; und weil er eine große Familie hatte, so mußte er sich wohl entschließen, zu arbeiten. Er war verbunden, des Morgens um vier Uhr aufzustehen; er trank nur Wasser, und sah sich mehr als einmal dahin gebracht, daß er nur trocken Brodt essen mußte. Was entstund daraus? Er sah alle diese Krankheiten verschwinden; und jetzo, da er fünf und siebenzig Jahre alt ist, befindet er sich besser, als ich. Es ist gewiß, meine Fräulein, wenn man die Vergnügungen, welche der Reichthum verschaffet, mit denen, die man von der Armuth und Arbeit hat, in eine Wagschale legete, so würde man nicht einen Augenblick anstehen, zu wäh-

wählen, oder man würde sich wenigstens leicht wegen des Verlustes des Reichthumes trösten.

Fräul. Luise.

Ich bin in diesem Puncte überwunden, meine liebe Gut: aber es sind mir noch viele andere übrig. Gesetzt nun, zum Exempel, dieser armgewordene Mensch hätte mit seinen Gütern auch den Gebrauch seiner Arme und Beine verloren, und es wäre ihm unmöglich gewesen, zu arbeiten, so hätte er doch Almosen betteln müssen. Nun frage ich Sie, ist wohl ein Zustand so elend, als wenn man sein Leben von der Mildthätigkeit eines andern erwarten, der Verachtung, der Abweisung, den abschläglichen Antworten der Reichen ausgesetzet seyn muß; ist wohl ein Unglück dem gleich?

Fräul. Verständig.

Es ist ein Unglück für den Hochmuth, mein Schatz. Wenn ich aber weis, daß der Hochmuth das größte Uebel unter allen ist, und ich eine wahre Begierde habe, mich davon loszumachen; werde ich da nicht sehr bald wegen eines Zustandes getröstet seyn, der ganz geschickt ist, ihn zu zernichten? Ein Reicher wird mich verachten, weil ich ihn um ein Almosen anspreche: desto schlimmer für ihn; es ist ein großes Unglück, wenn man ein Narr ist. Er selbst muß verächtlich seyn: seine Thorheit aber kann in demjenigen nichts ändern, was ich von Natur bin. Sie nimmt mir nicht ein Körnchen von meinen guten Eigenschaften, wenn ich welche habe; und sie kann sogar dienen, mir diejenigen zu

erwerben, die mir fehlen. Wenn ich, zum Exempel billig bin, so werde ich zu mir sagen: Dieser Mensch verachtet mich, weil ich arm bin; er hat groß Unrecht. Wenn er aber wüßte, was ich für eine Sünderinn wäre, so würde er mich noch mehr verachten, und mit Rechte. Wie vielmal bin ich in meinem Leben denjenigen übel begegnet, die unter mir waren? Es ist billig, daß man mir Gleiches mit Gleichem vergilt. Ich war damals verächtlich, und man lobete mich; dieß ist eine gerechte Vergeltung.

Frl. Luise.

Ich begreife wohl, daß das wahr ist. Die Verachtung kränket mich nur bloß, weil wir Hochachtung besitzen; und wir sollten sehr froh seyn, daß wir Gelegenheit hätten, ihn zu zernichten. Allein, wenn man uns die Freundschaft unserer Aeltern und unserer Freunde entzöge?

Frl. Lucia.

Ach, meine liebe Gut! man wird von der alleremfindlichsten Sache für mich reden; ich würde gern von allen übrigen so, wie das Fräulein Verständig, gesaget haben: was wird sie aber von dieser Art von Unglücke sagen?

Fräul. Verständig.

Helfen Sie mir, meine liebe Gut, ich bin zu dem Schwersten in meinem Beweise gekommen.

Madem. Gut.

In Wahrheit, mein Schatz, ich würde mir ein Gewissen daraus machen, wenn ich Ihnen helfen wollte; Sie haben gar zu gut gesprochen, als daß sol-

solches nöthig wäre. Glauben Sie, daß dieses Unglück ohne Hülfe ist?

Fräul. Verständig.

Nein, durchaus gar nicht, meine liebe Gut. Wenn meine Aeltern und Freunde vernünftig sind, so wird es mir möglich seyn, wie ich glaube, ihnen meine Unschuld zu beweisen, und dadurch ihre Hochachtung wieder zu gewinnen.

Madem. Gut.

Und wenn sie nun nicht so vernünftig wären, und sich auf die Beweise gäben, die Sie ihnen davon beybrächten; würden sie es verdienen, daß Sie sich darum kränketen, daß Sie ihre Freundschaft verloren hätten?

Fräul. Lucia.

Nein, meine liebe Gut, ich würde mich darum nicht kränken, daß ich die Freundschaft solcher Personen verloren hätte, die ich nicht hochachten könnte, weil sie ungerecht seyn würden: nichts aber würde mich wegen ihrer Ungerechtigkeit in Ansehung ihrer selbst trösten; denn es wäre für sie das größte Uebel, und mein Herz würde von diesem Uebel derjenigen Personen ganz zerfleischet seyn, die mir lieb seyn würden.

Madem. Gut.

Sie bedenken sich nicht recht, mein Schatz. Sie sagen, Sie könnten sie nicht hochachten, und Sie glauben doch, Sie würden sie noch lieben. Das ist nicht vernünftig. Bey einer Person, die eine gesunde Vernunft hat, stirbt die Freundschaft mit der Hochachtung.

Jgfr. Zina.

Müßte man sie denn also hassen? und wenn es nun zum Beyspiele mein Vater oder meine Mutter, oder mein Mann wäre; wollten Sie mir den Rath wohl geben?

Madem. Gut.

Ich wollte Ihnen solchen auch in Ansehung des allergeringsten Menschen nicht geben. Hören Sie mich an, wenn Sie so gütig seyn wollen, und bemühen Sie sich, mich recht zu verstehen. Da uns Gott die Vernunft gegeben hat, so hat er ohne Zweifel gewollt, daß wir sie gebrauchen sollen; und weil er selbst die allerhöchste Vernunft ist, so kann er niemals etwas von uns fordern, welches ihr zuwider läuft. Alles, was schätzbar ist, ist liebenswürdig; und es ist in der Natur des Menschen, daß er es liebet. Weil wir aber überhaupt verderbt und boshaft sind, so würde die Liebe, die wir gegen einander tragen sollen, sehr schwache Gründe haben, wenn sie nicht durch die Eigenschaften unterstützet würde, die auf unsere Wahl ankommen. Gott hat also Eigenschaften in uns geleget, welche ohne unsern Willen in uns bestehen, und welche hinlänglich sind, eine billige und vernünftige Liebe bey andern Menschen zu gründen. So strafbar auch ein uns ähnliches Geschöpf seyn mag, so höret es doch nicht auf, eine Creatur zu seyn, die nach dem Ebenbilde und der Aehnlichkeit Gottes gemacht, mit dem Blute Jesu Christi erlöset und bestimmet ist, mit uns in eine ewige Seligkeit einzugehen. Es findet sich kein Mensch, welcher nicht mit diesen ehrwürdigen

digen Titeln der Kinder Gottes und des Gegenstandes seiner Liebe bekleidet ist. Könnten wir wohl ohne Ungerechtigkeit Geschöpfe hassen, welche Gott noch liebete, und welche sich dereinst bekehren können, und alsdann die Gegenstände seines Wohlgefallens werden werden? Dieß sind die Bewegungsgründe, welche die christliche Liebe stützen; und wie Sie sehen, so kann nichts sie zernichten. Dieß ist die Art der Liebe, die wir denjenigen schuldig sind, die wir nicht hochachten können. Sie machet uns ohne Zweifel wegen ihrer Fehler empfindlich. Allein, so lebhaft auch diese Empfindung ist, so kann sie doch unsere Glückseligkeit nicht ändern; sonst müßte man sagen, die Glückseligkeit Gottes sey nicht vollkommen, und er würde, bey Erblickung der Verbrechen der Menschen, unglückselig seyn.

Frl. Lucia.

Ich gebe mich auf diese letzte Ursache, meine liebe Gut; sie ist entscheidend für mich, weil sie eine Folge von dieser ersten Wahrheit ist, es ist ein Gott.

Madem. Gut.

Alles, was das Fräulein Verständig Ihnen gesaget hat, meine lieben Fräulein, ist nur aus der Weltweisheit. Die Heyden hatten aus dem Lichte der Natur entdecket, die Armuth und andere Dinge, die man Uebel nennet, könnten uns nicht verhindern, glückselig zu seyn. Was könnten wir nicht noch als Christinnen sagen? Wenn wir von dem Evangelio reden werden, so werden wir

aus dem Munde der ewigen Weisheit das wahre Gute und Böse erkennen lernen. Leben Sie wohl, meine Fräulein. Jungfer Sophia, erinnern Sie sich, daß Sie mir versprochen haben, Sie wollen mir Ihre kleine Schwester mitbringen; ich erwarte Sie bald.

Das XVI Gespräch.

Jgfr. Sophia.

Meine liebe Gut, hier ist meine kleine Schwester Franciska. Sie wollte Ihnen gern für die Erlaubniß danken, die Sie ihr ertheilet haben, mit herzukommen. Weil sie aber noch nicht recht reden kann, so hat sie mich gebethen, ich möchte Ihnen in ihrem Namen Dank sagen.

Madem. Gut.

Umarmen Sie mich, mein liebes Kind, ich hoffe, Sie werden bald im Stande seyn, für sich selbst zu reden. Setzen Sie sich und hören recht zu.

Jgfr. Sophia.

Wir haben gestern eine ganz artige Historie gelesen; wollen Sie mir wohl erlauben, daß ich sie diesen Fräulein erzähle?

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz, Sie mögen sie uns nach den Historien aus der heiligen Schrift sagen. Sie müssen anfangen, Jungfer Schönichinn.

Jgfr.

Jgfr. Schönichinn.

Unter der Zeit, da die Jsracliten in Assyrien gefangen waren, regierete ein guter König in Juda. Er that, was dem Herrn wohlgefiel, wie David, und wandte sich nicht von dem wahren Gottesdienste. Er ließ alle die Höhen wegräumen, die Säulen zerbrechen, und die Hayne ausrotten, wo den falschen Göttern gedienet wurde; und er ließ auch die eherne Schlange entzwey schlagen, welche Mose vordem gemacht hatte; denn die Kinder Jsrael hatten ihr ebenfalls bis hieher geräuchert. Er vertrauete auf Gott; und der Herr war auch mit ihm, wenn er wider seine Feinde auszog. Er schlug die Philister, und wollte sich so gar von der Schatzung losmachen, die er dem Könige in Assyrien bezahlen mußte. Allein, der König in Assyrien, Sanherib, fiel ihm in das Land, und nahm alle seine festen Städte ein. Da schickete Hiskia zu ihm, und ließ um Verzeihung bitten; er versprach auch, er wollte ihm gern bezahlen, was er ihm auflegen würde. Das war nun eine so große Summe, daß er seinen ganzen Schatz und alles Silber und Gold aus dem Tempel dazu nehmen mußte. Damit war aber Sanherib noch nicht zufrieden, sondern wollte auch das ganze Land haben. Er suchete, die Einwohner von ihrem rechten Herrn abspänstig zu machen, und schickete dieserwegen Leute an sie, die ihnen vorstellen mußten, ihr König könnte sie ja doch nicht retten; sie sollten sich auch nicht auf den Herrn, ihren Gott, verlassen; denn der würde sie eben so wenig wider die Macht des Königes in Assyrien beschützen kön-

nen, als die andern Götter ihre Länder von seiner Hand errettet hätten. Diese gotteslästerlichen Worte wurden von seinen Bedienten überall wiederholet. Hierüber wurde Hiskia so betrübt, daß er seine Kleider zerriß, einen Sack anzog und in das Haus des Herrn gieng. Die Schmach und der Hohn, welchen Sanherib dadurch dem Herrn seinem Gotte anthat, kränketen ihn mehr, als die Furcht, sein Königreich zu verlieren. Unterdessen daß dieser fromme Herr sein Gebeth zu Gott verrichtete, schickete er zu dem Propheten Jesaia und ließ ihn um Rath fragen; denn Elisa war gestorben. Der Prophet sprach ihm einen guten Muth ein, und sagete, er sollte sich vor diesen Drohungen und Lästerungen nur nicht fürchten; der König von Assyrien sollte so gut wieder abziehen, als er gekommen wäre, und in seinem eigenen Lande erschlagen werden. Da Sanherib nun also sah, daß sich Hiskia nicht gleich ergeben wollte, so verdoppelte er seine Gotteslästerungen und schrieb so gar in einem Briefe an ihn, er sollte sich von seinem Gotte nur nicht betriegen lassen, auf den er so sehr vertrauete; er vermöchte so wenig wider die Assyrer, als der andern Völker ihre vermocht hätten. Diesen Brief trug Hiskia in das Haus des Herrn, und breitete ihn da vor Gott aus und bethete zu ihm, er möchte sie doch aus der Hand des gottlosen Sanheribs erretten und zeigen, daß er nicht so, wie die andern Götter, nur Menschenwerk, sondern allein wirklich Gott unter allen Königreichen auf Erden wäre, und sie

sie alle solches wirklich erkenneten. Gott erhörete auch sein Gebeth und ließ es ihm durch den Propheten Jesaia ankündigen, und zugleich melden, Sanherib sollte nicht einmal vor Jerusalem kommen und es belagern, noch einen einzigen Pfeil hineinschießen. Das geschah; denn in eben der Nacht fuhr der Würgengel aus und tödtete in Sanheribs Lager hundert und fünf und achtzig tausend Mann auf einmal. Es lag alles voller todten Leichen, als sie des Morgens aufstunden. Hieraus sah der gottlose König von Assyrien genugsam, man müsse Gottes Geduld nicht auf das Aeußerste treiben, noch seine Langmuth misbrauchen. Er brach so gleich auf, und zog mit Schimpf und Schande in sein Land zurück. Hier wurde er nun bald darauf von zweenen seiner Söhne ermordet, da er eben seinen Götzen anbethete.

Einige Zeit darnach wurde Hiskia todtkrank, und der Prophet Jesaia kam zu ihm, und sagete: Bestelle dein Haus, denn du wirst sterben, und nicht leben bleiben. Auf diese Bothschaft wendete sich der König in seinem Bette um nach der Wand zu, und weinete und bethete, Gott möchte ihn doch noch nicht von der Welt nehmen. Der Prophet war kaum aus dem königlichen Schlosse hinaus, so erhielt er von Gotte Befehl, er sollte wieder umkehren und dem Könige sagen: Der Herr, der Gott seines Vaters Davids, habe sein Gebeth angehöret, und wolle ihn wieder gesund machen; in dreyen Tagen solle er in das Haus des Herrn hinauf gehen; und Gott habe noch funfzehn Jahre zu seinem Leben hinzugethan. Hiskia aber wollte

es erst nicht glauben, sondern unterstund sich, den Propheten zu fragen, an was für einem Wunderzeichen er erkennen sollte, daß solches geschehen würde. Jesaia sagete zu ihm, er könnte wählen, ob der Schatten an dem Sonnenzeiger zehn Stufen oder Grade weiter vorwärts oder zehn Stufen wieder zurück gehen sollte. Hiskia hielt es für leicht, daß der Schatten zehn Stufen vorwärts gienge, und verlangete also, er sollte so viel Stufen hinter sich zurück gehen; und der Schatten gieng auch an des Ahas Zeiger so viel wieder hinter sich zurück. Nicht lange darnach schickete der König zu Babel Gesandte an den Hiskia, die ihm wegen seiner erlangeten Gesundheit Glück wünschen mußten. Hiskia war fröhlich und gutes Muthes mit ihnen, und zeigete ihnen aus Eitelkeit seine Schatzkammer, seine Magazine, das Zeughaus und alles, was sich nur schönes und bewundernswürdiges in seinem ganzen Lande befand. Das war kaum geschehen, so kam Jesaia und kündigte ihm zur Bestrafung seiner Eitelkeit an: Es würde die Zeit kommen, da alles das aus seinem Hause nach Babel würde geführet werden, was er diesen Leuten gewiesen und seine Vorfahren bis hieher gesammlet hätten. Es würde nichts zurückgelassen werden, und so gar seine Kinder würden weggenommen und in dem Pallaste des Königes zu Babel gebrauchet werden. Hiskia ergab sich mit demüthiger Geduld in den Willen des Herrn und bath nur, daß zu seinen Zeiten Friede und Ruhe bleiben möchten.

Madem. Gut.

Nun, Fräulein Luise, werden Sie mich noch beschuldigen, daß ich eine gar zu strenge Sittenlehre habe, und aus solchen Dingen Sünde mache, die doch keine sind? Was war dabey Böses, daß Hiskia seine Schätze zeigete? Gewiß nichts, wenn Hiskia es aus Höflichkeit oder aus Gefälligkeit gegen die Gesandten gethan hätte. Da er aber diese an sich unschuldige Sache that, so rühmete er sich dabey, daß er so reich und so mächtig wäre; und Gott, welcher auf alle Bewegungen des Herzens seiner Freunde eifersüchtig ist, wollte diesen Fehler nicht ungestrafet lassen.

Frl. Luise.

Gott fordert von uns eine so große Reinigkeit, meine liebe Gut, daß man darüber in Verzweiflung gerathen möchte. Wie viele dergleichen Fehler werde ich nicht alle Tage begehen! Ich zeige gar zu gern meinen guten Freundinnen meine Schätze; das ist, meinen Schmuck, meinen Putz, meine Kleider und alles, was ich besitze. Ich habe eine Freude darüber, wenn man sie lobet, wenn man sie bewundert; ich würde niemals geglaubet haben, daß ich damit Gott beleidigte.

Madem. Gut.

Und vielleicht haben Sie ihn auch damit nicht beleidiget, mein Schatz. Er allein kennet Ihr Herz, und weis, wie weit Sie diesen Kleinigkeiten ergeben sind. Das Sicherste ist, daß man täglich daran arbeite, sein Herz davon leer zu machen. Fahren Sie in unsern Historien fort, Jungfer Sophia.

Sie es nur, der Stand, der sich mir darstellet, ist sehr gefährlich; und es wird höchst beschwerlich seyn, wenn ich mich diesen Gefährlichkeiten entreißen will.

Fräul. Aufrichtig.

Nun, das würde ich doch niemals errathen haben. Sie erschrecken darüber, daß Sie reich werden sollen? Ey, Sie werden Ihren Reichthum schon gut anwenden. Er wird Sie in die Verfassung setzen, daß Sie Ihrer Neigung zum Wohlthun folgen und tausenderley Gutes wirklich thun können, welches Sie jetzo nur wünschen können.

Jgfr. Zina.

Recht gut, mein Schatz, aber haben wir nicht viele Beyspiele von Personen gesehen, die bey einem mittelmäßigen Vermögen großmüthig und tugendhaft waren, die aber ein glänzender und prächtiger Stand um alles dasjenige gebracht hat, was sie gutes hatten? Wer kann mir die Versicherung geben, daß mir nicht eben das begegnen wird?

Madem. Gut.

Ich, meine wertheste Jungfer Zina. Wenn uns Gott zu einem Stande beruft, so giebt er uns hinlängliche Gnade zur Erfüllung der Pflichten desselben. Ihr Stand wird gefährlich seyn, ich gestehe es: Sie haben aber diesen Stand weder verlanget, noch gesuchet. Das muß Ihnen Muth machen. Und glauben Sie, diese Sache werde bald ausgemacht seyn?

Jgfr. Zina

Nein, meine liebe Gut, ich habe noch nicht einmal meiner Mutter eine rechte deutliche Antwort darauf gegeben. Ich habe mir vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit ausgebethen; und ich habe vor allen erst Sie zu Rathe ziehen wollen.

Madem. Gut.

Ihr Vertrauen machet mir viel Ehre, und ich werde ihm gemäß handeln. Ich habe Ihnen schon gesaget, Sie haben diese Verbindung nicht gesuchet, und Sie haben Ursache, zu glauben, die göttliche Vorsehung habe sie Ihnen selbst vermittelt. Diese Heurath ist Ihrer Familie anständig; der Herr gefällt Ihnen seinen Sitten und seiner Gestalt nach. Das ist alles, was man bey einer Verheurathung wünschen kann. Untersuchen Sie noch, ob ihre Gemüthsarten sich zu einander schicken; Sie werden Zeit dazu haben; und unter der Zeit müssen Sie fleißig bethen und Gutes thun, damit Sie von Gott erhalten, daß er bey dieser Verheurathung Schwierigkeiten entstehen lasse, wenn er voraus sieht, daß sie eine Hinderniß an Ihrer Seligkeit seyn sollte.

Jgfr. Zina.

Ich werde Ihrem Rathe folgen, meine liebe Gut. Ich mache mir aber den Vorwurf, daß ich Ihre Unterredung unterbrochen habe. Ich bitte Sie, fahren Sie in Ihrem Reden fort, und sagen Sie, was Sie sagen wollten, als ich hereintrat.

Madem. Gut.

In unserer letzten Unterredung sprachen wir davon, daß wir das Fräulein Luise die Mittel lehren

wollten, sich ihre Tage kurz und angenehm zu machen. Ich glaube, wir waren bey denen Betrachtungen, die das Fräulein Lucia machet, wenn sie aufsteht und sich ankleidet.

Fräul. Lucia.

Ich muß vorher diesen Fräulein sagen, meine liebe Gut, daß ich eine rechte Langeschläferinn bin; und daß es mir vordem sehr sauer ankam, mein Bette zu verlassen. Meine Kammerfrau war verbunden, mich wohl zwanzigmal zu rufen, ehe ich mich entschließen konnte, mein Kopfküssen zu verlassen.

Fräul. Aufrichtig.

So mache ich es gerade alle Tage, meine liebe Gut. Anfänglich mag ich niche gern zu Bette gehen; und ich lege mich so spät nieder, als ich nur immer kann, und habe dabey kein Mitleiden mit meinem armen Kammermägdchen, welches im Stehen einschläft. Weil ich noch nicht Lust habe, zu schlafen, wenn ich mich niederlege, so mache ich die allerschönsten Anschläge von der Welt, morgen zeitig aufzustehen. Ich vergesse sie aber, wenn ich einschlafe; und wenn man mich den Morgen ruft, so habe ich tausenderley Ursachen, warum ich nicht aufstehe. Ich habe die Nacht nicht gut geschlafen; der Kopf ist mir schwer und ganz wüste; ich glaube, ich sey krank; ich habe nichts dringendes zu thun; endlich capitulire ich mit meinem Kopfküssen, welches fast allezeit den Sieg davon trägt. Wie haben Sie es gemacht, daß Sie um eben die Stunde aufstehen, die Sie zuvor gesaget haben?

Fräul.

Fräul. Lucia.

Meine liebe Gut saget, man müsse sein Bette verlassen, als wenn das Feuer darinnen wäre. Ich berede mich in diesem Augenblicke, ich höre die Stimme des Engels an dem jüngsten Gerichte, wenn er die Posaune blasen und rufen wird: Stehet auf, ihr Todten, und kommet vor Gericht. Dieser erschreckliche Gedanken vertreibt mir in einem Augenblicke allen Schlaf und alle Trägheit. Ich richte mich also im Bette zum Sitzen auf; und ich bemühe mich, die ersten Augenblicke des Tages Gotte dadurch zu weihen, daß ich mich mit allem, was ich besitze, ihm darbringe. Die ersten Tage war es mir höchst beschwerlich, mich also auf den Glockenschlag, so zu sagen, aus dem Bette zu machen. Jetzo aber bin ich es gewohnet und es kömmt mir nicht mehr sauer an. Wenn ich mich anziehe, so bitte ich unsern Hern Jesum Christum, er wolle mich doch den neuen Menschen anziehen lassen, wovon der Apostel Paulus redet. Darauf verrichte ich mein Gebeth.

Madem. Gut.

Haben Sie doch die Gefälligkeit, wenn es Ihnen beliebet, und sagen diesen Fräulein, worinnen Ihr Gebeth besteht.

Frl. Lucia.

In denen Religionshandlungen, die ein Christ, wie ich glaube, wenigstens einmal des Tages verrichten muß. Zuerst verrichte ich eine Handlung der Anbethung, das ist, ich erkenne, daß Gott der höchste Schöpfer des Himmels und der Erde ist;

daß er mein Herr, mein König, mein Vater ist, und daß ich ihm in dieser Absicht Ehrerbiethung, Gehorsam und Liebe schuldig bin. Ich erfreue mich, daß ich unter einem so guten Vater stehe; ich unterwerfe mich seinem göttlichen Willen, und ich ermuntere mich, fest zu glauben, daß alles, was er an diesem Tage und in meinem ganzen übrigen Leben für mich bestimmen wird, zu meinem Besten seyn werde; denn er ist allgütig und liebet mich.

Jgfr. Zina.

Haben Sie ein besonderes Gebeth dazu?

Fräul. Lucia.

Nein, mein Schatz, ich verrichte es bald auf die eine, bald auf die andere Art, wie es das Herz mir vorsaget. Darauf verrichte ich eine Danksagungshandlung, das ist, ich danke Gotte für alle die Gnade, die er mir in meinem Leben erwiesen hat; und wenn mir alsdann eine besondere Gnade einfällt, so thue ich es für solche insbesondere. Ich danke Gotte, daß er mich nicht zu der Zeit aus der Welt genommen, wo ich nicht an die Beförderung meiner Seligkeit gedacht habe; daß er mir noch einen Tag gegeben, daran zu arbeiten. Dieser Gedanken treibt mich an, daß ich meine Augen auf das Vergangene werfe. Wie viel Zeit ist verloren! Ach! das Vierthel von meinem Leben wenigstens ist schon vergangen, und kaum habe ich noch an dem großen Werke meiner Seligkeit gearbeitet, um dessentwillen allein Gott mich in die Welt gesetzet hat. Ich bitte ihn wegen dieser Nachläßigkeit sehr um Verzeihung; und ich erken-

erkenne, daß ich so schwach, so zerstreuet, so böse bin, daß, wofern er nicht die Gnade hat, mir auf eine ganz besondere Art zu helfen, ich noch fernerhin in dieser Vergessenheit meiner Seligkeit leben werde. Ich flehe ihn also im Namen Jesu Christi an, er wolle mir doch die Gnade bewilligen, welche mir nöthig ist, an diesem Werke zu arbeiten. Damit ich solche erhalte, so bringe ich ihm das Leben und Leiden dieses göttlichen Heilandes dar; ich vereinige alles mein Thun mit dem seinen und bringe es also vereiniget Gotte dar; und ich fasse den Entschluß, alle Pflichten meines Standes den Tag über zu erfüllen. Darauf bethe ich das Gebeth des Herrn, und gebe mir Mühe, mein Gemüth auf den Sinn der Worte fest zu richten; denn wenn ich mir nicht Gewalt anthäte, so würde ich es ohne Andacht hersagen.

Frl. Luise.

Sagen Sie mir die Wahrheit, mein Schatz; das ist doch ein recht langes Gebeth; wird Ihnen nicht die Zeit dabey lang, wenn Sie es verrichten? Haben Sie keine Zerstreuung?

Frl. Lucia.

Ich schwöre es Ihnen zu, meine liebe Freundinn, das Gebeth ist nicht lang. Im Anfange hatte ich ein wenig Mühe, ehe ich es verrichtete. Mein Gemüth schweifete auf allen Seiten herum, weil ich nicht gewohnet war, es zu binden. Jetzo kostet es mir nichts. Meine liebe Gut, hat mir eine halbe Stunde zu meinem Gebethe fest gesetzet. Ich lege meine Uhr auf den Tisch, und mich dünket,

sie gehe unglaublich geschwind. Wenn ich meiner Neigung folgete, so würde ich eine Stunde bey dem Bethen bleiben; denn es ist viel Vergnügen dabey, wenn man zu dem lieben Gotte bethet. Mein Herz ist in diesem Augenblicke so zufrieden, so ruhig, daß ich mein ganzes Leben, glaube ich, ohne lange Weile in dieser Beschäfftigung zubringen könnte.

Fräul. Aufrichtig.

Sie sind glücklich, mein Schatz! Ich für mein Theil habe nicht eben das Glück. Ich verrichte mein Gebeth in der Hälfte der Zeit ohne Andacht; und zuweilen kömmt es mir sehr lang vor. Warum erweist mir Gott nicht eben die Gnade, wie Ihnen?

Madem. Gut.

Ich will es Ihnen sagen, mein Schatz; oder vielmehr Jesus Christus wird es Ihnen selbst sagen. Niemand kann zweenen Herren dienen, versichert uns dieser göttliche Heiland. Das Fräulein Lucia hat der Welt herzhaft entsaget; es dienet nur noch einem Herrn, welcher Jesus Christus ist; und dieser freygebige Herr giebt ihr außer einer unendlichen Belohnung, die er ihr in dem andern Leben zubereitet, noch in diesem dasjenige hundertfältig wieder, was sie für ihn thut, wie er es versprochen hat. Sie sind so weit noch nicht. Sie möchten wohl gern mit beyden Händen die Vergnügungen nehmen; diejenigen, die Ihnen die Welt darbeut, und diejenigen, welche Ihnen die Gottesfurcht verschaffet. Das ist aber nicht möglich.

Fräul. Luise.

Sie sagen, das Fräulein Lucia habe der Welt entsaget; Sie setzen mich in Erstaunen, meine liebe Gut. Es lebet ja darinnen so, wie ich. Wir leben in einerley Gesellschaft, und bis auf etwas weniges, so machen wir uns einerley Zeitvertreibe.

Madem. Gut.

Ich gebe es zu. Dem Aeußerlichen nach sind Sie fast gleich. Allein, wie unterschieden ist das Herz! Das Fräulein Lucia nimmt jetzo die Vergnügungen mit: Sie aber ergeben sich denselben. Glauben Sie, mein Schatz, es sey nothwendig, daß man sich in die Einöde begebe, und lebendig begrabe, wenn man eine vollkommene Christinn seyn wolle, und daß man auf eine sonderbare Art leben müsse? Sie würden sich sehr irren. Das Innere muß uns von andern unterscheiden; an Ihrem Herzen muß gearbeitet werden. Der Apostel saget nicht zu Ihnen: Verlasset die Welt; sondern, brauchet dieser Welt, daß ihr derselben nicht misbrauchet; denn das Wesen dieser Welt vergeht. So wie Ihnen die Welt aus Ihrem Herzen kommen wird, so werden sich der Friede, die Freude, die Ruhe und die Glückseligkeit darinnen fest setzen. Sie sehen, ich habe die Jungfer Zina aufgemuntert, eine Verbindung einzugehen, welche sie mitten in die große Welt werfen wird. Ich will aber deswegen nicht, daß sie mit von der Welt sey; und wenn es Gotte gefällt, so wird sie darinnen so leben, als wenn sie nicht darinnen wäre, und sie wird sich dadurch eine

wahre Glückseligkeit in dem Aufenthalte und der Herrschaft des Schmerzens und der heftigsten Bekümmernisse verschaffen. Ich mache Ihnen hier nichts weiß, mein Schatz; der Grad Ihrer Gottesfurcht wird das Maaß des Grades Ihrer Glückseligkeit seyn. Ich betriege sie nicht, und ich lasse es mir gern gefallen, daß Sie sich deswegen bey Ihrer Freundinn erkundigen.

Fräul. Lucia

Ach, meine liebe Gut; ich bin noch lange nicht vollkommen glückselig. Ich gestehe es, ich bin niemals ruhiger gewesen, als jetzo: ich spüre aber, daß mir noch viele Hindernisse zu überwinden übrig sind, ehe ich zu der Glückseligkeit gelangen kann. Ich habe nur noch erst das allerkleineste Opfer dargebracht. Mein Herz ist von den lärmenden Vergnügungen ganz abgezogen; ich besitze keinen Ehrgeiz; ich würde nicht eine Stecknadel geben, um mein Vermögen zu vermehren. Und was heißen diese Opfer? Meine Vernunft hat mich vermocht, sie zu bringen, glaube ich, ohne daß sich das Christenthum mit eingemischet hat. Ist es denn so schwer, allen diesen Narredeyen zu entsagen? Es giebt andere Sachen, die ich aus meinem Herzen reißen muß; und ich merke, es wird dabey sehr stark bluten.

Jgfr. Zina.

Und was können Sie denn wohl in Ihrem Herzen haben, das nothwendig herausgerissen werden muß?

Frl. Lucia.

Die Geschöpfe, meine wertheste Freundinn; und ich muß bey mir selbst anfangen. Ich liebe mich selbst, meine Aeltern, meine Freundinnen heftig; und dieses hindert mich, glückselig zu seyn.

Frl. Luise.

Wie, mein liebes Fräulein, muß man sich und die übrige ganze Welt hassen?

Madem. Gut.

Nein, mein Schatz; man muß sich und die übrige ganze Welt um der Liebe Gottes Willen lieben. Das ist bald gesaget: ich gestehe es aber, es ist sehr schwer auszuüben, und man muß, wie das Fräulein Lucia ganz recht saget, sein Herz zerreißen; und es kostet Blut. Davon ist noch nicht die Rede bey Ihnen, mein Fräulein. In diesem Werke hier muß man Schritt vor Schritt gehen, und es so wie jener Mensch machen, der ein großes Stück Feld von dem Unkraute zu säubern hatte, welches dasselbe bedeckete. Als er die Augen auf dieses Feld warf, so wurde er von der Größe der Arbeit abgeschrecket. Darauf überlegete er weislich, er wäre ja nicht verbunden, dieses ganze Werk in einem Tage zu thun, und beredete sich, er hätte nur den zwanzigsten Theil seines Feldes zu säubern: und das war nicht sehr schwer. Er legete Hand an und kam bald damit zu Stande. Den andern Morgen jätete er einen andern Theil; und nach und nach wurde das Werk gänzlich geendiget. Ahmen Sie diesem Manne nach. Die gänzliche Veränderung Ihres Herzens

ist kein Werk von einem Tage. Fangen Sie an, und legen Sie nur erst Hand an die Arbeit; sie wird unvermerkt weiter kommen, und Sie werden ganz erstaunen, daß sie solche auf einmal so weit gekommen sehen.

Fräul. Luise.

Sie haben gut sagen, meine liebe Freundinn; dieses Werk wird stets sehr beschwerlich seyn, und so beschwerlich, daß ich fast verzweifele, damit fortzukommen; so schwach finde ich mich.

Madem. Gut.

Sie haben Ursache, sich für schwach zu halten. Es ist wohl wahr, wenn Sie dieses Werk ganz allein thun müßten, so würden Sie nicht damit zu Stande kommen. Ich habe irgendwo, ich weis nicht in was für einem Buche gelesen, es sey eine Frau, Namens Felicitas, in das Gefängniß geleget worden, weil sie eine Christinn gewesen, und sie sey verurtheilet worden, von den wilden Thieren zerrissen zu werden. Diese Frau wollte bald niederkommen; und sie kam auch in dem Gefängnisse wirklich nieder. Weil sie nun viel dabey ausstund, so erhob sie ein großes Geschrey; und der Kerkermeister sagete zu ihr: Wenn du die gegenwärtigen Schmerzen nicht ausstehen kannst; wie wirst du es denn machen, wenn du von den wilden Thieren wirst zerrissen werden? Das wird ein großer Unterschied seyn, sagete die Frau zu ihm. Wenn ich auf dem Rennplatze seyn werde, so wird Jesus Christus in mir leiden und mir seine Stärke mittheilen. — Lassen Sie

uns

uns mit dieser Frau sagen: Wenn wir ernstlich an unserer Seligkeit arbeiten werden, so werden wir nicht allein arbeiten, sondern Jesus Christus in uns; und er wird uns seine Stärke mittheilen. — Da kommen unsere jungen Fräulein; wir wollen diese Unterredung das nächste Mal fortsetzen.

Jgfr. Zina.

Erinnern Sie sich, meine liebe Gut, daß Sie mir versprochen haben, Sie wollen mir die Mittel angeben, die zur Vermeidung der Gefährlichkeiten desjenigen Standes nöthig sind, in welchen Sie mir zu treten rathen. Ich würde Ihnen wenigstens die Folge von diesem Rathe auf.

Madem. Gut.

Sehr gern, Jungfer Zina; wir wollen Gott bitten, daß er uns seinen Geist gebe; und darauf wollen wir mit einander diese Mittel untersuchen.

Das XV Gespräch.

Fräul. Geistreich.

Sie haben uns gesaget, meine liebe Gut, es gehörete für die Weltweisheit, uns zu beweisen, es fände sich kein Zustand in dem menschlichen Leben, wo ein Mensch ohne Hülfe unglücklich wäre. Jetzt ist es Zeit, daß Sie Ihr Versprechen halten.

Madem. Gut.

Ich will mich bemühen, es zu erfüllen. Vorher aber, meine Fräulein, erinnern Sie sich, daß wir

wir ohne Widerrede bewiesen haben, der Mensch sey erschaffen worden, glückselig zu seyn.

Frl. Luise.

Ich habe darüber viele Betrachtungen angestellet, meine liebe Gut; und wenn ich Ihnen beweisen könnte, daß dieser Satz einem andern widerspräche, welcher wahr ist; was würden Sie sagen?

Madem. Gut.

Ich würde untersuchen, mein Schatz; denn es ist wahr, zween widersprechende Sätze können nicht alle beyde wahr seyn.

Jgfr. Schönichinn.

Das verstehe ich nicht recht, meine liebe Gut.

Madem. Gut.

Ich muß es Ihnen erklären, mein Schatz. Ich sage: Jetzt ist es Tag. Sie sagen zu mir: Es ist Nacht. Hier haben Sie zwey widrige und folglich auch widersprechende Dinge. Ist es nicht wahr, es ist nicht möglich, daß wir alle beyde die Wahrheit gesaget haben? Wenn ich Recht habe, so haben Sie Unrecht; wenn ich Unrecht habe, so haben Sie Recht. Ich sage: Die und die Person ist gestorben: Sie sagen, sie lebet. Hier haben Sie zwey widersprechende Dinge, die nicht bey einander seyn können. Der Tod machet, daß das Leben verschwindet: die Rückkehr zum Leben würde den Tod verschwinden lassen.

Jgfr. Sophia.

Ich verstehe es nunmehr. Wenn eine Sache wahr ist, so ist das Gegentheil davon falsch. Ich

bin

bin klein; das Gegentheil von dem Klein seyn ist Groß seyn. Wie es nun lächerlich seyn würde, wenn ich sagen wollte, ich bin klein und groß zugleich: so kann ich für gewiß behaupten, daß ich nicht groß bin, wenn ich klein bin.

Madem. Gut.

Ganz recht. Wir haben gesaget, es sey eine Wahrheit, der Mensch sey geboren worden, glückselig zu seyn. Fräulein Luise giebt vor, sie wisse eine eben so gewisse Wahrheit, als diese, die ihr widerspreche. Das ist, Fräulein Luise will, man könne zu gleicher Zeit groß und klein seyn.

Frl. Luise.

Das sage ich nicht, meine liebe Gut; ich würde eine Närrinn seyn. Ich will nur bloß sagen: Wenn meine Wahrheit wirklich eine ist, so ist es Ihre nicht. Glauben Sie, daß Gott den Menschen die Freyheit gelassen hat, nach ihrer Phantasie zu handeln, und daß er sie nicht zwingt, vielmehr dieses, als etwas anders, zu thun?

Madem. Gut.

Diese Wahrheit ist ein Grundsatz für mich, mein Schatz. Sie ist eine Folge von dieser andern Wahrheit, es ist ein Gott. Denn wenn Gott den Willen der Menschen zwänge, so müßte man ihn wegen aller Verbrechen anklagen, die in der Welt begangen werden; dieses würde seine Güte zernichten.

Fräul. Luise.

Sie sagen, Gott habe mich erschaffen, glücklich zu seyn. Allein, da ist mein Nachbar, der ein

freyer

freyer Mensch ist; der hat es sich in den Kopf gesetzet, er will mich elend machen. Dieserwegen entführet er mir mein Vermögen; er nimmt mir meinen guten Namen, entreißt mir die Hochachtung und Freundschaft aller Welt, und so gar meiner Anverwandten und Freunde, derjenigen selbst, die ich mit Gütern überhäufet habe. Er läßt mich einen Gifttrunk thun, der mir die Gesundheit entzieht. Gott muß entweder diesem Menschen die Freyheit nehmen, mir alles das Uebel zu zu fügen, oder er muß mich nicht erschaffen haben, glückselig zu seyn; weil er diesem Menschen die Freyheit läßt, mich daran zu verhindern.

Madem. Gut.

Fräulein Verständig! Sie haben gegen diese Fräulein behauptet, es sey kein Zustand in der Welt, worinnen ein Mensch ohne Hülfe unglückselig wäre; sehen Sie, wie Sie heraus kommen; ich will mich nicht darein mengen; und ich überlasse Ihnen die Sorge, wie Sie dem Fräulein Luise antworten wollen.

Fräul. Verständig.

Ich bin deswegen ohne Furcht, meine liebe Gut; das Fräulein Luise fängt damit an, daß es etwas falsches voraussetzet.

Frl. Luise.

Und was wäre das, mein Schatz? Sagen Sie es doch.

Fräul. Verständig.

Dieses, daß Sie voraussetzen, alles, was uns umgiebt, kann uns glückselig oder unglückselig machen.

chen. Ich behaupte aber, wir können die Glückseligkeit oder Unglückseligkeit nur in uns selbst in unserm Herzen finden; und wenn alle Menschen zusammen sich vereinigen würden, mich unglückselig zu machen, so würden sie damit nicht zu Stande kommen können, wenn ich nicht will.

Frl. Luise.

Das ist eine recht schöne Sache zu beweisen, mein Fräulein. Sagen Sie mir doch, ich bitte Sie darum, wenn Ihnen ein Mensch in diesem Augenblicke alles Ihr Vermögen nähme; würde Sie das nicht elend machen?

Frl. Verständig.

Es würde mich nach dem Verhältnisse unglücklich machen, wie ich meinem Reichthume ergeben wäre. Wenn ich ihn aber ganz und gar nicht lieb hätte; was würde man mir Böses thun, wenn man mir eine Sache nähme, um die ich mich nicht bekümmerte?

Frl. Luise.

Ich sehe wohl ein, daß eine vernünftige Person den großen Reichthum nicht lieben soll: ich rede aber davon nicht; ich verstehe die zum Leben nöthigen Dinge, das ist, wenn ich dahin gebracht wäre, daß ich Almosen betteln oder sehr saure Arbeiten verrichten müßte.

Fräul. Verständig.

Und glauben Sie denn, daß die Nothwendigkeit, zu arbeiten, eine Unglückseligkeit ist? Haben Sie niemals auf dem Lande Leute gesehen, die vom Morgen bis auf den Abend auf dem Felde arbeiteten,

teten, und die indessen doch sangen und lustig waren, und nicht einen Augenblick Kummer hatten?

Fräul. Luise.

Das sind dumme Leute, die niemals einen andern Zustand, als ihren, gekannt haben.

Fräul. Verständig.

Also ist denn nicht die Arbeit eine Unglückseligkeit; sondern nur die Meynung, welche Sie haben, daß solche eine Unglückseligkeit ist. Wenn sie es an sich wirklich wäre, so würde sie dergleichen für diese armen Leute so wohl, als für Sie, seyn. Verbessern Sie Ihre Meynung, und die Arbeit wird alsdann das für Sie werden, was sie für diese Leute ist.

Fräul. Luise.

Und wie soll ich eine solche Meynung verbessern? Ich bin gewohnt, den Winter über in einer wohl eingeheizeten Stube zu seyn; ich habe sehr gute warme Kleider. Im Sommer, wenn die Sonne scheint, fahre ich in einer Kutsche aus, und gehe nur im Schatten spatzieren. Ist es denn also gleich viel, ob man dieser Bequemlichkeiten genießt, oder der rauhen und strengen Witterung, der Kälte, der Hitze ausgesetzet ist, und über dieses nicht die Hälfte von denen zum Leben nothwendigen Dingen hat?

Fräul. Verständig.

Halten Sie, mein Schatz, der Leib gewöhnet sich zu allem. Ich bin versichert, Sie werden bey aller Ihrer Vorsichtigkeit mehr Hitze und Kälte aus-

ausstehen, als alle diese Leute, und Sie werden viermal den Schnupfen in der Zeit haben, da jene ihn nur einmal haben. Wenn Sie in ein sehr warmes Zimmer eingesperret gewesen sind, und gehen nur bloß hinaus auf Ihre Treppe, so überfällt Sie die Kälte; und Sie holen sich einen guten Schnupfen, einen Fluß. Dieß ist ein gewisser Beweis, daß Sie in diesem Augenblicke mehr Kälte ausstehen, als diese armen Leute den ganzen Tag. Eben das sage ich auch von der Hitze. Sie sagen, diese Leute können sich nicht die Hälfte von denen zum Leben nothwendigen Sachen verschaffen. Dieses Nothwendige ist sehr klein. Wasser, Brodt; das ist eigentlich recht das Nothwendige. Das Uebrige ist das Nothwendige der Sinnlichkeit, der Gefräßigkeit, der übeln Gewohnheit, und dienet bloß, uns viele Krankheiten zuzuziehen, wovon die Armen nichts wissen. Ihnen wird die Zeit niemals lang; denn sie sind allezeit beschäfftigt. Sie essen mit Lust; die Arbeit und Mäßigkeit dienen ihnen zu Köchinnen. Sie schlafen recht vortrefflich; denn sie sind müde geworden. Sie schmecken das Vergnügen, sich auszuruhen und zuweilen träge zu seyn. Sie wissen nichts von Dünsten, von der Schwermuth, von der langen Weile, und allem dem andern Elende, welches dem Müßiggange, der Gefräßigkeit folget. Sie kommen zu einem hohen Alter; denn es ist gewiß, daß die Weichlichkeit das Leben verkürzet. Sagen Sie nunmehr, mein Fräulein, daß ein Mensch die Macht habe, mich dadurch unglückselig zu machen, wenn er mir mein Vermögen nimmt, und mich da-

durch in die Nothwendigkeit setzet, zu arbeiten, welches mir die Gesundheit, den Schlaf, die Eßlust und die Ruhe verschaffet.

Madem. Gut:

Ich habe Ursache gehabt, daß ich Sie Ihre Sache habe vertheidigen lassen. Sie thun es so vortrefflich, daß ich mich darüber wundere. Ich will Ihnen das, was Sie gesaget haben, durch ein Beyspiel bestätigen. Ich habe einen Mann gekannt, der mein sehr naher Anverwandter war. Er hatte ein sehr gutes Temperament und war reich. Er lebete auch als ein Reicher, das ist, er ließ es sich wohl seyn, schlief die eine Hälfte seines Lebens, und brachte die andere damit zu, daß er sich vergnügete. Im drey und vierzigsten Jahre hatte er viele Anfälle von dem Schlage, und alle Jahre eine tödtliche Krankheit gehabt. Er hatte Coliken, Ekel, Unverdaulichkeit, Schlaflosigkeit. Im drey und vierzigsten Jahre, sage ich, verlor er alle sein Vermögen; und weil er eine große Familie hatte, so mußte er sich wohl entschließen, zu arbeiten. Er war verbunden, des Morgens um vier Uhr aufzustehen; er trank nur Wasser, und sah sich mehr als einmal dahin gebracht, daß er nur trocken Brodt essen mußte. Was entstund daraus? Er sah alle diese Krankheiten verschwinden; und jetzo, da er fünf und siebenzig Jahre alt ist, befindet er sich besser, als ich. Es ist gewiß, meine Fräulein, wenn man die Vergnügungen, welche der Reichthum verschaffet, mit denen, die man von der Armuth und Arbeit hat, in eine Wagschale legete, so würde man nicht einen Augenblick anstehen, zu

wählen, oder man würde sich wenigstens leicht wegen des Verlustes des Reichthumes trösten.

Fräul. Luise.

Ich bin in diesem Puncte überwunden, meine liebe Gut: aber es sind mir noch viele andere übrig. Gesetzt nun, zum Exempel, dieser armgewordene Mensch hätte mit seinen Gütern auch den Gebrauch seiner Arme und Beine verloren, und es wäre ihm unmöglich gewesen, zu arbeiten, so hätte er doch Almosen betteln müssen. Nun frage ich Sie, ist wohl ein Zustand so elend, als wenn man sein Leben von der Mildthätigkeit eines andern erwarten, der Verachtung, der Abweisung, den abschläglichen Antworten der Reichen ausgesetzet seyn muß; ist wohl ein Unglück dem gleich?

Fräul. Verständig.

Es ist ein Unglück für den Hochmuth, mein Schatz. Wenn ich aber weis, daß der Hochmuth das größte Uebel unter allen ist, und ich eine wahre Begierde habe, mich davon loszumachen; werde ich da nicht sehr bald wegen eines Zustandes getröstet seyn, der ganz geschickt ist, ihn zu zernichten? Ein Reicher wird mich verachten, weil ich ihn um ein Almosen anspreche: desto schlimmer für ihn; es ist ein großes Unglück, wenn man ein Narr ist. Er selbst muß verächtlich seyn: seine Thorheit aber kann in demjenigen nichts ändern, was ich von Natur bin. Sie nimmt mir nicht ein Körnchen von meinen guten Eigenschaften, wenn ich welche habe; und sie kann sogar dienen, mir diejenigen zu

erwerben, die mir fehlen. Wenn ich, zum Exempel billig bin, so werde ich zu mir sagen: Dieser Mensch verachtet mich, weil ich arm bin; er hat groß Unrecht. Wenn er aber wüßte, was ich für eine Sünderinn wäre, so würde er mich noch mehr verachten, und mit Rechte. Wie vielmal bin ich in meinem Leben denjenigen übel begegnet, die unter mir waren? Es ist billig, daß man mir Gleiches mit Gleichem vergilt. Ich war damals verächtlich, und man lobete mich; dieß ist eine gerechte Vergeltung.

Frl. Luise.

Ich begreife wohl, daß das wahr ist. Die Verachtung kränket mich nur bloß, weil wir Hochachtung besitzen; und wir sollten sehr froh seyn, daß wir Gelegenheit hätten, ihn zu zernichten. Allein, wenn man uns die Freundschaft unserer Aeltern und unserer Freunde entzöge?

Frl. Lucia.

Ach, meine liebe Gut! man wird von der alleremfindlichsten Sache für mich reden; ich würde gern von allen übrigen so, wie das Fräulein Verständig, gesaget haben: was wird sie aber von dieser Art von Unglücke sagen?

Fräul. Verständig.

Helfen Sie mir, meine liebe Gut, ich bin zu dem Schwersten in meinem Beweise gekommen.

Madem. Gut.

In Wahrheit, mein Schatz, ich würde mir ein Gewissen daraus machen, wenn ich Ihnen helfen wollte; Sie haben gar zu gut gesprochen, als daß sol-

solches nöthig wäre. Glauben Sie, daß dieses Unglück ohne Hülfe ist?

Fräul. Verständig.

Nein, durchaus gar nicht, meine liebe Gut. Wenn meine Aeltern und Freunde vernünftig sind, so wird es mir möglich seyn, wie ich glaube, ihnen meine Unschuld zu beweisen, und dadurch ihre Hochachtung wieder zu gewinnen.

Madem. Gut.

Und wenn sie nun nicht so vernünftig wären, und sich auf die Beweise gäben, die Sie ihnen davon beybrächten; würden sie es verdienen, daß Sie sich darum kränketen, daß Sie ihre Freundschaft verloren hätten?

Fräul. Lucia.

Nein, meine liebe Gut, ich würde mich darum nicht kränken, daß ich die Freundschaft solcher Personen verloren hätte, die ich nicht hochachten könnte, weil sie ungerecht seyn würden: nichts aber würde mich wegen ihrer Ungerechtigkeit in Ansehung ihrer selbst trösten; denn es wäre für sie das größte Uebel, und mein Herz würde von diesem Uebel derjenigen Personen ganz zerfleischet seyn, die mir lieb seyn würden.

Madem. Gut.

Sie bedenken sich nicht recht, mein Schatz. Sie sagen, Sie könnten sie nicht hochachten, und Sie glauben doch, Sie würden sie noch lieben. Das ist nicht vernünftig. Bey einer Person, die eine gesunde Vernunft hat, stirbt die Freundschaft mit der Hochachtung.

Jgfr. Zina.

Müßte man sie denn also hassen? und wenn es nun zum Beyspiele mein Vater oder meine Mutter, oder mein Mann wäre; wollten Sie mir den Rath wohl geben?

Madem. Gut.

Ich wollte Ihnen solchen auch in Ansehung des allergeringsten Menschen nicht geben. Hören Sie mich an, wenn Sie so gütig seyn wollen, und bemühen Sie sich, mich recht zu verstehen. Da uns Gott die Vernunft gegeben hat, so hat er ohne Zweifel gewollt, daß wir sie gebrauchen sollen; und weil er selbst die allerhöchste Vernunft ist, so kann er niemals etwas von uns fordern, welches ihr zuwider läuft. Alles, was schätzbar ist, ist liebenswürdig; und es ist in der Natur des Menschen, daß er es liebet. Weil wir aber überhaupt verderbt und boshaft sind, so würde die Liebe, die wir gegen einander tragen sollen, sehr schwache Gründe haben, wenn sie nicht durch die Eigenschaften unterstützet würde, die auf unsere Wahl ankommen. Gott hat also Eigenschaften in uns geleget, welche ohne unsern Willen in uns bestehen, und welche hinlänglich sind, eine billige und vernünftige Liebe bey andern Menschen zu gründen. So strafbar auch ein uns ähnliches Geschöpf seyn mag, so höret es doch nicht auf, eine Creatur zu seyn, die nach dem Ebenbilde und der Aehnlichkeit Gottes gemacht, mit dem Blute Jesu Christi erlöset und bestimmet ist, mit uns in eine ewige Seligkeit einzugehen. Es findet sich kein Mensch, welcher nicht mit diesen ehrwürdigen

digen Titeln der Kinder Gottes und des Gegenstandes seiner Liebe bekleidet ist. Könnten wir wohl ohne Ungerechtigkeit Geschöpfe hassen, welche Gott noch liebete, und welche sich dereinst bekehren können, und alsdann die Gegenstände seines Wohlgefallens werden werden? Dieß sind die Bewegungsgründe, welche die christliche Liebe stützen; und wie Sie sehen, so kann nichts sie zernichten. Dieß ist die Art der Liebe, die wir denjenigen schuldig sind, die wir nicht hochachten können. Sie machet uns ohne Zweifel wegen ihrer Fehler empfindlich. Allein, so lebhaft auch diese Empfindung ist, so kann sie doch unsere Glückseligkeit nicht ändern; sonst müßte man sagen, die Glückseligkeit Gottes sey nicht vollkommen, und er würde, bey Erblickung der Verbrechen der Menschen, unglückselig seyn.

Frl. Lucia.

Ich gebe mich auf diese letzte Ursache, meine liebe Gut; sie ist entscheidend für mich, weil sie eine Folge von dieser ersten Wahrheit ist, es ist ein Gott.

Madem. Gut.

Alles, was das Fräulein Verständig Ihnen gesaget hat, meine lieben Fräulein, ist nur aus der Weltweisheit. Die Heyden hatten aus dem Lichte der Natur entdecket, die Armuth und andere Dinge, die man Uebel nennet, könnten uns nicht verhindern, glückselig zu seyn. Was könnten wir nicht noch als Christinnen sagen? Wenn wir von dem Evangelio reden werden, so werden wir

aus dem Munde der ewigen Weisheit das wahre Gute und Böse erkennen lernen. Leben Sie wohl, meine Fräulein. Jungfer Sophia, erinnern Sie sich, daß Sie mir versprochen haben, Sie wollen mir Ihre kleine Schwester mitbringen; ich erwarte Sie bald.

Das XVI Gespräch.

Jgfr. Sophia.

Meine liebe Gut, hier ist meine kleine Schwester Franciska. Sie wollte Ihnen gern für die Erlaubniß danken, die Sie ihr ertheilet haben, mit herzukommen. Weil sie aber noch nicht recht reden kann, so hat sie mich gebethen, ich möchte Ihnen in ihrem Namen Dank sagen.

Madem. Gut.

Umarmen Sie mich, mein liebes Kind, ich hoffe, Sie werden bald im Stande seyn, für sich selbst zu reden. Setzen Sie sich und hören recht zu.

Jgfr. Sophia.

Wir haben gestern eine ganz artige Historie gelesen; wollen Sie mir wohl erlauben, daß ich sie diesen Fräulein erzähle?

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz, Sie mögen sie uns nach den Historien aus der heiligen Schrift sagen. Sie müssen anfangen, Jungfer Schönichinn.

Jgfr.

Jgfr. Schönichinn.

Unter der Zeit, da die Jsraeliten in Assyrien gefangen waren, regierete ein guter König in Juda. Er that, was dem Herrn wohlgefiel, wie David, und wandte sich nicht von dem wahren Gottesdienste. Er ließ alle die Höhen wegräumen, die Säulen zerbrechen, und die Hayne ausrotten, wo den falschen Göttern gedienet wurde; und er ließ auch die eherne Schlange entzwey schlagen, welche Mose vordem gemacht hatte; denn die Kinder Jsrael hatten ihr ebenfalls bis hieher geräuchert. Er vertrauete auf Gott; und der Herr war auch mit ihm, wenn er wider seine Feinde auszog. Er schlug die Philister, und wollte sich sogar von der Schatzung losmachen, die er dem Könige in Assyrien bezahlen mußte. Allein, der König in Assyrien, Sanherib, fiel ihm in das Land, und nahm alle seine festen Städte ein. Da schickete Hiskia zu ihm, und ließ um Verzeihung bitten; er versprach auch, er wollte ihm gern bezahlen, was er ihm auflegen würde. Das war nun eine so große Summe, daß er seinen ganzen Schatz und alles Silber und Gold aus dem Tempel dazu nehmen mußte. Damit war aber Sanherib noch nicht zufrieden, sondern wollte auch das ganze Land haben. Er suchete, die Einwohner von ihrem rechten Herrn abspänstig zu machen, und schickete dieserwegen Leute an sie, die ihnen vorstellen mußten, ihr König könnte sie ja doch nicht retten; sie sollten sich auch nicht auf den Herrn, ihren Gott, verlassen; denn der würde sie eben so wenig wider die Macht des Königes in Assyrien beschützen kön-

nen, als die andern Götter ihre Länder von seiner Hand errettet hätten. Diese gotteslästerlichen Worte wurden von seinen Bedienten überall wiederholet. Hierüber wurde Hiskia so betrübt, daß er seine Kleider zerriß, einen Sack anzog und in das Haus des Herrn gieng. Die Schmach und der Hohn, welchen Sanherib dadurch dem Herrn seinem Gotte anthat, kränketen ihn mehr, als die Furcht, sein Königreich zu verlieren. Unterdessen daß dieser fromme Herr sein Gebeth zu Gott verrichtete, schickete er zu dem Propheten Jesaia und ließ ihn um Rath fragen; denn Elisa war gestorben. Der Prophet sprach ihm einen guten Muth ein, und sagete, er sollte sich vor diesen Drohungen und Lästerungen nur nicht fürchten; der König von Assyrien sollte so gut wieder abziehen, als er gekommen wäre, und in seinem eigenen Lande erschlagen werden. Da Sanherib nun also sah, daß sich Hiskia nicht gleich ergeben wollte, so verdoppelte er seine Gotteslästerungen und schrieb so gar in einem Briefe an ihn, er sollte sich von seinem Gotte nur nicht betriegen lassen, auf den er so sehr vertrauete; er vermöchte so wenig wider die Assyrer, als der andern Völker ihre vermocht hätten. Diesen Brief trug Hiskia in das Haus des Herrn, und breitete ihn da vor Gott aus und bethete zu ihm, er möchte sie doch aus der Hand des gottlosen Sanheribs erretten und zeigen, daß er nicht so, wie die andern Götter, nur Menschenwerk, sondern allein wirklich Gott unter allen Königreichen auf Erden wäre, und sie

sie alle solches wirklich erkenneten. Gott erhörete auch sein Gebeth und ließ es ihm durch den Propheten Jesaia ankündigen, und zugleich melden, Sanherib sollte nicht einmal vor Jerusalem kommen und es belagern, noch einen einzigen Pfeil hineinschießen. Das geschah; denn in eben der Nacht fuhr der Würgengel aus und tödtete in Sanheribs Lager hundert und fünf und achtzig tausend Mann auf einmal. Es lag alles voller todten Leichen, als sie des Morgens aufstunden. Hieraus sah der gottlose König von Assyrien genugsam, man müsse Gottes Geduld nicht auf das Aeußerste treiben, noch seine Langmuth misbrauchen. Er brach so gleich auf, und zog mit Schimpf und Schande in sein Land zurück. Hier wurde er nun bald darauf von zweenen seiner Söhne ermordet, da er eben seinen Götzen anbethete.

Einige Zeit darnach wurde Hiskia todtkrank, und der Prophet Jesaia kam zu ihm, und sagete: Bestelle dein Haus, denn du wirst sterben, und nicht leben bleiben. Auf diese Bothschaft wendete sich der König in seinem Bette um nach der Wand zu, und weinete und bethete, Gott möchte ihn doch noch nicht von der Welt nehmen. Der Prophet war kaum aus dem königlichen Schlosse hinaus, so erhielt er von Gotte Befehl, er sollte wieder umkehren und dem Könige sagen: Der Herr, der Gott seines Vaters Davids, habe sein Gebeth angehöret, und wolle ihn wieder gesund machen; in dreyen Tagen solle er in das Haus des Herrn hinauf gehen; und Gott habe noch funfzehn Jahre zu seinem Leben hinzugethan. Hiskia aber wollte

es

es erst nicht glauben, sondern unterstund sich, den Propheten zu fragen, an was für einem Wunderzeichen er erkennen sollte, daß solches geschehen würde. Jesaia sagete zu ihm, er könnte wählen, ob der Schatten an dem Sonnenzeiger zehn Stufen oder Grade weiter vorwärts oder zehn Stufen wieder zurück gehen sollte. Hiskia hielt es für leicht, daß der Schatten zehn Stufen vorwärts gienge, und verlangete also, er sollte so viel Stufen hinter sich zurück gehen; und der Schatten gieng auch an des Ahas Zeiger so viel wieder hinter sich zurück. Nicht lange darnach schickete der König zu Babel Gesandte an den Hiskia, die ihm wegen seiner erlangeten Gesundheit Glück wünschen mußten. Hiskia war fröhlich und gutes Muthes mit ihnen, und zeigete ihnen aus Eitelkeit seine Schatzkammer, seine Magazine, das Zeughaus und alles, was sich nur schönes und bewundernswürdiges in seinem ganzen Lande befand. Das war kaum geschehen, so kam Jesaia und kündigte ihm zur Bestrafung seiner Eitelkeit an: Es würde die Zeit kommen, da alles das aus seinem Hause nach Babel würde geführet werden, was er diesen Leuten gewiesen und seine Vorfahren bis hieher gesammlet hätten. Es würde nichts zurückgelassen werden, uud so gar seine Kinder würden weggenommen und in dem Pallaste des Königes zu Babel gebrauchet werden. Hiskia ergab sich mit demüthiger Geduld in den Willen des Herrn und bath nur, daß zu seinen Zeiten Friede und Ruhe bleiben möchten.

Madem. Gut.

Nun, Fräulein Luise, werden Sie mich noch beschuldigen, daß ich eine gar zu strenge Sittenlehre habe, und aus solchen Dingen Sünde mache, die doch keine sind? Was war dabey Böses, daß Hiskia seine Schätze zeigete? Gewiß nichts, wenn Hiskia es aus Höflichkeit oder aus Gefälligkeit gegen die Gesandten gethan hätte. Da er aber diese an sich unschuldige Sache that, so rühmete er sich dabey, daß er so reich und so mächtig wäre; und Gott, welcher auf alle Bewegungen des Herzens seiner Freunde eifersüchtig ist, wollte diesen Fehler nicht ungestrafet lassen.

Frl. Luise.

Gott fordert von uns eine so große Reinigkeit, meine liebe Gut, daß man darüber in Verzweifelung gerathen möchte. Wie viele dergleichen Fehler werde ich nicht alle Tage begehen! Ich zeige gar zu gern meinen guten Freundinnen meine Schätze; das ist, meinen Schmuck, meinen Putz, meine Kleider und alles, was ich besitze. Ich habe eine Freude darüber, wenn man sie lobet, wenn man sie bewundert; ich würde niemals geglaubet haben, daß ich damit Gott beleidigte.

Madem. Gut.

Und vielleicht haben Sie ihn auch damit nicht beleidiget, mein Schatz. Er allein kennet Ihr Herz, und weis, wie weit Sie diesen Kleinigkeiten ergeben sind. Das Sicherste ist, daß man täglich daran arbeite, sein Herz davon leer zu machen. Fahren Sie in unsern Historien fort, Jungfer Sophia.

Jgfr. Sophia.

Nach des Hiskia Tode kam sein Sohn Manasse, auf den Thron, der nur erst zwölf Jahre alt war. Das war ein rechter gottloser Herr, und führete alles das böse Wesen wiederum ein, was sein Vater abgeschaffet hatte. Er that nach allen Gräueln der Heyden, richtete die Hayne und Höhen wieder auf, die sein Vater zerstören lassen; er bethete des Himmels Heer, Sonne, Mond und Sterne an, bauete ihnen so gar in den beyden Höfen an dem Hause des Herrn Altäre, und was noch ärger war, so setzete er selbst einen Hayngötzen in das Haus, wovon der Herr gesaget hatte, sein Namen allein sollte darinnen wohnen. Er ließ seinen Sohn, den Götzen zu Ehren, durch das Feuer gehen, gab sich mit dem Wahrsagen ab, und achtete auf das Vogelgeschrey und Zeichendeuten, hielt sich auch Wahrsager und Teufelskünstler. Kurz, er that alles, was dem Herrn übel gefiel und ihn erzürnen konnte, und verführete seine Unterthanen, daß sie ärger wurden, als die Heyden, die Gott vor den Kindern Jsrael vertilget hatte. Gott konnte es nicht länger mit ansehen, und ließ ihm durch seine Propheten das größte Unglück androhen. Aber Manasse kehrete sich daran nicht, bis endlich die Fürsten des Heeres des Königes zu Assyrien kamen, und ihn in Ketten und Banden gefangen wegführeten und nach Babel brachten, wo er in das Gefängniß geworfen wurde. Nunmehr, da er in der Angst war, gieng er in sich, demüthigte sich sehr vor dem Gotte seiner Väter, und bath und flehete ihn aufrichtig um die

Ver-

Vergebung seiner Missethat. Gott, welcher niemals ein bußfertiges Herz verwirft, so groß auch seine Gottlosigkeiten gewesen seyn mögen, vergab ihm seine Sünde und erlaubete, daß er wieder nach Jerusalem zu seinem Königreiche kam. Da erkannte Manasse, daß der Herr Gott ist; und das erste, was er that, war, daß er die fremden Götter wieder aus dem Hause des Herrn schaffete, und alle Altäre, die er gebauet hatte, wieder abbrechen ließ, und den Altar des Herrn wieder anrichtete, und darauf allein opferte. Er blieb auch Gotte getreu, so lange er lebete.

Sein Sohn Ammon kam nach ihm zur Regierung und that, wie sein Vater Manasse gethan hatte, und opferte allen Götzen und dienete ihnen. Aber er demüthigte sich nicht so vor dem Herrn, wie sich sein Vater gedemüthiget hatte, und folgete ihm in seiner Buße nicht nach; sondern machete der Schuld sehr viel. Seine Bediente macheten eine Verschwörung wider ihn und brachten ihn in seinem eigenen Hause um. Das Volk verfolgete gleichwohl seine Mörder und machete seinen Sohn Josia an seine Statt zum Könige. Er war nur erst acht Tage alt, da er auf den Thron kam, und wandelte in den Wegen seines Vorfahren Davids, und fieng schon in seiner Jugend an, den Geist desselben zu suchen und zu verehren. Er fieng an, Juda und Jerusalem von den Höhen und Haynen der Götzen zu reinigen, die Bilder und Altäre abzubrechen, und das Haus des Herrn auszubessern, welches ganz baufällig geworden war. Bey dieser Ausbesserung fand

man

man in dem Tempel das Gesetzbuch, wie es durch Mosen war geschrieben worden. Man brachte es zu dem Könige; und der ließ sich etwas daraus vorlesen. Er erschrack heftig, als er alle die Flüche hörete, welche den Uebertretern des Gesetzes gedrohet wurden, und zerriß seine Kleider und war sehr betrübt, daß sein Volk also wider die Gebothe Gottes gehandelt hatte. Er ließ es zusammen kommen und ihnen alles vorlesen, was in dem Gesetzbuche stund. Er ermahnete sie, daß sie künftig dem Herrn folgen, und alle seine Gebothe, Zeugnisse und Rechte von ganzem Herzen halten und darnach thun möchten. So lange Josia lebete, thaten sie auch darnach, und wichen nicht von dem Herrn, ihrem Gotte. Es wurde auch unter seiner Regierung ein großes Passah gehalten, dergleichen seit der Richter Zeiten und unter allen Königen in Israel und Juda nicht war gehalten worden. Nach seinem Tode aber, den er sich in einem Treffen mit dem Könige in Aegypten holete, vergaß man alles wieder, was man dem Herrn gelobet hatte. Die Juden achteten auf die Ermahnungen des Propheten Jeremia nicht, der um diese Zeit aufstund, und frageten nichts nach seinen Drohungen. Endlich war die Langmuth Gottes aus, und er war es müde, ein sündiges Volk mit Geduld zu ertragen. Er schickete den König zu Babel Nebucadnezar wider sie; der machete erstlich die Könige unterthänig, und führete viele Leute von ihnen in die Gefangenschaft. Doch weil die Könige immer wieder abfielen, und gottlos waren, so zerstörete er endlich die ganze Stadt

Jerusalem mit dem schönen Tempel. Er wurde ganz abgebrochen, und alles Erzt und Metall nebst allen goldenen und silbernen Gefäßen daraus nach Babylon geführet. Man brachte auch die vornehmsten und angesehensten aus dem Volke dahin; und über die gemeinen Leute, die im Lande blieben, wurden babylonische Befehlshaber gesetzet. Diese traurige Begebenheit geschah unter dem Könige Zedekia; und die Juden blieben in dieser babylonischen Gefangenschaft so lange, bis der König in Persien Cyrus, zur Bestrafung der Sünden Belsazers, die Stadt Babylon oder Babel eingenommen hatte.

Madem. Gut.

Hat uns die vorhergehende Historie erschrecket, meine Fräulein, so ist diese recht geschickt, uns wieder einen Muth zu machen. Man kann, wie es scheint, nicht strafbarer werden, als Manasse. So bald er indessen nur seine Verbrechen aufrichtig bereuet, so ertheilet ihm Gott nicht nur die Verzeihung, um die er ihn bittet, sondern giebt ihm auch seine Krone wieder, um die er ihn nicht bath. Gestehen Sie, meine Kinder, es ist sehr viel Vergnügen dabey, wenn man einem so gütigen und barmherzigen Herrn dienet. — Jungfer Miekchen, sagen Sie uns die Historie vom Belsazer.

Jgfr. Miekchen.

Da Nebucadnezar den Tempel zerstöret hatte, wie Sie wissen, so ließ er alle heilige Gefäße aus demselben nach Babylon bringen. Es geschah aber, daß sein Nachfolger Belsazer unter der Zeit, da diese Stadt von dem Könige in Persien Cyrus

belagert wurde, seinen Gewaltigen und Hauptleuten, oder seinen Generalen und Oberofficieren ein herrliches Gastmahl anstellete, und sich mit ihnen vollsoff. In der Trunkenheit ließ er auch diese weggenommenen goldenen und silbernen Gefäße herholen, und trank mit seinen Officieren und ihren Weibern und seinen Kebsweibern daraus. Sie macheten sich dabey recht lustig: doch in der allerbesten Lust erschrack der König Belsazer auf einmal so gewaltig, daß er ganz blaß wurde, und ihm alle Glieder an seinem ganzen Leibe zitterten. Er sah Finger, als eine Menschenhand, zum Vorscheine kommen, die in dem Saale gegen dem Leuchter über etwas auf die weiße Wand schrieben. Der König wollte gern wissen, was das für Schrift wäre, und was sie bedeutete. Er ließ alle Gelehrte, Weise und Wahrsager holen, daß sie solche lesen und ihm erklären sollten; und er versprach demjenigen die größte Ehre und Belohnung, der es könnte. Aber es konnte es keiner; denn es waren ihnen ganz fremde und unbekannte Züge. Da erschrack er noch mehr, und es wurde allen seinen Hofleuten bange, daß sie nicht wußten, was sie anfangen sollten. Die Königinn, seine Mutter, war nicht bey dem Schmause: sie erfuhr aber bald, was darauf vorgegangen und in welcher Bestürzung alles deswegen wäre. Sie begab sich also in den Saal, wo der König mit seinen Großen beysammen war, und beschämete sie wegen ihrer so großen Angst und Furcht. Damit sie aber dem Könige auch wieder etwas Muth machete, so sagete sie, es wäre ein Mann von den Juden da, der würde sagen können, was die Schrift bedeutete. Er hätte schon unter sei-

nem

nem Vater Nebucadnezar dergleichen Auslegungen gemacht, und wäre auch deswegen von ihm über alle Sternseher, Weise und Wahrsager gesetzet worden; denn er hätte viel Verstand, Einsicht und Kenntniß von allen Wissenschaften: den sollte man nur rufen lassen; er hieße Daniel; doch hätte ihn der vorige König den Namen Beltsazar gegeben. Daniel wurde also gleich zum Könige gefordert und gefraget, ob er die Schrift lesen und ausdeuten könnte, er sollte große Geschenke und Beförderung dafür haben. Daniel, schlug beydes aus und versprach, er wollte sie dem ungeachtet lesen und dem Könige auslegen. Vorher aber erinnerte er ihn an die Strafe, womit Gott seinen Vater Nebucadnezar gezüchtiget hatte. Dieser Herr war groß und mächtig, und that alles, was er wollte, unumschränkt. Da er sich aber wider Gott erhub und stolz und hochmüthig wurde, so nahm ihm Gott die Vernunft, und er wurde von den Leuten verstoßen und mußte bey den Thieren auf dem Felde leben. Er war auch nicht anders, als ein Vieh, lag unter freyem Himmel im Thaue und Regen, fraß Gras wie die Ochsen, und es wuchsen ihm Haare über den ganzen Leib, wie große Federn; und er bekam Nägel, wie Vogelklauen. In diesem elenden Zustande blieb er sieben ganzer Jahre, da ihn Gott zur Erkenntniß brachte und wieder zu Gnaden aufnahm. Nun, fuhr Daniel fort, dieß weis der König alles: er hat sich aber nicht daran gekehrt, sondern sich auch wider den Herrn des Himmels und der Erde erhaben, und mit den ihm geweiheten Gefäßen seinen Spott getrieben und ihn selbst dabey gelästert. Darum hat er diese Hand geschickt und die Schrift schreiben lassen. Sie

heißt: Mene, mene, teckel, upharsin, und eben so viel, als wenn da stünde, es ist gemessen, es ist gemessen, abgewogen und zertheilet. Die Bedeutung aber ist: Gott hat deinem Königreiche sein Ende bestimmet; er hat dich gleichsam abgewogen und zu leicht befunden, und dein Königreich daher zertheilet und den Meden und Persern gegeben. Belsazer nahm Daniels Dreustigkeit bey seiner Auslegung nicht übel, sondern ertheilete ihm die Geschenke und Ehre, die er dem Ausleger versprochen hatte. In eben der Nacht aber wurde die Stadt eingenommen, und der König Belsazer getödtet. Cyrus regierete in Babylon zugleich mit dem Könige in Meden Darius Cyaxares, welcher sein Oheim und sein Schwiegervater war.

Fräul. Charlotte.

Ich habe schon lange gewünschet, daß ich in diese Zeit hier gekommen seyn möchte; denn ich kenne die Könige Cyrus und Cyaxares aus meinem kurzen Begriffe von der Universalhistorie.

Madem. Gut.

Es ist ein wahres Vergnügen, wenn man sich in einem bekannten Lande befindet. Sehen Sie wohl den Vortheil, mein Schatz, den Sie jetzo davon haben, daß Sie gleich zu der Zeit, da Sie noch klein gewesen, etwas gelernet haben. Wenn Sie Ihre Zeit nur zum Spielen angewandt hätten; was würde Ihnen jetzo davon übrig seyn?

Frl. Maria.

Ich versichere Sie, meine liebe Gut, ich habe seit der Zeit, da ich Historien gelesen, nicht viel nach meinen Puppen gefraget; ich wollte sie gern gegen Bücher vertauschen.

Fräul. Charlotte.

Mir gefällt in dem kurzen Begriffe der Historie etwas nicht, und ich werde darüber ungeduldig. Es sind darinnen so viele Historien zu erzählen, und sie werden da doch nicht erzählet; und ich möchte sie gleichwohl gern wissen, und sterbe fast vor Begierde darnach. Meine Mama hat mir viele Bände von der Historie gegeben, die Herr Rollin gemacht hat. Sie saget, ich würde darinnen alle die Historien erzählet finden. Ich habe das Buch lesen wollen; aber, meine liebe Gut, es sind so viele Betrachtungen, Beurtheilungen und Schlachten darinnen, daß mir Zeit und Weile dabey lang werden.

Madem. Gut.

Ueberhüpfen Sie die Schlachten, mein Schatz. Wenn Sie größer seyn werden, so mögen Sie solche nachlesen; und weil Sie nicht die ganze Historie von dem Herrn Rollin haben, so will ich Ihnen alle diese Geschichte von dem Fräulein Verständig wiederholen lassen. Sie hatte sie in ihrem zehnten Jahre alle von ihrer Hand geschrieben.

Jgfr. Schönichinn.

Sie ist glücklich, daß sie so schöne Sachen weis. Wenn Sie ihr erlauben wollten, daß sie uns dasjenige erzählete, was den Cyaxares und Cyrus angeht: so würde ich Ihnen sehr verbunden seyn. Ich habe eine große Begierde, diese Herren kennen zu lernen.

Madem. Gut.

Ich bewillige es gern, mein Schatz, und es soll das nächste Mal geschehen. Heute wollen wir dasjenige zu Ende bringen, was wir von den Lacedämoniern zu sagen haben. Wir haben das letzte Mal

gesaget, des Lykurgus Absicht sey gewesen, ein Volk zu bilden, welches nicht überwunden werden, noch Eroberungen machen könnte. Fräulein Geistreich, wie machete er es, daß er verhinderte, daß die Spartaner nicht konnten überwunden werden?

Fräul. Geistreich.

Diese Fräulein werden die Gütigkeit haben, und sich erinnern, daß man zu Sparta die Kinder gewöhnete, daß sie den Schmerz nicht scheueten. Zu gleicher Zeit aber lehrete man sie auch, daß sie die Schande mehr scheueten, als den Tod. Nun würde ein Mensch, der aus einem Treffen geflohen wäre, oder sein Gewehr von sich gegeben hätte, Schimpf und Schande davon gehabt haben. Er konnte nicht mehr in den öffentlichen Sälen zugelassen werden, wo man speisete. Jedermann konnte ihn beschimpfen, ihm in das Gesicht spucken, ihn mit Kothe werfen. Man floh ihn, als wenn er die Pest gehabt hätte; und diejenigen, die mit ihm geredet hätten, würden auch als unehrlich seyn angesehen worden. Die Spartaner waren also lange Zeit unüberwindlich. Man hätte ihre Republick zerstören können, wenn man sie alle todtgeschlagen: allein, so lange auch nur ein einziger übrig geblieben wäre, so würde er sich vertheidiget haben, und die Waffen nicht haben von sich geben wollen.

Madem. Gut.

Wie machete es Lykurgus, daß er sie verhinderte, Eroberungen zu machen?

Fräul. Geistreich.

Er verboth ihnen, ihre Feinde zu verfolgen, wenn sie flöhen. Ueber dieses, meine Fräulein, so konnten

sie

sie keine Eroberungen machen, so lange sie ihre Gesetze beobachteten. Sie wissen, daß sie nur eisern Geld hatten. Wenn sie aus Lacedämon gegangen wären, welches ihr Land war; wie hätten sie für dieses Geld die zum Leben nöthigen Dinge kaufen können? Die andern Völker würden sich mit ihrem Eisen nicht haben beladen wollen.

Fräul. Charlotte.

Indessen entferneten sie sich doch zu der Zeit, da Xerxes nach Europa kam, sehr weit von ihrem Lande, mein liebes Fräulein.

Fräul. Geistreich.

Sie haben Recht; ich habe eben diese Anmerkung gemacht, wie Sie. Ich denke aber, wenn sie mit den andern Griechen zur Vertheidigung des ganzen Griechenlandes gefochten, so habe man sie mit den zum Leben nöthigen Sachen versehen.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Sie haben uns gesaget, die Sclaven hätten bey den Lacedämoniern alle Handwerke getrieben. Allein, sie konnten doch zum Exempel keine große Handlung treiben, weil sie den Sclaven so sehr übel begegneten. Es hat sehr das Anscheinen, daß diese Sclaven davon gelaufen seyn würden, wenn man ihnen die Freyheit gegeben hätte, nach andern Ländern zu gehen und da zu handeln.

Madem. Gut.

Die Spartaner hatten gar keine Handlung. Sie fanden in ihrem Lande alle zum Leben nöthige Sachen, und bedurften des Ueberflusses nicht. Wenn sie aber diese entbehrlichen Dinge auch verlanget hätten, so würde es ihnen unnütz gewesen seyn.

Die Kaufleute brachten sie ihnen vor des Lykurgus Zeiten; nach seiner Zeit aber kamen sie nicht wieder.

Jgfr. Schönichinn.

Warum das, meine liebe Gut? Hatte Lykurgus etwa verbothen, man sollte sie nicht nach Lacedämon kommen lassen?

Madem. Gut.

Er brauchete dieses Verboth nicht zu geben. Die Kaufleute führen nur Waaren von einem Orte zum andern, damit sie Geld bekommen. Zu Sparta war es nicht erlaubt, sich des Geldes zu bedienen: sie ließen es sich also nicht einfallen, wieder dahin zu kommen. Lykurgus hatte nicht allein die Handlung, sondern auch die Künste und Wissenschaften verbannet; und das machete die Tugend oder vielmehr die Sitten der Lacedämonier wild; denn wie ich Ihnen schon erkläret habe, die Künste und Wissenschaften bringen zwar den Pracht und das Wohlleben hervor, und mit denselben eingebildete Bedürfnisse: allein, eben diese Bedürfnisse verknüpfen uns mit einander und zwingen uns, daß wir uns in Ansehung derjenigen binden, die uns nützlich seyn können. — Jungfer Sophia, sagen Sie uns nun die Historie, welche Sie gelesen und wovon Sie im Anfange der Lehrstunde mit uns gesprochen haben.

Jgfr. Sophia.

Ein gewisser türkischer Kaiser wollte gern Herr von Hungarn seyn. Er schickete deswegen einen Gesandten an den Herrn, der damals darinnen regierete. Dieser Gesandte führete anstatt der Geschenke, die er hätte mitbringen sollen, eine große Menge Esel bey sich, die mit Getreyde beladen waren. Als er bey dem

Fürsten

Fürsten in Hungarn angekommen war, so ließ er alle die Säcke, worinnen dieses Getreyde war, aufbinden; und nachdem er es hatte ausschütten lassen, so sagete er zu dem Fürsten: „Wenn Sie den Kaiser, meinen „Herrn, nicht für ihr Oberhaupt erkennen wollen, „so wird er so viele Soldaten wider Sie schicken, als „hier Körner sind.„

Der Fürst von Hungarn versprach, er wollte ihm Morgen darauf antworten; und unter der Zeit ließ er eine ungeheure Menge junge und alte Hühner zusammen bringen. Man trieb sie an den Ort, wo das Getreyde lag; und sie fraßen es alles auf. Darauf sagete der Fürst zu dem Gesandten: „Hinterbringet „eurem Herrn, was Ihr gesehen habet; und saget zu „ihm, meine Soldaten werden seine auffressen, so wie „unsere Hühner sein Korn aufgefressen haben.„

Als der türkische Kaiser diese Antwort vernommen hatte, so brachte er ein großes Heer zusammen, und schickete es nach Hungarn. Allein, der regierende Fürst darinnen hatte alle Zeit gehabt, sich zu rüsten. Man mußte durch einen engen und beschwerlichen Weg gehen, wenn man in seine Länder wollte. Diesen Weg ließ er verderben und eine so große Menge Bäume dahin werfen, daß es nicht möglich war, da hindurch zu kommen. Das Kriegesheer des türkischen Kaisers war also genöthiget, mit Schimpfe und Schande wieder zurück zu kehren, nachdem es sich recht abgemattet und doch nichts ausgerichtet hatte.

Jgfr. Schönichinn.

Nicht wahr, meine liebe Gut, dieser Kaiser war sehr schwach an Verstande? Weil er doch den Vorsatz hatte, Hungarn wegzunehmen, so hätte er es diesem

durch in die Nothwendigkeit setzet, zu arbeiten, welches mir die Gesundheit, den Schlaf, die Eßlust und die Ruhe verschaffet.

Madem. Gut:

Ich habe Ursache gehabt, daß ich Sie Ihre Sache habe vertheidigen lassen. Sie thun es so vortrefflich, daß ich mich darüber wundere. Ich will Ihnen das, was Sie gesaget haben, durch ein Beyspiel bestätigen. Ich habe einen Mann gekannt, der mein sehr naher Anverwandter war. Er hatte ein sehr gutes Temperament und war reich. Er lebete auch als ein Reicher, das ist, er ließ es sich wohl seyn, schlief die eine Hälfte seines Lebens, und brachte die andere damit zu, daß er sich vergnügete. Im drey und vierzigsten Jahre hatte er viele Anfälle von dem Schlage, und alle Jahre eine tödtliche Krankheit gehabt. Er hatte Coliken, Ekel, Unverdaulichkeit, Schlaflosigkeit. Im drey und vierzigsten Jahre, sage ich, verlor er alle sein Vermögen; und weil er eine große Familie hatte, so mußte er sich wohl entschließen, zu arbeiten. Er war verbunden, des Morgens um vier Uhr aufzustehen; er trank nur Wasser, und sah sich mehr als einmal dahin gebracht, daß er nur trocken Brodt essen mußte. Was entstund daraus? Er sah alle diese Krankheiten verschwinden; und jetzo, da er fünf und siebenzig Jahre alt ist, befindet er sich besser, als ich. Es ist gewiß, meine Fräulein, wenn man die Vergnügungen, welche der Reichthum verschaffet, mit denen, die man von der Armuth und Arbeit hat, in eine Wagschale legete, so würde man nicht einen Augenblick anstehen, zu wäh-

wählen, oder man würde sich wenigstens leicht wegen des Verlustes des Reichthumes trösten.

Fräul. Luise.

Ich bin in diesem Puncte überwunden, meine liebe Gut: aber es sind mir noch viele andere übrig. Gesetzt nun, zum Exempel, dieser armgewordene Mensch hätte mit seinen Gütern auch den Gebrauch seiner Arme und Beine verloren, und es wäre ihm unmöglich gewesen, zu arbeiten, so hätte er doch Almosen betteln müssen. Nun frage ich Sie, ist wohl ein Zustand so elend, als wenn man sein Leben von der Mildthätigkeit eines andern erwarten, der Verachtung, der Abweisung, den abschläglichen Antworten der Reichen ausgesetzet seyn muß; ist wohl ein Unglück dem gleich?

Fräul. Verständig.

Es ist ein Unglück für den Hochmuth, mein Schatz. Wenn ich aber weis, daß der Hochmuth das größte Uebel unter allen ist, und ich eine wahre Begierde habe, mich davon loszumachen; werde ich da nicht sehr bald wegen eines Zustandes getröstet seyn, der ganz geschickt ist, ihn zu zernichten? Ein Reicher wird mich verachten, weil ich ihn um ein Almosen anspreche: desto schlimmer für ihn; es ist ein großes Unglück, wenn man ein Narr ist. Er selbst muß verächtlich seyn: seine Thorheit aber kann in demjenigen nichts ändern, was ich von Natur bin. Sie nimmt mir nicht ein Körnchen von meinen guten Eigenschaften, wenn ich welche habe; und sie kann sogar dienen, mir diejenigen zu

erwerben, die mir fehlen. Wenn ich, zum Exempel billig bin, so werde ich zu mir sagen: Dieser Mensch verachtet mich, weil ich arm bin; er hat groß Unrecht. Wenn er aber wüßte, was ich für eine Sünderinn wäre, so würde er mich noch mehr verachten, und mit Rechte. Wie vielmal bin ich in meinem Leben denjenigen übel begegnet, die unter mir waren? Es ist billig, daß man mir Gleiches mit Gleichem vergilt. Ich war damals verächtlich, und man lobete mich; dieß ist eine gerechte Vergeltung.

Frl. Luise.

Ich begreife wohl, daß das wahr ist. Die Verachtung kränket mich nur bloß, weil wir Hochachtung besitzen; und wir sollten sehr froh seyn, daß wir Gelegenheit hätten, ihn zu zernichten. Allein, wenn man uns die Freundschaft unserer Aeltern und unserer Freunde entzöge?

Frl. Lucia.

Ach, meine liebe Gut! man wird von der allerempfindlichsten Sache für mich reden; ich würde gern von allen übrigen so, wie das Fräulein Verständig, gesaget haben: was wird sie aber von dieser Art von Unglücke sagen?

Fräul. Verständig.

Helfen Sie mir, meine liebe Gut, ich bin zu dem Schwersten in meinem Beweise gekommen.

Madem. Gut.

In Wahrheit, mein Schatz, ich würde mir ein Gewissen daraus machen, wenn ich Ihnen helfen wollte; Sie haben gar zu gut gesprochen, als daß sol-

solches nöthig wäre. Glauben Sie, daß dieses Unglück ohne Hülfe ist?

Fräul. Verständig.

Nein, durchaus gar nicht, meine liebe Gut. Wenn meine Aeltern und Freunde vernünftig sind, so wird es mir möglich seyn, wie ich glaube, ihnen meine Unschuld zu beweisen, und dadurch ihre Hochachtung wieder zu gewinnen.

Madem. Gut.

Und wenn sie nun nicht so vernünftig wären, und sich auf die Beweise gäben, die Sie ihnen davon beybrächten; würden sie es verdienen, daß Sie sich darum kränketen, daß Sie ihre Freundschaft verloren hätten?

Fräul. Lucia.

Nein, meine liebe Gut, ich würde mich darum nicht kränken, daß ich die Freundschaft solcher Personen verloren hätte, die ich nicht hochachten könnte, weil sie ungerecht seyn würden: nichts aber würde mich wegen ihrer Ungerechtigkeit in Ansehung ihrer selbst trösten; denn es wäre für sie das größte Uebel, und mein Herz würde von diesem Uebel derjenigen Personen ganz zerfleischet seyn, die mir lieb seyn würden.

Madem. Gut.

Sie bedenken sich nicht recht, mein Schatz. Sie sagen, Sie könnten sie nicht hochachten, und Sie glauben doch, Sie würden sie noch lieben. Das ist nicht vernünftig. Bey einer Person, die eine gesunde Vernunft hat, stirbt die Freundschaft mit der Hochachtung.

Jgfr. Zina.

Müßte man sie denn also hassen? und wenn es nun zum Beyspiele mein Vater oder meine Mutter, oder mein Mann wäre; wollten Sie mir den Rath wohl geben?

Madem. Gut.

Ich wollte Ihnen solchen auch in Ansehung des allergeringsten Menschen nicht geben. Hören Sie mich an, wenn Sie so gütig seyn wollen, und bemühen Sie sich, mich recht zu verstehen. Da uns Gott die Vernunft gegeben hat, so hat er ohne Zweifel gewollt, daß wir sie gebrauchen sollen; und weil er selbst die allerhöchste Vernunft ist, so kann er niemals etwas von uns fordern, welches ihr zuwider läuft. Alles, was schätzbar ist, ist liebenswürdig; und es ist in der Natur des Menschen, daß er es liebet. Weil wir aber überhaupt verderbt und boshaft sind, so würde die Liebe, die wir gegen einander tragen sollen, sehr schwache Gründe haben, wenn sie nicht durch die Eigenschaften unterstützet würde, die auf unsere Wahl ankommen. Gott hat also Eigenschaften in uns geleget, welche ohne unsern Willen in uns bestehen, und welche hinlänglich sind, eine billige und vernünftige Liebe bey andern Menschen zu gründen. So strafbar auch ein uns ähnliches Geschöpf seyn mag, so höret es doch nicht auf, eine Creatur zu seyn, die nach dem Ebenbilde und der Aehnlichkeit Gottes gemacht, mit dem Blute Jesu Christi erlöset und bestimmet ist, mit uns in eine ewige Seligkeit einzugehen. Es findet sich kein Mensch, welcher nicht mit diesen ehrwür-

digen

digen Titeln der Kinder Gottes und des Gegenstandes seiner Liebe bekleidet ist. Könnten wir wohl ohne Ungerechtigkeit Geschöpfe hassen, welche Gott noch liebete, und welche sich dereinst bekehren können, und alsdann die Gegenstände seines Wohlgefallens werden werden? Dieß sind die Bewegungsgründe, welche die christliche Liebe stützen; und wie Sie sehen, so kann nichts sie zernichten. Dieß ist die Art der Liebe, die wir denjenigen schuldig sind, die wir nicht hochachten können. Sie machet uns ohne Zweifel wegen ihrer Fehler empfindlich. Allein, so lebhaft auch diese Empfindung ist, so kann sie doch unsere Glückseligkeit nicht ändern; sonst müßte man sagen, die Glückseligkeit Gottes sey nicht vollkommen, und er würde, bey Erblickung der Verbrechen der Menschen, unglückselig seyn.

Frl. Lucia.

Ich gebe mich auf diese letzte Ursache, meine liebe Gut; sie ist entscheidend für mich, weil sie eine Folge von dieser ersten Wahrheit ist, es ist ein Gott.

Madem. Gut.

Alles, was das Fräulein Verständig Ihnen gesaget hat, meine lieben Fräulein, ist nur aus der Weltweisheit. Die Heyden hatten aus dem Lichte der Natur entdecket, die Armuth und andere Dinge, die man Uebel nennet, könnten uns nicht verhindern, glückselig zu seyn. Was könnten wir nicht noch als Christinnen sagen? Wenn wir von dem Evangelio reden werden, so werden wir

aus dem Munde der ewigen Weisheit das wahre Gute und Böse erkennen lernen. Leben Sie wohl, meine Fräulein. Jungfer Sophia, erinnern Sie sich, daß Sie mir versprochen haben, Sie wollen mir Ihre kleine Schwester mitbringen; ich erwarte Sie bald.

Das XVI Gespräch.

Jgfr. Sophia.

Meine liebe Gut, hier ist meine kleine Schwester Franciska. Sie wollte Ihnen gern für die Erlaubniß danken, die Sie ihr ertheilet haben, mit herzukommen. Weil sie aber noch nicht recht reden kann, so hat sie mich gebethen, ich möchte Ihnen in ihrem Namen Dank sagen.

Madem. Gut.

Umarmen Sie mich, mein liebes Kind, ich hoffe, Sie werden bald im Stande seyn, für sich selbst zu reden. Setzen Sie sich und hören recht zu.

Jgfr. Sophia.

Wir haben gestern eine ganz artige Historie gelesen; wollen Sie mir wohl erlauben, daß ich sie diesen Fräulein erzähle?

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz, Sie mögen sie uns nach den Historien aus der heiligen Schrift sagen. Sie müssen anfangen, Jungfer Schönichinn.

Jgfr.

Jgfr. Schönichinn.

Unter der Zeit, da die Jsracliten in Assyrien gefangen waren, regierete ein guter König in Juda. Er that, was dem Herrn wohlgefiel, wie David, und wandte sich nicht von dem wahren Gottesdienste. Er ließ alle die Höhen wegräumen, die Säulen zerbrechen, und die Hayne ausrotten, wo den falschen Göttern gedienet wurde; und er ließ auch die eherne Schlange entzwey schlagen, welche Mose vordem gemacht hatte; denn die Kinder Jsrael hatten ihr ebenfalls bis hieher geräuchert. Er vertrauete auf Gott; und der Herr war auch mit ihm, wenn er wider seine Feinde auszog. Er schlug die Philister, und wollte sich so gar von der Schatzung losmachen, die er dem Könige in Assyrien bezahlen mußte. Allein, der König in Assyrien, Sanherib, fiel ihm in das Land, und nahm alle seine festen Städte ein. Da schickete Hiskia zu ihm, und ließ um Verzeihung bitten; er versprach auch, er wollte ihm gern bezahlen, was er ihm auflegen würde. Das war nun eine so große Summe, daß er seinen ganzen Schatz und alles Silber und Gold aus dem Tempel dazu nehmen mußte. Damit war aber Sanherib noch nicht zufrieden, sondern wollte auch das ganze Land haben. Er suchete, die Einwohner von ihrem rechten Herrn abspänstig zu machen, und schickete dieserwegen Leute an sie, die ihnen vorstellen mußten, ihr König könnte sie ja doch nicht retten; sie sollten sich auch nicht auf den Herrn, ihren Gott, verlassen; denn der würde sie eben so wenig wider die Macht des Königes in Assyrien beschützen kön-

nen, als die andern Götter ihre Länder von seiner Hand errettet hätten. Diese gotteslästerlichen Worte wurden von seinen Bedienten überall wiederholet. Hierüber wurde Hiskia so betrübt, daß er seine Kleider zerriß, einen Sack anzog und in das Haus des Herrn gieng. Die Schmach und der Hohn, welchen Sanherib dadurch dem Herrn seinem Gotte anthat, kränketen ihn mehr, als die Furcht, sein Königreich zu verlieren. Unterdessen daß dieser fromme Herr sein Gebeth zu Gott verrichtete, schickete er zu dem Propheten Jesaia und ließ ihn um Rath fragen; denn Elisa war gestorben. Der Prophet sprach ihm einen guten Muth ein, und sagete, er sollte sich vor diesen Drohungen und Lästerungen nur nicht fürchten; der König von Assyrien sollte so gut wieder abziehen, als er gekommen wäre, und in seinem eigenen Lande erschlagen werden. Da Sanherib nun also sah, daß sich Hiskia nicht gleich ergeben wollte, so verdoppelte er seine Gotteslästerungen und schrieb so gar in einem Briefe an ihn, er sollte sich von seinem Gotte nur nicht betriegen lassen, auf den er so sehr vertrauete; er vermöchte so wenig wider die Assyrer, als der andern Völker ihre vermocht hätten. Diesen Brief trug Hiskia in das Haus des Herrn, und breitete ihn da vor Gott aus und bethete zu ihm, er möchte sie doch aus der Hand des gottlosen Sanheribs erretten und zeigen, daß er nicht so, wie die andern Götter, nur Menschenwerk, sondern allein wirklich Gott unter allen Königreichen auf Erden wäre, und

sie alle solches wirklich erkenneten. Gott erhörete auch sein Gebeth und ließ es ihm durch den Propheten Jesaia ankündigen, und zugleich melden, Sanherib sollte nicht einmal vor Jerusalem kommen und es belagern, noch einen einzigen Pfeil hineinschießen. Das geschah; denn in eben der Nacht fuhr der Würgengel aus und tödtete in Sanheribs Lager hundert und fünf und achtzig tausend Mann auf einmal. Es lag alles voller todten Leichen, als sie des Morgens aufstunden. Hieraus sah der gottlose König von Assyrien genugsam, man müsse Gottes Geduld nicht auf das Aeußerste treiben, noch seine Langmuth misbrauchen. Er brach so gleich auf, und zog mit Schimpf und Schande in sein Land zurück. Hier wurde er nun bald darauf von zweenen seiner Söhne ermordet, da er eben seinen Götzen anbethete.

Einige Zeit darnach wurde Hiskia todtkrank, und der Prophet Jesaia kam zu ihm, und sagete: Bestelle dein Haus, denn du wirst sterben, und nicht leben bleiben. Auf diese Bothschaft wendete sich der König in seinem Bette um nach der Wand zu, und weinete und bethete, Gott möchte ihn doch noch nicht von der Welt nehmen. Der Prophet war kaum aus dem königlichen Schlosse hinaus, so erhielt er von Gotte Befehl, er sollte wieder umkehren und dem Könige sagen: Der Herr, der Gott seines Vaters Davids, habe sein Gebeth angehöret, und wolle ihn wieder gesund machen; in dreyen Tagen solle er in das Haus des Herrn hinauf gehen; und Gott habe noch funfzehn Jahre zu seinem Leben hinzugethan. Hiskia aber wollte

es erst nicht glauben, sondern unterstund sich, den Propheten zu fragen, an was für einem Wunderzeichen er erkennen sollte, daß solches geschehen würde. Jesaia sagete zu ihm, er könnte wählen, ob der Schatten an dem Sonnenzeiger zehn Stufen oder Grade weiter vorwärts oder zehn Stufen wieder zurück gehen sollte. Hiskia hielt es für leicht, daß der Schatten zehn Stufen vorwärts gienge, und verlangete also, er sollte so viel Stufen hinter sich zurück gehen; und der Schatten gieng auch an des Ahas Zeiger so viel wieder hinter sich zurück. Nicht lange darnach schickete der König zu Babel Gesandte an den Hiskia, die ihm wegen seiner erlangeten Gesundheit Glück wünschen mußten. Hiskia war fröhlich und gutes Muthes mit ihnen, und zeigete ihnen aus Eitelkeit seine Schatzkammer, seine Magazine, das Zeughaus und alles, was sich nur schönes und bewundernswürdiges in seinem ganzen Lande befand. Das war kaum geschehen, so kam Jesaia und kündigte ihm zur Bestrafung seiner Eitelkeit an: Es würde die Zeit kommen, da alles das aus seinem Hause nach Babel würde geführet werden, was er diesen Leuten gewiesen und seine Vorfahren bis hieher gesammlet hätten. Es würde nichts zurückgelassen werden, uud so gar seine Kinder würden weggenommen und in dem Pallaste des Königes zu Babel gebrauchet werden. Hiskia ergab sich mit demüthiger Geduld in den Willen des Herrn und bath nur, daß zu seinen Zeiten Friede und Ruhe bleiben möchten.

Madem. Gut.

Nun, Fräulein Luise, werden Sie mich noch beschuldigen, daß ich eine gar zu strenge Sittenlehre habe, und aus solchen Dingen Sünde mache, die doch keine sind? Was war dabey Böses, daß Hiskia seine Schätze zeigete? Gewiß nichts, wenn Hiskia es aus Höflichkeit oder aus Gefälligkeit gegen die Gesandten gethan hätte. Da er aber diese an sich unschuldige Sache that, so rühmete er sich dabey, daß er so reich und so mächtig wäre; und Gott, welcher auf alle Bewegungen des Herzens seiner Freunde eifersüchtig ist, wollte diesen Fehler nicht ungestrafet lassen.

Frl. Luise.

Gott fordert von uns eine so große Reinigkeit, meine liebe Gut, daß man darüber in Verzweiflung gerathen möchte. Wie viele dergleichen Fehler werde ich nicht alle Tage begehen! Ich zeige gar zu gern meinen guten Freundinnen meine Schätze; das ist, meinen Schmuck, meinen Putz, meine Kleider und alles, was ich besitze. Ich habe eine Freude darüber, wenn man sie lobet, wenn man sie bewundert; ich würde niemals geglaubet haben, daß ich damit Gott beleidigte.

Madem. Gut.

Und vielleicht haben Sie ihn auch damit nicht beleidiget, mein Schatz. Er allein kennet Ihr Herz, und weis, wie weit Sie diesen Kleinigkeiten ergeben sind. Das Sicherste ist, daß man täglich daran arbeite, sein Herz davon leer zu machen. Fahren Sie in unsern Historien fort, Jungfer Sophia.

Jgfr. Sophia.

Nach des Hiskia Tode kam sein Sohn Manasse, auf den Thron, der nur erst zwölf Jahre alt war. Das war ein rechter gottloser Herr, und führete alles das böse Wesen wiederum ein, was sein Vater abgeschaffet hatte. Er that nach allen Gräueln der Heyden, richtete die Hayne und Höhen wieder auf, die sein Vater zerstören lassen; er bethete des Himmels Heer, Sonne, Mond und Sterne an, bauete ihnen so gar in den beyden Höfen an dem Hause des Herrn Altäre, und was noch ärger war, so setzete er selbst einen Hayngötzen in das Haus, wovon der Herr gesaget hatte, sein Namen allein sollte darinnen wohnen. Er ließ seinen Sohn, den Götzen zu Ehren, durch das Feuer gehen, gab sich mit dem Wahrsagen ab, und achtete auf das Vogelgeschrey und Zeichendeuten, hielt sich auch Wahrsager und Teufelskünstler. Kurz, er that alles, was dem Herrn übel gefiel und ihn erzürnen konnte, und verführete seine Unterthanen, daß sie ärger wurden, als die Heyden, die Gott vor den Kindern Jsrael vertilget hatte. Gott konnte es nicht länger mit ansehen, und ließ ihm durch seine Propheten das größte Unglück androhen. Aber Manasse kehrete sich daran nicht, bis endlich die Fürsten des Heeres des Königes zu Assyrien kamen, und ihn in Ketten und Banden gefangen wegführeten und nach Babel brachten, wo er in das Gefängniß geworfen wurde. Nunmehr, da er in der Angst war, gieng er in sich, demüthigte sich sehr vor dem Gotte seiner Väter, und bath und flehete ihn aufrichtig um die

Ver-

Vergebung seiner Missethat. Gott, welcher niemals ein bußfertiges Herz verwirft, so groß auch seine Gottlosigkeiten gewesen seyn mögen, vergab ihm seine Sünde und erlaubete, daß er wieder nach Jerusalem zu seinem Königreiche kam. Da erkannte Manasse, daß der Herr Gott ist; und das erste, was er that, war, daß er die fremden Götter wieder aus dem Hause des Herrn schaffete, und alle Altäre, die er gebauet hatte, wieder abbrechen ließ, und den Altar des Herrn wieder anrichtete, und darauf allein opferte. Er blieb auch Gotte getreu, so lange er lebete.

Sein Sohn Ammon kam nach ihm zur Regierung und that, wie sein Vater Manasse gethan hatte, und opferte allen Götzen und dienete ihnen. Aber er demüthigte sich nicht so vor dem Herrn, wie sich sein Vater gedemüthiget hatte, und folgete ihm in seiner Buße nicht nach; sondern machete der Schuld sehr viel. Seine Bediente macheten eine Verschwörung wider ihn und brachten ihn in seinem eigenen Hause um. Das Volk verfolgete gleichwohl seine Mörder und machete seinen Sohn Josia an seine Statt zum Könige. Er war nur erst acht Tage alt, da er auf den Thron kam, und wandelte in den Wegen seines Vorfahren Davids, und fieng schon in seiner Jugend an, den Geist desselben zu suchen und zu verehren. Er fieng an, Juda und Jerusalem von den Höhen und Haynen der Götzen zu reinigen, die Bilder und Altäre abzubrechen, und das Haus des Herrn auszubessern, welches ganz baufällig geworden war. Bey dieser Ausbesserung fand

man

man in dem Tempel das Gesetzbuch, wie es durch Mosen war geschrieben worden. Man brachte es zu dem Könige; und der ließ sich etwas daraus vorlesen. Er erschrack heftig, als er alle die Flüche hörete, welche den Uebertretern des Gesetzes gedrohet wurden, und zerriß seine Kleider und war sehr betrübt, daß sein Volk also wider die Gebothe Gottes gehandelt hatte. Er ließ es zusammen kommen und ihnen alles vorlesen, was in dem Gesetzbuche stund. Er ermahnete sie, daß sie künftig dem Herrn folgen, und alle seine Gebothe, Zeugnisse und Rechte von ganzem Herzen halten und darnach thun möchten. So lange Josia lebete, thaten sie auch darnach, und wichen nicht von dem Herrn, ihrem Gotte. Es wurde auch unter seiner Regierung ein großes Passah gehalten, dergleichen seit der Richter Zeiten und unter allen Königen in Israel und Juda nicht war gehalten worden. Nach seinem Tode aber, den er sich in einem Treffen mit dem Könige in Aegypten holete, vergaß man alles wieder, was man dem Herrn gelobet hatte. Die Juden achteten auf die Ermahnungen des Propheten Jeremia nicht, der um diese Zeit aufstund, und frageten nichts nach seinen Drohungen. Endlich war die Langmuth Gottes aus, und er war es müde, ein sündiges Volk mit Geduld zu ertragen. Er schickete den König zu Babel Nebucadnezar wider sie; der machete erstlich die Könige unterthänig, und führete viele Leute von ihnen in die Gefangenschaft. Doch weil die Könige immer wieder abfielen, und gottlos waren, so zerstörete er endlich die ganze Stadt

Jerusalem mit dem schönen Tempel. Er wurde ganz abgebrochen, und alles Erzt und Metall nebst allen goldenen und silbernen Gefäßen daraus nach Babylon geführet. Man brachte auch die vornehmsten und angesehensten aus dem Volke dahin; und über die gemeinen Leute, die im Lande blieben, wurden babylonische Befehlshaber gesetzet. Diese traurige Begebenheit geschah unter dem Könige Zedekia; und die Juden blieben in dieser babylonischen Gefangenschaft so lange, bis der König in Persien Cyrus, zur Bestrafung der Sünden Belsazers, die Stadt Babylon oder Babel eingenommen hatte.

Madem. Gut.

Hat uns die vorhergehende Historie erschrecket, meine Fräulein, so ist diese recht geschickt, uns wieder einen Muth zu machen. Man kann, wie es scheint, nicht strafbarer werden, als Manasse. So bald er indessen nur seine Verbrechen aufrichtig bereuet, so ertheilet ihm Gott nicht nur die Verzeihung, um die er ihn bittet, sondern giebt ihm auch seine Krone wieder, um die er ihn nicht bath. Gestehen Sie, meine Kinder, es ist sehr viel Vergnügen dabey, wenn man einem so gütigen und barmherzigen Herrn dienet. — Jungfer Miekchen, sagen Sie uns die Historie vom Belsazer.

Jgfr. Miekchen.

Da Nebucadnezar den Tempel zerstöret hatte, wie Sie wissen, so ließ er alle heilige Gefäße aus demselben nach Babylon bringen. Es geschah aber, daß sein Nachfolger Belsazer unter der Zeit, da diese Stadt von dem Könige in Persien Cyrus

belagert wurde, seinen Gewaltigen und Hauptleuten, oder seinen Generalen und Oberofficieren ein herrliches Gastmahl anstellete, und sich mit ihnen vollsoff. In der Trunkenheit ließ er auch diese weggenommenen goldenen und silbernen Gefäße herholen, und trank mit seinen Officieren und ihren Weibern und seinen Kebsweibern daraus. Sie macheten sich dabey recht lustig: doch in der allerbesten Lust erschrack der König Belsazer auf einmal so gewaltig, daß er ganz blaß wurde, und ihm alle Glieder an seinem ganzen Leibe zitterten. Er sah Finger, als eine Menschenhand, zum Vorscheine kommen, die in dem Saale gegen dem Leuchter über etwas auf die weiße Wand schrieben. Der König wollte gern wissen, was das für Schrift wäre, und was sie bedeutete. Er ließ alle Gelehrte, Weise und Wahrsager holen, daß sie solche lesen und ihm erklären sollten; und er versprach demjenigen die größte Ehre und Belohnung, der es könnte. Aber es konnte es keiner; denn es waren ihnen ganz fremde und unbekannte Züge. Da erschrack er noch mehr, und es wurde allen seinen Hofleuten bange, daß sie nicht wußten, was sie anfangen sollten. Die Königinn, seine Mutter, war nicht bey dem Schmause: sie erfuhr aber bald, was darauf vorgegangen und in welcher Bestürzung alles deswegen wäre. Sie begab sich also in den Saal, wo der König mit seinen Großen beysammen war, und beschämete sie wegen ihrer so großen Angst und Furcht. Damit sie aber dem Könige auch wieder etwas Muth machete, so sagete sie, es wäre ein Mann von den Juden da, der würde sagen können, was die Schrift bedeutete. Er hätte schon unter sei-

nem

nem Vater Nebucadnezar dergleichen Auslegungen gemacht, und wäre auch deswegen von ihm über alle Sternseher, Weise und Wahrsager gesetzet worden; denn er hätte viel Verstand, Einsicht und Kenntniß von allen Wissenschaften: den sollte man nur rufen lassen; er hieße Daniel; doch hätte ihn der vorige König den Namen Beltsazar gegeben. Daniel wurde also gleich zum Könige gefordert und gefraget, ob er die Schrift lesen und ausdeuten könnte, er sollte große Geschenke und Beförderung dafür haben. Daniel, schlug beydes aus und versprach, er wollte sie dem ungeachtet lesen und dem Könige auslegen. Vorher aber erinnerte er ihn an die Strafe, womit Gott seinen Vater Nebucadnezar gezüchtiget hatte. Dieser Herr war groß und mächtig, und that alles, was er wollte, unumschränkt. Da er sich aber wider Gott erhub und stolz und hochmüthig wurde, so nahm ihm Gott die Vernunft, und er wurde von den Leuten verstoßen und mußte bey den Thieren auf dem Felde leben. Er war auch nicht anders, als ein Vieh, lag unter freyem Himmel im Thaue und Regen, fraß Gras wie die Ochsen, und es wuchsen ihm Haare über den ganzen Leib, wie große Federn; und er bekam Nägel, wie Vogelklauen. In diesem elenden Zustande blieb er sieben ganzer Jahre, da ihn Gott zur Erkenntniß brachte und wieder zu Gnaden aufnahm. Nun, fuhr Daniel fort, dieß weis der König alles: er hat sich aber nicht daran gekehrt, sondern sich auch wider den Herrn des Himmels und der Erde erhaben, und mit den ihm geweiheten Gefäßen seinen Spott getrieben und ihn selbst dabey gelästert. Darum hat er diese Hand geschickt und die Schrift schreiben lassen. Sie

heißt: Mene, mene, teckel, upharsin, und eben so viel, als wenn da stünde, es ist gemessen, es ist gemessen, abgewogen und zertheilet. Die Bedeutung aber ist: Gott hat deinem Königreiche sein Ende bestimmet; er hat dich gleichsam abgewogen und zu leicht befunden, und dein Königreich daher zertheilet und den Meden und Persern gegeben. Belsazer nahm Daniels Dreustigkeit bey seiner Auslegung nicht übel, sondern ertheilete ihm die Geschenke und Ehre, die er dem Ausleger versprochen hatte. In eben der Nacht aber wurde die Stadt eingenommen, und der König Belsazer getödtet. Cyrus regierete in Babylon zugleich mit dem Könige in Meden Darius Cyaxares, welcher sein Oheim und sein Schwiegervater war.

Fräul. Charlotte.

Ich habe schon lange gewünschet, daß ich in diese Zeit hier gekommen seyn möchte; denn ich kenne die Könige Cyrus und Cyaxares aus meinem kurzen Begriffe von der Universalhistorie.

Madem. Gut.

Es ist ein wahres Vergnügen, wenn man sich in einem bekannten Lande befindet. Sehen Sie wohl den Vortheil, mein Schatz, den Sie jetzo davon haben, daß Sie gleich zu der Zeit, da Sie noch klein gewesen, etwas gelernet haben. Wenn Sie Ihre Zeit nur zum Spielen angewandt hätten; was würde Ihnen jetzo davon übrig seyn?

Frl. Maria.

Ich versichere Sie, meine liebe Gut, ich habe seit der Zeit, da ich Historien gelesen, nicht viel nach meinen Puppen gefraget; ich wollte sie gern gegen Bücher vertauschen.

Fräul. Charlotte.

Mir gefällt in dem kurzen Begriffe der Historie etwas nicht, und ich werde darüber ungeduldig. Es sind darinnen so viele Historien zu erzählen, und sie werden da doch nicht erzählet; und ich möchte sie gleichwohl gern wissen, und sterbe fast vor Begierde darnach. Meine Mama hat mir viele Bände von der Historie gegeben, die Herr Rollin gemacht hat. Sie saget, ich würde darinnen alle die Historien erzählet finden. Ich habe das Buch lesen wollen; aber, meine liebe Gut, es sind so viele Betrachtungen, Beurtheilungen und Schlachten darinnen, daß mir Zeit und Weile dabey lang werden.

Madem. Gut.

Ueberhüpfen Sie die Schlachten, mein Schatz. Wenn Sie größer seyn werden, so mögen Sie solche nachlesen; und weil Sie nicht die ganze Historie von dem Herrn Rollin haben, so will ich Ihnen alle diese Geschichte von dem Fräulein Verständig wiederholen lassen. Sie hatte sie in ihrem zehnten Jahre alle von ihrer Hand geschrieben.

Jgfr. Schönichinn.

Sie ist glücklich, daß sie so schöne Sachen weis. Wenn Sie ihr erlauben wollten, daß sie uns dasjenige erzählete, was den Cyaxares und Cyrus angeht: so würde ich Ihnen sehr verbunden seyn. Ich habe eine große Begierde, diese Herren kennen zu lernen.

Madem. Gut.

Ich bewillige es gern, mein Schatz, und es soll das nächste Mal geschehen. Heute wollen wir dasjenige zu Ende bringen, was wir von den Lacedämoniern zu sagen haben. Wir haben das letzte Mal

gesaget, des Lykurgus Absicht sey gewesen, ein Volk zu bilden, welches nicht überwunden werden, noch Eroberungen machen könnte. Fräulein Geistreich, wie machete er es, daß er verhinderte, daß die Spartaner nicht konnten überwunden werden?

Fräul. Geistreich.

Diese Fräulein werden die Gütigkeit haben, und sich erinnern, daß man zu Sparta die Kinder gewöhnete, daß sie den Schmerz nicht scheueten. Zu gleicher Zeit aber lehrete man sie auch, daß sie die Schande mehr scheueten, als den Tod. Nun würde ein Mensch, der aus einem Treffen geflohen wäre, oder sein Gewehr von sich gegeben hätte, Schimpf und Schande davon gehabt haben. Er konnte nicht mehr in den öffentlichen Sälen zugelassen werden, wo man speisete. Jedermann konnte ihn beschimpfen, ihm in das Gesicht spucken, ihn mit Kothe werfen. Man floh ihn, als wenn er die Pest gehabt hätte; und diejenigen, die mit ihm geredet hätten, würden auch als unehrlich seyn angesehen worden. Die Spartaner waren also lange Zeit unüberwindlich. Man hätte ihre Republick zerstören können, wenn man sie alle todtgeschlagen: allein, so lange auch nur ein einziger übrig geblieben wäre, so würde er sich vertheidiget haben, und die Waffen nicht haben von sich geben wollen.

Madem. Gut.

Wie machete es Lykurgus, daß er sie verhinderte, Eroberungen zu machen?

Fräul. Geistreich.

Er verboth ihnen, ihre Feinde zu verfolgen, wenn sie flöhen. Ueber dieses, meine Fräulein, so konnten

sie

sie keine Eroberungen machen, so lange sie ihre Gesetze beobachteten. Sie wissen, daß sie nur eisern Geld hatten. Wenn sie aus Lacedämon gegangen wären, welches ihr Land war; wie hätten sie für dieses Geld die zum Leben nöthigen Dinge kaufen können? Die andern Völker würden sich mit ihrem Eisen nicht haben beladen wollen.

Fräul. Charlotte.

Indessen entferneten sie sich doch zu der Zeit, da Xerxes nach Europa kam, sehr weit von ihrem Lande, mein liebes Fräulein.

Fräul. Geistreich.

Sie haben Recht; ich habe eben diese Anmerkung gemacht, wie Sie. Ich denke aber, wenn sie mit den andern Griechen zur Vertheidigung des ganzen Griechenlandes gefochten, so habe man sie mit den zum Leben nöthigen Sachen versehen.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Sie haben uns gesaget, die Sclaven hätten bey den Lacedämoniern alle Handwerke getrieben. Allein, sie konnten doch zum Exempel keine große Handlung treiben, weil sie den Sclaven so sehr übel begegneten. Es hat sehr das Anscheinen, daß diese Sclaven davon gelaufen seyn würden, wenn man ihnen die Freyheit gegeben hätte, nach andern Ländern zu gehen und da zu handeln.

Madem. Gut.

Die Spartaner hatten gar keine Handlung. Sie fanden in ihrem Lande alle zum Leben nöthige Sachen, und bedurften des Ueberflusses nicht. Wenn sie aber diese entbehrlichen Dinge auch verlanget hätten, so würde es ihnen unnütz gewesen seyn.

Die Kaufleute brachten sie ihnen vor des Lykurgus Zeiten; nach seiner Zeit aber kamen sie nicht wieder.

Jgfr. Schönichinn.

Warum das, meine liebe Gut? Hatte Lykurgus etwa verbothen, man sollte sie nicht nach Lacedämon kommen lassen?

Madem. Gut.

Er brauchete dieses Verboth nicht zu geben. Die Kaufleute führen nur Waaren von einem Orte zum andern, damit sie Geld bekommen. Zu Sparta war es nicht erlaubt, sich des Geldes zu bedienen: sie ließen es sich also nicht einfallen, wieder dahin zu kommen. Lykurgus hatte nicht allein die Handlung, sondern auch die Künste und Wissenschaften verbannet; und das machete die Tugend oder vielmehr die Sitten der Lacedämonier wild; denn wie ich Ihnen schon erkläret habe, die Künste und Wissenschaften bringen zwar den Pracht und das Wohlleben hervor, und mit denselben eingebildete Bedürfnisse: allein, eben diese Bedürfnisse verknüpfen uns mit einander und zwingen uns, daß wir uns in Ansehung derjenigen binden, die uns nützlich seyn können. — Jungfer Sophia, sagen Sie uns nun die Historie, welche Sie gelesen und wovon Sie im Anfange der Lehrstunde mit uns gesprochen haben.

Jgfr. Sophia.

Ein gewisser türkischer Kaiser wollte gern Herr von Hungarn seyn. Er schickete deswegen einen Gesandten an den Herrn, der damals darinnen regierete. Dieser Gesandte führete anstatt der Geschenke, die er hätte mitbringen sollen, eine große Menge Esel bey sich, die mit Getreyde beladen waren. Als er bey dem

Fürsten

Fürsten in Hungarn angekommen war, so ließ er alle die Säcke, worinnen dieses Getreyde war, aufbinden; und nachdem er es hatte ausschütten lassen, so sagete er zu dem Fürsten: „Wenn Sie den Kaiser, meinen „Herrn, nicht für ihr Oberhaupt erkennen wollen, „so wird er so viele Soldaten wider Sie schicken, als „hier Körner sind.„

Der Fürst von Hungarn versprach, er wollte ihm Morgen darauf antworten; und unter der Zeit ließ er eine ungeheure Menge junge und alte Hühner zusammen bringen. Man trieb sie an den Ort, wo das Getreyde lag; und sie fraßen es alles auf. Darauf sagete der Fürst zu dem Gesandten: „Hinterbringet „eurem Herrn, was Ihr gesehen habet; und saget zu „ihm, meine Soldaten werden seine auffressen, so wie „unsere Hühner sein Korn aufgefressen haben.„

Als der türkische Kaiser diese Antwort vernommen hatte, so brachte er ein großes Heer zusammen, und schickete es nach Hungarn. Allein, der regierende Fürst darinnen hatte alle Zeit gehabt, sich zu rüsten. Man mußte durch einen engen und beschwerlichen Weg gehen, wenn man in seine Länder wollte. Diesen Weg ließ er verderben und eine so große Menge Bäume dahin werfen, daß es nicht möglich war, da hindurch zu kommen. Das Kriegesheer des türkischen Kaisers war also genöthiget, mit Schimpfe und Schande wieder zurück zu kehren, nachdem es sich recht abgemattet und doch nichts ausgerichtet hatte.

Jgfr. Schönichinn.

Nicht wahr, meine liebe Gut, dieser Kaiser war sehr schwach an Verstande? Weil er doch den Vorsatz hatte, Hungarn wegzunehmen, so hätte er es diesem

Fürsten nicht erst melden und ihm Zeit geben sollen, daß er sich rüsten konnte. Wenn er auf einmal, ohne ein Wort zu sagen, gekommen wäre, so würde er den Weg nicht verderbt noch versperret gefunden haben; und sein Unternehmen würde ihm gelungen seyn.

Fräul. Verständig.

Besinnen Sie sich doch, mein Schatz; ist es wohl erlaubet, einen Fürsten anzugreifen, ohne daß man ihm vorher den Krieg angekündiget hat? Das würde etwas unanständiges gewesen seyn, und diesen Kaiser verunehret haben.

Jgfr. Schönichinn

Warum das, mein Schatz? Wenn ihm Hungarn zugehörete; konnte er da nicht das Seinige wieder nehmen, ohne etwas zu sagen? Was war Böses dabey?

Fräul. Verständig.

Er würde das Völkerrecht übertreten haben; und das ist ein großes Verbrechen wider die menschliche Gesellschaft.

Fräul. Heftig.

Was heißt das, das Völkerrecht? Ich verstehe das Wort nicht.

Madem. Gut.

Ich will es Ihnen erklären, so gut ich werde können, mein Schatz. Es ist das Recht der Natur. Als die Menschen noch ohne öffentlich geschriebene oder gegebene Gesetze lebeten, so zogen sie das Gesetz zu Rathe, welches Gott in ihr Herz geschrieben hatte, damit sie erkenneten, was Recht oder Unrecht wäre. Weil nun dieses Gesetz allen Menschen in das Herz geschrieben ist, so ist es auch allen Völkern bekannt; und man muß es überall beobachten.

Ich

Ich will Ihnen solches durch ein Beyspiel begreiflich machen.

Zwey Völker sind mit einander in einem Kriege begriffen und folglich berechtiget, ihre Feinde todt zu schlagen. Eines von diesen beyden Völkern aber wünschet, Friede zu machen; wie soll es das nun dem andern zu wissen thun, weil der Krieg alle Gemeinschaft mit einander unterbrochen hat? Diesem Uebel hat man dadurch abgeholfen, daß man ausgemacht, man könnte Leute abschicken, die man Gesandten nennet; und die Person dieser Gesandten sollte heilig seyn, das ist, man sollte ihnen nichts zu Leide thun können, ob sie gleich von dem Feinde kämen; weil sie ordentlicher Weise kommen, Friede zu machen oder zu erhalten. Das Gesetz der Natur lehret, diese Leute sollen eine vollkommene Sicherheit haben; denn sonst würde niemand sein Leben wagen, und es über sich nehmen wollen, zu dem Feinde zu gehen. Es ist also allen Völkern daran gelegen, daß ihre Person heilig sey; und das nennet man das Völkerrecht.

Eben dieses Gesetz erfordert, es sollen diese Gesandten das Vertrauen derjenigen nicht misbrauchen, welche sie annehmen; und das ist auch ein Gesetz der Natur. Ich nehme euch bey mir auf, saget eine feindliche Nation, weil ihr saget, ihr kommet mit guten Absichten zu meinem Besten. Nur unter dieser Bedingung gebe ich euch Erlaubniß, in mein Land zu kommen und darinnen sicher zu leben. Wenn ihr ein Lügner seyd, und anstatt daß ihr an dem Frieden arbeiten solltet, nur suchtet, mir Schaden zu thun, so würdet ihr mein Vertrauen misbrauchen; ihr würdet das Gesetz der Natur, das ist das Völkerrecht,

übertreten, und ich bin berechtiget, euch als einen Feind anzusehen, und eure Bestrafung von derjenigen Nation zu fordern, die euch geschickt hat.

Die Sicherheit, die Glückseligkeit der Völker hat also das Völkerecht gegründet; und die Sicherheit erfordert, daß es keiner Nation erlaubet sey, die andere anzugreifen, und es ihr nicht erst zu melden; denn sonst würde man nicht in Ruhe schlafen können, und in seinem Lande nicht in mehrer Sicherheit seyn, als in einem Gehölze mitten unter den Räubern. Wenn ein Prinz einen andern heimtückischer Weise angreifen dürfte, so könnte er aus eben dem Grunde alle andere angreifen; es würde also keine Sicherheit mehr auf der ganzen Welt seyn. Es haben sich daher alle Völker gleichsam mit einander verglichen und ein Gesetz gemacht, welches verbeut, einen Krieg anzufangen, wenn man ihn nicht vorher angekündiget hat. Diejenigen, welche dieses Gesetz aus den Augen setzen, beleidigen alle Völker dadurch, daß sie diesem gemeinen Gesetze nicht gehorsamen, das ist, daß sie das Völkerrecht übertreten. Verstehen Sie mich jetzo, mein Fräulein, und begreifen Sie wohl, warum der türkische Kaiser nicht als ein redlicher Mann den Fürsten von Hungarn angreifen konnte, wenn er ihm nicht vorher den Krieg angekündiget hätte?

Jgfr. Schönichinn.

Ja, meine liebe Gut, und ich schäme mich recht, daß ich anfänglich so übel geurtheilet habe.

Jgfr. Sophia.

Es verdrießt mich recht, daß Sie aus dem Brandenburgischen sind, meine liebe Gut; denn sonst

wollte

wollte ich Ihnen etwas sagen, was mir eben einfällt.

Madem. Gut.

Sagen Sie es immer, mein Schatz; ich erlaube es Ihnen. Vermuthlich ist es etwas wider meine Landesleute; und in diesem Falle lobe ich Ihre Wohlgezogenheit. Nichts ist unartiger, als wenn man jemanden ohne Noth Böses von seinem Vaterlande saget. Das ist eine wilde Grobheit: allein, meine liebe Freundinn, hier ist es ganz etwas anders. Wir suchen, uns zu belehren, und nicht einander zu beleidigen. Sagen Sie mir denn Ihre Gedanken frey und auch alle andere, die Ihnen einfallen werden, jedoch mit der Bedingung, daß ich die Freyheit haben darf, Ihnen zu widersprechen, wenn das, was Sie mir sagen werden, mir nicht richtig zu seyn scheinen wird. Wollen Sie das eingehen, mein Schatz?

Jgfr. Sophia.

O von ganzem Herzen, meine liebe Gut. Ich will Ihnen denn also aufrichtig meine Gedanken sagen. Es thut mir Ihrentwegen Leid, daß die Preußen das Völkerrecht übertreten haben; denn jedermann saget, sie hätten mit uns und Oestreich einen Krieg angefangen, und uns solchen doch nicht erst vorher angekündiget.

Madem. Gut.

Fast jedermann saget das in Oestreich und Sachsen: es ist aber etwas sonderbares, in dem Brandenburgischen saget und glaubet man, die Oestreicher hätten solches gethan, und den Krieg angefangen, wenn sie gleich nicht am ersten öffentlich im Felde erschienen wären.

Jgfr.

Jgfr. Sophia.

Sagen Sie mir auf Ihr Gewissen, meine liebe Gut, was glauben Sie, wer von beyden hat Recht?

Madem. Gut.

Ich versichere Sie, mein Schatz, das weis ich ganz und gar nicht. Ich will Ihnen so gar sagen, ich habe es nicht untersuchet. Dieß ist hier eine von denen Sachen, die man niemals recht sicher wissen kann, wenn man auch alle Schriften läse, die auf beyden Seiten herausgegeben worden. Denn wenn man richtig urtheilen wollte, so müßte man versichert seyn, daß alle diese Leute nichts Unwahres vorbrächten, und das Wahre nicht durch allerhand Einkleidungen verhülleten und verstelleten; und wie kann man diese Gewißheit haben? Damit ich also keine Ungerechtigkeit begehe, so habe ich die Partey ergriffen, mit meinem Urtheile zurück zu halten.

Jgfr. Schönichinn.

Weil wir doch davon reden, so muß ich Ihnen sagen, was ich schon seit langer Zeit denke. Ich sage bey mir selbst: Meine arme liebe Gut muß doch recht sehr verlegen seyn; denn kurz, Sie müssen Ihr Vaterland lieben, und folglich Ihren Landesleuten glücklichen Erfolg wünschen. Ich bin aber auch versichert, daß Sie Sachsen lieben, worinnen man Ihnen viel Gutes wünschet, und worinnen Sie so viele Schülerinnen haben, die Ihnen recht von ganzem Herzen gut sind. Es muß Ihnen also sehr nahe gehen, wenn uns etwas Uebels und ein Unglück nach dem andern begegnet. Wie machen Sie es, daß Sie das mit einander vergleichen?

Madem.

Madem. Gut.

Nichts ist leichter, mein Schatz, als das. Es ist mir lieb, daß Sie mir diese Frage gethan haben, weil mir solche Gelegenheit geben wird, Ihre eigenen Meynungen bey dergleichen Gelegenheiten ordentlich einzurichten. Ehe ich Ihnen aber darauf antworte, will ich auch meiner Seits eine Frage an Sie thun.

Sie wissen wohl nicht, mein Schatz, daß ich einen Proceß mit Ihrer lieben Mama habe. Es hat mir ein vornehmes und reiches Frauenzimmer bey ihrem Absterben einen Beutel mit tausend Thalern hinterlassen. Ihre Mama behauptet, dieser Beutel gehöre ihr. Welcher von uns beyden wünschen Sie ihn?

Jgfr. Schönichinn.

Nun, da bin ich doch recht verlegen, was ich antworten soll. Ich bin versichert, meine Mama wird nicht lügen wollen, und Sie auch eben so wenig. Sie werden mir aber indessen doch verzeihen, meine liebe Gut, ich muß meine Mama mehr lieben, als Sie: Ich wünsche also, daß sie den Beutel gewinne.

Jungfer Miekchen.

Und ich, da ich die Ehre nicht habe, die Frau geheime Kriegesräthinn zu kennen, ich wünsche, daß meine liebe Gut die tausend Thaler bekomme.

Madem. Gut.

Ich bin Ihnen sehr verbunden, mein Schatz. Wenn aber nun von ungefähr dieser Beutel mir nicht gehörete, und er hingegen der Frau geheimen Kriegesräthinn ihrer wäre: so würden Sie mir etwas sehr böses wünschen. Denn es ist nichts schlimmer, als eines andern Gut zu besitzen.

Jungfer Miekchen.

Aber, wenn dieses Geld Ihnen nicht gehörete: so würden Sie es ohne Zweifel doch auch wohl nicht haben wollen?

Madem. Gut.

Ich hoffe es, mein Schatz: aber die Sache ist so verwirrt, daß wir alle beyde glauben, wir haben Recht. Die Frau geheime Kriegesräthinn hatte einen Beutel, worinnen tausend Thaler waren, in einen Schrank geschlossen. Ich hatte in eben den Schrank dergleichen Beutel geleget. Einer von diesen Beuteln ist gestohlen worden. Die Frau geheime Kriegesräthinn saget, derjenige, welcher noch da ist, sey der ihrige, und sie kenne ihn ganz wohl. Ich glaube, ich kenne ihn ebenfalls, und er sey der meinige. Wie wollen wir hier einig werden? Das ist nicht möglich. Wir klagen; die Richter werden die Sache entscheiden.

Jgfr. Landmänninn.

Meine liebe Gut hat mit Rechte gesaget, es sey nichts schlimmer, als eines andern Gut zu besitzen. Ich wünsche also, daß sie ihren Proceß verliere, wenn der Beutel ihr nicht gehöret.

Madem. Gut.

Und Sie wünschen als eine Person, die mich wahrhaftig lieb hat. Ich liebe mein Vaterland, Jungfer Schönichinn. Weil aber nichts mehr Unglück bey sich führet, als wenn man eines andern Gut besitzt, so wünsche ich, daß die Preußen geschlagen werden, wenn ihnen das nicht gehöret, was sie verlangen.

Jgfr.

Jgfr. Schönichinn.

Nach Ihrer Rechnung müssen wir denn den Oestreichern eben das wünschen.

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz, wenn Sie es wirklich gut mit ihnen meynen. Behalten Sie es wohl, meine Kinder, nicht die Größe der Länder, die man besitzt, machet das Wohlseyn der Staaten, sondern die Gerechtigkeit des Besitzes. Das größte Unglück, welches den Königreichen, so wie den Privatpersonen, begegnen kann, ist, wenn sie ungerecht sind. Weil ich also nicht weis, welche von beyden Nationen die Gerechtigkeit auf ihrer Seite hat, so wünsche ich weder für die eine, noch für die andere etwas, und sage zu Gott: Herr, du weißt, wer Recht hat, gieb dem den Sieg. Erlaube nicht, daß es mir jemals gelinge, wenn ich unternehmen werde, meinem Nächsten Unrecht zu thun; es sey nun aus Bosheit oder aus Unwissenheit. Mache vielmehr, daß ich in meinen Anforderungen gestöret und beschämet werde. Ertheile auch diese Gnade meinem Vaterlande, meinen Anverwandten, meinen Freunden, und allen denen, deren ich mich auf eine besondere Art annehme.

Ich war Willens, meine Fräulein, Ihnen eine Historie zu erzählen: sie würde aber auf heute gar zu lang seyn. Fräulein Charlotte hat eine gemacht, die recht artig ist. Sie wird sie uns sagen; darnach wollen wir von dem nordlichen America reden, und in der Morgenlehrstunde will ich Ihnen die Historie sagen, die ich Ihnen zu erzählen versprochen habe.

Fräul. Charlotte.

Ein Kaufmann war mit seiner Frau nach Indien gegangen. Er gewann daselbst viel Geld, und nach Verlaufe einiger Jahre gieng er zu Schiffe, und wollte wieder nach Frankreich zurück kehren, wo er her war. Er hatte seine Frau und zwey Kinder bey sich, einen Knaben und ein Mägdchen. Der Knabe war vier Jahre alt und hieß Johann, das Mägdchen aber nur drey, und hieß Maria.

Als sie auf dem halben Wege waren, so entstund ein großer Sturm; und der Steuermann sagete, sie wären in großer Gefahr; denn der Wind triebe sie nach den Inseln, woselbst ihr Schiff ohne Zweifel scheitern würde. Da der arme Kaufmann das höre-te, so nahm er ein großes Brett und band seine Frau und seine beyden Kinder sehr fest darauf. Er wollte sich auch mit darauf binden: er hatte aber nicht Zeit dazu; denn das Schiff stieß auf einen Felsen, gieng entzwey, und alle diejenigen, die darinnen waren, fielen in die See. Das Brett, worauf die Frau und die beyden Kinder waren, erhielt sich auf dem Meere, wie ein kleines Schiffchen; und der Wind trieb es an eine Insel. Darauf machete die Frau die Stricke los, und gieng mit ihren Kindern weiter in diese Insel.

Das erste, was sie that, da sie sich an einem sichern Orte befand, war, daß sie auf die Knie fiel und Gotte dankete, daß er sie gerettet hatte. Indessen war sie doch sehr betrübt darüber, daß sie ihren Mann verloren hatte. Sie dachte auch, sie und ihre Kinder würden auf dieser Insel verhungern oder von den wilden Thieren gefressen werden. In diesen traurigen Gedanken gieng sie einige Zeitlang

fort,

fort, und sie wurde vieler Bäume gewahr, die voller Früchte hiengen. Sie nahm einen Stock und schmiß einige ab, die sie ihren Kindern gab, und sie aß auch selbst welche. Sie gieng darauf noch weiter und wollte sehen, ob sie nicht eine Hütte entdecken würde: sie erkannte aber, daß sie auf einer wüsten Insel wäre.

Unterwegens fand sie einen großen hohlen Baum, und sie entschloß sich, sie wollte auf diese Nacht ein Haus daraus machen. Sie schlief also mit ihren Kindern darinnen; und den andern Morgen gieng sie noch weiter in die Insel, so weit sie nur gehen konnten. Sie traf auf ihrem Wege Vogelnester an, woraus sie die Eyer nahm; und da sie sah, daß sie weder Menschen noch wilde Thiere auf der Insel fand, so nahm sie sich vor, sie wollte sich dem Willen Gottes gelassen unterwerfen, und ihr möglichstes thun, ihre Kinder gut zu erziehen.

Sie hatte eine Bibel und ein Gebethbuch in ihrer Tasche. Sie bedienete sich derselben, die Kinder daraus lesen und den lieben Gott erkennen zu lehren. Zuweilen sagete der kleine Junge zu ihr: „Meine „liebe Mama, wo ist denn mein Papa? Warum „hat er uns denn aus unserm Hause geschickt, und „warum sind wir auf diese Insel gekommen? Wird „er uns nicht wieder suchen?„

„Meine lieben Kinder, antwortete ihm die arme „Frau, mit thränenden Augen, euer Vater ist in den „Himmel gegangen: ihr habet aber einen andern „Vater; und das ist der liebe Gott. Er ist hier bey „uns, wenn ihr ihn gleich nicht sehet. Er schicket „uns die Früchte und die Eyer; und er wird so

„lange für uns sorgen, als wir ihn von ganzem „Herzen lieben und ihm dienen werden.„

Als diese beyden kleinen Kinder lesen konnten, so lasen sie mit vielem Vergnügen alles, was in ihren Büchern stund; und redeten den ganzen Tag davon. Sie waren auch sonst recht gute Kinder und ihrer Mutter sehr gehorsam.

Nach Verlaufe zweyer Jahre wurde die arme Frau krank, und sie merkete, daß sie sterben würde. Sie war wegen ihrer armen unmündigen Kinder sehr besorget und unruhig. Endlich aber dachte sie, Gott, der so gütig wäre, würde schon für sie sorgen. Sie lag in ihrem hohlen Baume und rief ihre Kinder zu sich. Sie sagete zu ihnen: „Ich werde bald sterben, meine „lieben Kinder; und da werdet ihr keine Mutter mehr „haben. Erinnert euch aber doch ja fleißig, daß ihr „nicht ganz allein seyn werdet, sondern daß der liebe „Gott alles sehen wird, was ihr thun werdet. Bethet „alle Morgen und Abend zu ihm, und unterlasset es ja „niemals. Mein lieber Johann, sorge für deine „Schwester Maria; schmähle nicht auf sie, schlag sie „auch niemals. Du bist größer und stärker, als sie: „du mußt hingehen und ihr Eyer und Obst und an„dere Früchte suchen.„ — Sie wollte auch etwas zu Marien sagen: sie hatte aber nicht Zeit dazu, sondern starb.

Diese armen Kinder verstunden nicht, was ihre Mutter ihnen sagen wollte; denn sie wußten nicht, was sterben war. Als sie todt war, so glaubeten sie, ihre Mutter schliefe; und sie wollten kein Lärm machen, damit sie solche nicht aufwecketen. Johann holete Früchte; und nachdem sie gegessen hatten, so

legeten sie sich an der Seite des Baumes nieder und schliefen ein. Den andern Morgen früh wunderten sie sich sehr, daß ihre Mutter noch schliefe, und zupfeten sie bey dem Arme, daß sie aufwachen möchte. Da sie saben, daß sie ihnen nicht antwortete, so glaubeten sie, dieselbe wäre böse auf sie und fiengen an zu weinen. Sie bathen sie um Verzeihung und versprachen ihr, sie wollten es nicht mehr thun, und sich künftig recht klug aufführen. Sie mochten aber immer bitten, die arme Frau konnte ihnen nicht antworten; denn sie war todt.

Sie blieben viele Tage lang bey ihr, bis die Leiche anfieng, zu verwesen. An einem Morgen erhob Maria ein großes Geschrey, und sagete zu ihrem Bruder: „Ach! mein lieber Johann, sieh nur, da „kommen Würmer, die unsere arme Mutter auf„fressen; wir müssen sie wegreißen, komm und hilf „mir!„ Johann gieng mit hin: aber die Leiche stank so garstig, daß sie nicht dabey bleiben konnten; und sie wurden genöthiget, sich einen andern Baum zu suchen, worinnen sie schlafen könnten.

Die beyden Kinder gehorcheten ihrer Mutter genau, und sie unterließen das Bethen zu dem lieben Gotte niemals. Sie lasen ihre Bücher so oft, daß sie solche auswendig wußten. Wenn sie solche recht gelesen hatten, so giengen sie spatzieren, oder setzeten sich auch wohl auf das Gras, und Johann sagete zu seiner Schwester: „Ich erinnere mich noch wohl, da „ich ganz klein war; da war ich an einem Orte, wo „große Häuser waren, und sehr viele Leute. Ich „hatte eine Muhme und du auch; und mein Papa „hatte viele Diener; wir hatten auch recht schöne

„Röcke. Auf einmal setzete uns Papa in ein Haus, „das auf dem Wasser gieng; und darauf band er „uns auf einmal auf ein Brett, und er ist in dem „Meere zu Grunde gegangen, und daraus niemals „wieder zurück gekommen.„

„Das ist doch recht sonderbar, antwortete Ma„ria. Doch kurz, weil das geschehen ist, so hat es „der liebe Gott so haben wollen; denn du weißt „wohl, mein lieber Bruder, er ist allmächtig.„

Johann und Maria blieben eilf Jahre lang auf diesem Eylande. Eines Tages, da sie an dem Ufer des Meeres saßen, sahen sie, in einem Schiffe, viele schwarze Menschen kommen. Anfänglich fürchtete sich Maria und wollte davon laufen: Johann aber sagete zu ihr: „Wir wollen hier bleiben, Schwester; „weißt du denn nicht, unser Vater, der liebe Gott, „ist hier, und er wird diese Leute schon abhalten, „daß sie uns nichts zu Leide thun.„

Als diese schwarzen Menschen an das Land gestiegen waren, so erstaunten sie sehr, da sie diese Kinder sahen, die von einer ganz andern Farbe waren, als sie. Sie stelleten sich rund um sie herum und redeten mit ihnen: das war aber vergebens. Der Bruder und die Schwester verstunden ihre Sprache nicht. Johann führete sie an den Ort, wo die Gebeine seiner Mutter lagen, und erzählete ihnen, wie sie auf einmal gestorben wäre: sie verstunden ihn aber eben so wenig. Endlich wiesen ihnen die Schwarzen ihr kleines Schiff und macheten ihnen Zeichen, sie sollten mit hinein steigen.

„Ich getraue es mir nicht, sagete Maria; ich „fürchte mich vor diesen Leuten.„ — Johann aber

sagete

sagete zu ihr: „Fasse nur ein Herz, mein liebes Ma„riechen, mein Vater hatte Bediente, die sahen eben „so aus, als diese Leute. Vielleicht ist er von seiner „Reise wieder gekommen, und er schicket sie her, daß „sie uns abholen sollen.„

Sie giengen also in das Schiff; und das führete sie in eine Insel, die nicht weit davon entfernet war, und worinnen lauter Wilde wohneten. Alle diese Wilden nahmen sie sehr wohl auf. Ihr König konnte sich an Marien nicht satt sehen; und er legete oftmals die Hand auf sein Herz, und wollte ihr dadurch anzeigen, daß er sie lieb hätte.

Maria und Johann hatten die Sprache dieser Wilden bald gelernet, und sie erfuhren, daß sie mit denen Völkern Krieg führeten, die in den benachbarten Inseln wohneten; daß sie ihre Gefangenen auffraßen, und daß sie einen großen garstigen Affen anbetheten, welcher viele Wilde hatte, die ihn bedienen mußten. Es that ihnen daher sehr Leid, daß sie mit gegangen waren, und unter diesen gottlosen Leuten wohnen sollten.

Indessen wollte der König Marien durchaus heurathen; die sagete aber zu ihrem Bruder: „Ich wollte lieber sterben, als dieses Menschen Frau wer„den.„ — „Das machet, weil er so garstig aussieht, „sagete Johann zu ihr; darum willst du ihn nicht „heurathen.„ — „Nein, mein lieber Bruder, antwortete sie ihm; sondern darum, weil er gottlos „ist. Siehst du denn nicht, daß er unsern Vater, „den lieben Gott, nicht kennet? Er sollte zu ihm bethen: er fällt aber dafür lieber vor dem garstigen „häßlichen Affen auf die Knie. Außerdem so saget

„uns unser Buch, man soll seinen Feinden vergeben „und ihnen Gutes thun: und du siehst doch, dieser „gottlose Mensch läßt dafür seine Gefangenen hin„richten, und frißt sie auf.„

„Es fällt mir etwas ein, sagete Johann. Wenn „wir den häßlichen Affen todt macheten, so würden sie „wohl sehen, daß er kein Gott ist.„ — „Wir wollen „es besser machen, sagete Maria; unser Buch saget, „Gott verleihe allezeit dasjenige, warum man ihn „aus gutem Herzen bittet. Wir wollen auf unsere „Knie fallen und Gott bitten, daß er selbst den Affen „tödte: alsdann wird man sich nicht an dir vergrei„fen, und dich nicht wieder sterben lassen.„

Johann fand, daß das sehr vernünftig war, was seine Schwester sagete. Sie fielen also beyde auf die Knie und sageten ganz laut: „Herr, du kannst alles, „was du willst; habe doch die Güte, wenn es dir ge„fällt, und tödte den Affen, damit diese armen Leute „erkennen, du seyst es, und nicht er, den man an„bethen müsse.„

Sie lagen noch auf den Knien, da höreten sie ein großes Geschrey erheben. Sie erkundigten sich, was dazu Anlaß gäbe? und man meldete ihnen, es hätte sich der große Affe, da er oben von einem Baume gesprungen, das Bein gebrochen, und man glaubete, er würde davon sterben. Die Wilden, welche für den großen Affen sorgeten, der nun gestorben war, und welche wie seine Priester waren, sageten zu dem Könige, Maria und ihr Bruder wären an dem Unglücke Schuld, welches geschehen wäre; und sie würden nicht eher glücklich seyn können, als bis diese beyden Weißen ihren Gott angebethet hätten. Sogleich that

man

man den Ausspruch, man wollte dem neuen Affen, den man erwählet hatte, ein Opfer bringen; die beyden Weißen sollten mit dabey seyn; und nach diesem sollte Maria ihren König heurathen; wenn sie beyde solches nicht thun wollten, so wollte man sie lebendig mit sammt ihren Büchern verbrennen, deren sie sich nur zu ihren Zaubereyen bedieneten.

Maria vernahm diesen Entschluß; und da die Priester zu ihr sageten, sie wäre es, die ihren Affen umgebracht hätte, so antwortete sie ihnen: „Wenn ich „eurem Affen das Leben genommen hätte; nicht wahr, „so müßte ich mächtiger seyn, als er? Ich würde also „recht dumm seyn, wenn ich einen anbethete, der nicht „über mir wäre. Der schwächere muß sich dem mächtigern unterwerfen; und daher würde ich viel eher „die Anbethung des Affen verdienen, als er meine. „Indessen will ich euch doch nicht betriegen; ich habe „eurem Affen nicht das Leben genommen, sondern „unser Gott, der ein Herr des Himmels und der „Erde und aller Geschöpfe ist, und ohne dessen Erlaubniß ihr mir nicht ein einziges Haar von meinem Haupte nehmen könntet.„

Diese Rede erbitterte alle Wilden. Sie banden Marien und ihren Bruder an große Klötzer, und schickten sich an, sie zu verbrennen; indem meldete man ihnen, es wäre eine große Anzahl von ihren Feinden auf der Insel ausgestiegen. Sie eileten dahin, und wollten sie zurück schlagen: sie wurden aber selbst überwunden.

Die Wilden, welche gesieget hatten, banden die beyden weißen Kinder wieder los und führeten sie in ihre Insel; da wurden sie des Königes Sclaven.

Sie arbeiteten von dem Morgen bis auf den Abend, und sageten, wir müssen, aus Liebe zu Gott, unserm Herrn treulich dienen und glauben, es sey der Herr aller Herren, dem wir dienen; denn unser Buch saget, man müsse das thun.

Indessen führeten die neuen Wilden oftmals Krieg, und fraßen ihre Gefangenen, so wie ihre Nachbarn. Eines Males bekamen sie deren eine große Anzahl; denn sie waren sehr tapfer. Unter diesen befand sich ein weißer Mann; und weil er sehr mager war, so entschlossen sich die Wilden, sie wollten ihn mästen, ehe sie ihn äßen. Sie sperreten ihn also in eine Hütte, und trugen es Marien auf, sie sollte ihm zu Essen bringen, und ihn füttern.

Weil sie wußte, daß er bald sollte gegessen werden, so hatte sie großes Mitleiden mit ihm. Sie sah ihn traurig an und sagete: „Mein Gott, mein „himmlischer Vater, erbarme dich doch seiner!„

Dieser weiße Mensch, welcher sehr erstaunt gewesen war, da er ein Mägdchen von eben der Farbe sah, wie er war, erstaunete noch mehr, als er sie seine Sprache reden und einen einzigen Gott anbethen hörete. „Wer hat euch französisch reden und den lie„ben Gott kennen gelehret?„ fragete er.

„Ich habe es nicht gewußt, wie die Sprache hieß, „die ich redete, antwortete sie; es war meiner Mutter „Sprache und sie hat sie mich gelehret. Daß ich den „lieben Gott kenne, so haben wir zwey Bücher, die „reden von ihm, und wir bethen alle Tage zu ihm.„

„Ach Himmel! rief dieser Mann, wobey er die „Augen und die Hände gen Himmel erhob, sollte „es wohl möglich seyn? — Aber, meine liebe

„Tochter,

„Tochter, könnet ihr mir wohl die Bücher weisen,
„wovon ihr mir saget?„

„Ich habe sie nicht, sagete sie zu ihm: aber ich
„will meinen Bruder holen; der verwahret sie, und
„er wird sie euch weisen.„

Sie gieng so gleich fort und kam bald darauf mit ihrem Bruder Johann wieder, der die beyden Bücher mitbrachte. Der weiße Mann machete sie hurtig mit großer Bewegung auf; und da er vorn auf dem ersten Blatte gelesen hatte: Dieses Buch gehöret Johann Maurice, so rief er: „Ach meine lieben
„Kinder! so muß ich euch denn wieder sehen! kommet, umarmet euren Vater! und könntet ihr mir
„wohl Nachricht von eurer Mutter geben?„

Johann und Maria warfen sich bey diesen Worten dem weißen Manne in die Arme und vergossen Freudenthränen. Endlich nahm Johann das Wort wieder, und sagete: „Mein Herz saget
„es mir, ihr seyd mein Vater. Indessen weis ich
„doch nicht, wie das seyn kann; denn meine Mut-
„ter hat mir gesaget, ihr wäret in dem Meere zu
„Grunde gesunken; und ich weis jetzo, es ist nicht
„möglich, daß man daselbst leben und wieder her-
„auskommen kann.„

„Ich bin wirklich ins Meer gesunken, erwie-
„derte dieser Mann, als unser Schiff entzwey gieng:
„ich ergriff aber noch ein Brett und kam glücklich
„damit in eine Insel. Ich glaubete, ihr wäret
„verloren gegangen.„

Darauf sagete ihm Johann alles, worauf er sich besinnen konnte; und der weiße Mann weinete sehr, als er den Tod seiner armen Frau vernahm.

nahm. Maria weinete auch sehr: allein, das geschah aus einer andern Ursache. „Ach! rief sie, „wozu dienet es, daß wir unsern Vater wieder gefunden haben, weil er in wenig Tagen soll geschlachtet und gegessen werden?

„Wir müssen seine Bande losmachen, sagete „Johann, und alsdann alle drey in den Wald „flüchten.„

„Und was wollen wir darinnen machen, meine „armen Kinder? sagete Johann Maurice. Die „Wilden werden uns wieder erhaschen, oder wir „werden auch vor Hunger sterben müssen.„

„Lasset mich nur machen, sagete Maria; ich „weis ein unfehlbares Mittel, euch zu retten.„

Sie gieng nach diesen Worten hinweg, und begab sich zu dem Könige. Als sie in seine Cabane oder Hütte kam, so warf sie sich ihm zu Füßen und sagete zu ihm: „Herr, ich habe mir eine große „Gnade von euch auszubitten; wollet ihr mir „wohl versprechen, daß ihr sie mir bewilligen „wollet?„

„Ich schwöre es dir zu, sagete der König; „denn ich bin mit deinem Dienste sehr wohl „zufrieden.„

„Nun wohl, sagete Maria zu ihm: ihr sollet „wissen, daß der weiße Mann, für den ihr mir zu „sorgen aufgetragen habet, mein Vater ist, und „auch Johanns seiner. Ihr habet beschlossen, „ihr wollet ihn essen; und ich komme her, und will „euch vorstellen, er ist alt und mager und wird „also nicht recht gut seyn; ich hingegen bin jung „und fett: ich hoffe also, ihr werdet mich lieber

„für

„für ihn essen wollen. Ich bitte euch nur um „acht Tage Aufschub, damit ich das Vergnügen „habe, daß ich ihn vorher noch recht sprechen kann, „ehe ich sterbe.„

„In Wahrheit, sagete der König zu ihr, du bist „ein so gutes Mägdchen, daß ich um alles in der „Welt willen dich nicht wollte tödten lassen. Du „sollst leben bleiben, und dein Vater auch. Ich „melde dir noch, es kömmt alle Jahre ein Schiff „mit weißen Menschen hieher, denen wir unsere Ge„fangene verkaufen. Es wird bald ankommen, „und ich will euch dreyen die Erlaubniß geben, daß „ihr damit fortgehen könnet.„

Maria dankete dem Könige sehr; und in ihrem Herzen dankete sie dem lieben Gotte, der es ihm eingegeben, daß er Mitleiden mit ihr hatte. Sie lief zu ihrem Vater und hinterbrachte ihm diese gute Zeitung; und einige Tage darnach kam das Schiff an, wovon ihr der schwarze König gesaget hatte. Sie gieng mit ihrem Vater und ihrem Bruder auf demselben aus dieser Insel weg; und sie ländeten an einer andern großen Insel, die von Spaniern bewohnet wurde.

Da der Statthalter dieser Insel Mariens Geschichte erfahren hatte, so sagete er bey sich selbst: „Dieses Mägdchen hat nicht einen Dreyer „und ist sehr von der Sonne verbrannt: sie ist „aber so fromm und tugendhaft, daß sie ihren „Mann viel glücklicher wird machen können, als „wenn sie reich und schön wäre.„ — Er hielt also bey Mariens Vater an, er möchte ihm seine

Tochter

Tochter zur Gemahlinn geben. Johann Maurice bewilligte ihm solche. Der Statthalter vermählete sich also mit ihr, und gab eine von seinen Anverwandtinnen ihrem Bruder Johann zur Gemahlinn, so daß sie also zusammen sehr glücklich in dieser Insel lebeten. Sie bewunderten die Weisheit der göttlichen Vorsehung, welche nur erlaubet hatte, daß Maria eine Sclavinn geworden war, damit sie ihr die Gelegenheit gäbe, ihrem Vater das Leben zu retten.

Madem. Gut.

Ich versichere Sie, meine liebe Charlotte, diese kleine Erzählung hat mich recht eingenommen. Was denken Sie davon, Fräulein Lucia?

Fräul. Lucia.

Mich dünket, es sey kein einziger Umstand vergebens darinnen, und alles sey geschickt, das Vertrauen gegen Gott, und die Liebe zu seinen Pflichten zu erwecken. Sie hat auch das Mittel gefunden, uns für diese beyden unschuldigen Personen einzunehmen. Ich glaube, das ist alles, was man in einer Erzählung wünschen kann.

Madem. Gut.

Ja, meine Fräulein. Fräulein Lucia hat sehr scharfsinnig alle die Eigenschaften zusammen genommen, welche zu einer Erdichtung, das ist zu Fabeln und Erzählungen, nöthig sind. Behalten Sie es wohl, meine Fräulein, ich ermahne Sie, ahmen Sie dem Fräulein Charlotte hübsch nach, und setzen Sie etwas auf. Das wird ihre Schreibart bilden, und sie angewöhnen, ihre Ge-

danken

danken mit einiger Ordnung schriftlich aufzusetzen. Erinnern Sie sich aber, Sie müssen zugleich unterrichten und belustigen, wenn Sie etwas gutes machen wollen. Diejenigen von Ihnen, meine Fräulein, welche keine kleine Historien werden aufsetzen können, müssen Briefe schreiben. Nichts ist alberner bey einem Frauenzimmer, als wenn es nicht weis, wie es sich auf dem Papiere gehörig ausdrücken soll; und damit man solches leicht thun könne, so muß man sich von seiner Jugend auf dazu gewöhnen. — Unsere Lehrstunde hat heute so lange gewähret, daß wir die Erdbeschreibung bis auf ein ander Mal aussetzen müssen.

Frl. Luise.

Ich werde es nicht vergessen, daß Sie uns eine Historie versprochen haben, wodurch Sie uns erweisen wollen, es sey nicht möglich, daß man die Redlichkeit ohne die Religion behalte.

Madem. Gut.

Wir wollen damit die Morgenlehrstunde anfangen. Bemerken Sie indessen gleichwohl, mein Fräulein, es könne von ungefähr geschehen, daß eine Person, die keine Religion hat, die Redlichkeit behält. Wir lieben von Natur die Tugend; und sogar diejenigen thun es, sage ich, die solche am wenigsten ausüben. Die unordentliche Liebe aber, die wir gegen uns selbst haben, beweget uns, daß wir uns so oft davon entfernen, als wir es für nöthig zu seyn erachten, um unsern verderbten Neigungen zu willfahren. Nun können sich solche Umstände eräugen, welche machen werden, daß ein

Mensch

Mensch nicht nöthig haben wird, böse Thaten zu begehen, damit er seinen Neigungen willfahre. Alsdann behält er die Redlichkeit, weil er keinen Nutzen davon hat, solche aufzugeben; und man ist nicht umsonst, das ist für nichts, boshaft. Setzen Sie diesen ehrlichen Mann in andere Umstände, gute Nacht Tugend! Er wird sie nicht, zum Nachtheile des Bestens seiner Leidenschaften, erhalten. Die Geschichte, die ich Ihnen versprochen habe, wird es beweisen, und sie wird Ihnen zu gleicher Zeit zeigen: wenn nichts, als die Religion, eine unveränderliche Redlichkeit hervorbringen könne, so könne auch gleichfalls nichts anders, als sie, eine vollkommene Glückseligkeit verschaffen, die von den verschiedenen Zufällen des Lebens nicht abhängt.

Ende des zweyten Theiles.

übertreten, und ich bin berechtiget, euch als einen Feind anzusehen, und eure Bestrafung von derjenigen Nation zu fordern, die euch geschickt hat.

Die Sicherheit, die Glückseligkeit der Völker hat also das Völkerecht gegründet; und die Sicherheit erfordert, daß es keiner Nation erlaubet sey, die andere anzugreifen, und es ihr nicht erst zu melden; denn sonst würde man nicht in Ruhe schlafen können, und in seinem Lande nicht in mehrer Sicherheit seyn, als in einem Gehölze mitten unter den Räubern. Wenn ein Prinz einen andern heimtückischer Weise angreifen dürfte, so könnte er aus eben dem Grunde alle andere angreifen; es würde also keine Sicherheit mehr auf der ganzen Welt seyn. Es haben sich daher alle Völker gleichsam mit einander verglichen und ein Gesetz gemacht, welches verbeut, einen Krieg anzufangen, wenn man ihn nicht vorher angekündiget hat. Diejenigen, welche dieses Gesetz aus den Augen setzen, beleidigen alle Völker dadurch, daß sie diesem gemeinen Gesetze nicht gehorsamen, das ist, daß sie das Völkerrecht übertreten. Verstehen Sie mich jetzo, mein Fräulein, und begreifen Sie wohl, warum der türkische Kaiser nicht als ein redlicher Mann den Fürsten von Hungarn angreifen konnte, wenn er ihm nicht vorher den Krieg angekündiget hätte?

Jgfr. Schönichinn.

Ja, meine liebe Gut, und ich schäme mich recht, daß ich anfänglich so übel geurtheilet habe.

Jgfr. Sophia.

Es verdrießt mich recht, daß Sie aus dem Brandenburgischen sind, meine liebe Gut; denn sonst

wollte

wollte ich Ihnen etwas sagen, was mir eben einfällt.

Madem. Gut.

Sagen Sie es immer, mein Schatz; ich erlaube es Ihnen. Vermuthlich ist es etwas wider meine Landesleute; und in diesem Falle lobe ich Ihre Wohlgezogenheit. Nichts ist unartiger, als wenn man jemanden ohne Noth Böses von seinem Vaterlande saget. Das ist eine wilde Grobheit: allein, meine liebe Freundinn, hier ist es ganz etwas anders. Wir suchen, uns zu belehren, und nicht einander zu beleidigen. Sagen Sie mir denn Ihre Gedanken frey und auch alle andere, die Ihnen einfallen werden, jedoch mit der Bedingung, daß ich die Freyheit haben darf, Ihnen zu widersprechen, wenn das, was Sie mir sagen werden, mir nicht richtig zu seyn scheinen wird. Wollen Sie das eingehen, mein Schatz?

Jgfr. Sophia.

O von ganzem Herzen, meine liebe Gut. Ich will Ihnen denn also aufrichtig meine Gedanken sagen. Es thut mir Ihrentwegen Leid, daß die Preußen das Völkerrecht übertreten haben; denn jedermann saget, sie hätten mit uns und Oestreich einen Krieg angefangen, und uns solchen doch nicht erst vorher angekündiget.

Madem. Gut.

Fast jedermann saget das in Oestreich und Sachsen: es ist aber etwas sonderbares, in dem Brandenburgischen saget und glaubet man, die Oestreicher hätten solches gethan, und den Krieg angefangen, wenn sie gleich nicht am ersten öffentlich im Felde erschienen wären.

Jgfr.

Jgfr. Sophia.

Sagen Sie mir auf Ihr Gewissen, meine liebe Gut, was glauben Sie, wer von beyden hat Recht?

Madem. Gut.

Ich versichere Sie, mein Schatz, das weis ich ganz und gar nicht. Ich will Ihnen so gar sagen, ich habe es nicht untersuchet. Dieß ist hier eine von denen Sachen, die man niemals recht sicher wissen kann, wenn man auch alle Schriften läse, die auf beyden Seiten herausgegeben worden. Denn wenn man richtig urtheilen wollte, so müßte man versichert seyn, daß alle diese Leute nichts Unwahres vorbrächten, und das Wahre nicht durch allerhand Einkleidungen verhülleten und verstelleten; und wie kann man diese Gewißheit haben? Damit ich also keine Ungerechtigkeit begehe, so habe ich die Partey ergriffen, mit meinem Urtheile zurück zu halten.

Jgfr. Schönichinn.

Weil wir doch davon reden, so muß ich Ihnen sagen, was ich schon seit langer Zeit denke. Ich sage bey mir selbst: Meine arme liebe Gut muß doch recht sehr verlegen seyn; denn kurz, Sie müssen Ihr Vaterland lieben, und folglich Ihren Landesleuten glücklichen Erfolg wünschen. Ich bin aber auch versichert, daß Sie Sachsen lieben, worinnen man Ihnen viel Gutes wünschet, und worinnen Sie so viele Schülerinnen haben, die Ihnen recht von ganzem Herzen gut sind. Es muß Ihnen also sehr nahe gehen, wenn uns etwas Uebels und ein Unglück nach dem andern begegnet. Wie machen Sie es, daß Sie das mit einander vergleichen?

Madem.

Madem. Gut.

Nichts ist leichter, mein Schatz, als das. Es ist mir lieb, daß Sie mir diese Frage gethan haben, weil mir solche Gelegenheit geben wird, Ihre eigenen Meynungen bey dergleichen Gelegenheiten ordentlich einzurichten. Ehe ich Ihnen aber darauf antworte, will ich auch meiner Seits eine Frage an Sie thun.

Sie wissen wohl nicht, mein Schatz, daß ich einen Proceß mit Ihrer lieben Mama habe. Es hat mir ein vornehmes und reiches Frauenzimmer bey ihrem Absterben einen Beutel mit tausend Thalern hinterlassen. Ihre Mama behauptet, dieser Beutel gehöre ihr. Welcher von uns beyden wünschen Sie ihn?

Jgfr. Schönichinn.

Nun, da bin ich doch recht verlegen, was ich antworten soll. Ich bin versichert, meine Mama wird nicht lügen wollen, und Sie auch eben so wenig. Sie werden mir aber indessen doch verzeihen, meine liebe Gut, ich muß meine Mama mehr lieben, als Sie: Ich wünsche also, daß sie den Beutel gewinne.

Jungfer Miekchen.

Und ich, da ich die Ehre nicht habe, die Frau geheime Kriegesräthinn zu kennen, ich wünsche, daß meine liebe Gut die tausend Thaler bekomme.

Madem. Gut.

Ich bin Ihnen sehr verbunden, mein Schatz. Wenn aber nun von ungefähr dieser Beutel mir nicht gehörete, und er hingegen der Frau geheimen Kriegesräthinn ihrer wäre: so würden Sie mir etwas sehr böses wünschen. Denn es ist nichts schlimmer, als eines andern Gut zu besitzen.

Jungfer Miekchen.

Aber, wenn dieses Geld Ihnen nicht gehörete: so würden Sie es ohne Zweifel doch auch wohl nicht haben wollen?

Madem. Gut.

Ich hoffe es, mein Schatz: aber die Sache ist so verwirrt, daß wir alle beyde glauben, wir haben Recht. Die Frau geheime Kriegesräthinn hatte einen Beutel, worinnen tausend Thaler waren, in einen Schrank geschlossen. Ich hatte in eben den Schrank dergleichen Beutel geleget. Einer von diesen Beuteln ist gestohlen worden. Die Frau geheime Kriegesräthinn saget, derjenige, welcher noch da ist, sey der ihrige, und sie kenne ihn ganz wohl. Ich glaube, ich kenne ihn ebenfalls, und er sey der meinige. Wie wollen wir hier einig werden? Das ist nicht möglich. Wir klagen; die Richter werden die Sache entscheiden.

Jgfr. Landmänninn.

Meine liebe Gut hat mit Rechte gesaget, es sey nichts schlimmer, als eines andern Gut zu besitzen. Ich wünsche also, daß sie ihren Proceß verliere, wenn der Beutel ihr nicht gehöret.

Madem. Gut.

Und Sie wünschen als eine Person, die mich wahrhaftig lieb hat. Ich liebe mein Vaterland, Jungfer Schönichinn. Weil aber nichts mehr Unglück bey sich führet, als wenn man eines andern Gut besitzt, so wünsche ich, daß die Preußen geschlagen werden, wenn ihnen das nicht gehöret, was sie verlangen.

Jgfr.

Jgfr. Schönichinn.

Nach Ihrer Rechnung müssen wir denn den Oestreichern eben das wünschen.

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz, wenn Sie es wirklich gut mit ihnen meynen. Behalten Sie es wohl, meine Kinder, nicht die Größe der Länder, die man besitzt, machet das Wohlseyn der Staaten, sondern die Gerechtigkeit des Besitzes. Das größte Unglück, welches den Königreichen, so wie den Privatpersonen, begegnen kann, ist, wenn sie ungerecht sind. Weil ich also nicht weis, welche von beyden Nationen die Gerechtigkeit auf ihrer Seite hat, so wünsche ich weder für die eine, noch für die andere etwas, und sage zu Gott: Herr, du weißt, wer Recht hat, gieb dem den Sieg. Erlaube nicht, daß es mir jemals gelinge, wenn ich unternehmen werde, meinem Nächsten Unrecht zu thun; es sey nun aus Bosheit oder aus Unwissenheit. Mache vielmehr, daß ich in meinen Anforderungen gestöret und beschämet werde. Ertheile auch diese Gnade meinem Vaterlande, meinen Anverwandten, meinen Freunden, und allen denen, deren ich mich auf eine besondere Art annehme.

Ich war Willens, meine Fräulein, Ihnen eine Historie zu erzählen: sie würde aber auf heute gar zu lang seyn. Fräulein Charlotte hat eine gemacht, die recht artig ist. Sie wird sie uns sagen; darnach wollen wir von dem nordlichen America reden, und in der Morgenlehrstunde will ich Ihnen die Historie sagen, die ich Ihnen zu erzählen versprochen habe.

Fräul. Charlotte.

Ein Kaufmann war mit seiner Frau nach Indien gegangen. Er gewann daselbst viel Geld, und nach Verlaufe einiger Jahre gieng er zu Schiffe, und wollte wieder nach Frankreich zurück kehren, wo er her war. Er hatte seine Frau und zwey Kinder bey sich, einen Knaben und ein Mägdchen. Der Knabe war vier Jahre alt und hieß Johann, das Mägdchen aber nur drey, und hieß Maria.

Als sie auf dem halben Wege waren, so entstund ein großer Sturm; und der Steuermann sagete, sie wären in großer Gefahr; denn der Wind triebe sie nach den Inseln, woselbst ihr Schiff ohne Zweifel scheitern würde. Da der arme Kaufmann das höre-te, so nahm er ein großes Brett und band seine Frau und seine beyden Kinder sehr fest darauf. Er wollte sich auch mit darauf binden: er hatte aber nicht Zeit dazu; denn das Schiff stieß auf einen Felsen, gieng entzwey, und alle diejenigen, die darinnen waren, fielen in die See. Das Brett, worauf die Frau und die beyden Kinder waren, erhielt sich auf dem Meere, wie ein kleines Schiffchen; und der Wind trieb es an eine Insel. Darauf machete die Frau die Stricke los, und gieng mit ihren Kindern weiter in diese Insel.

Das erste, was sie that, da sie sich an einem sichern Orte befand, war, daß sie auf die Knie fiel und Gotte dankete, daß er sie gerettet hatte. Indessen war sie doch sehr betrübt darüber, daß sie ihren Mann verloren hatte. Sie dachte auch, sie und ihre Kinder würden auf dieser Insel verhungern oder von den wilden Thieren gefressen werden. In diesen traurigen Gedanken gieng sie einige Zeitlang

fort, und sie wurde vieler Bäume gewahr, die voller Früchte hiengen. Sie nahm einen Stock und schmiß einige ab, die sie ihren Kindern gab, und sie aß auch selbst welche. Sie gieng darauf noch weiter und wollte sehen, ob sie nicht eine Hütte entdecken würde: sie erkannte aber, daß sie auf einer wüsten Insel wäre.

Unterwegens fand sie einen großen hohlen Baum, und sie entschloß sich, sie wollte auf diese Nacht ein Haus daraus machen. Sie schlief also mit ihren Kindern darinnen; und den andern Morgen gieng sie noch weiter in die Insel, so weit sie nur gehen konnten. Sie traf auf ihrem Wege Vogelnester an, woraus sie die Eyer nahm; und da sie sah, daß sie weder Menschen noch wilde Thiere auf der Insel fand, so nahm sie sich vor, sie wollte sich dem Willen Gottes gelassen unterwerfen, und ihr möglichstes thun, ihre Kinder gut zu erziehen.

Sie hatte eine Bibel und ein Gebethbuch in ihrer Tasche. Sie bedienete sich derselben, die Kinder daraus lesen und den lieben Gott erkennen zu lehren. Zuweilen sagete der kleine Junge zu ihr: „Meine „liebe Mama, wo ist denn mein Papa? Warum „hat er uns denn aus unserm Hause geschickt, und „warum sind wir auf diese Insel gekommen? Wird „er uns nicht wieder suchen?„

„Meine lieben Kinder, antwortete ihm die arme „Frau, mit thränenden Augen, euer Vater ist in den „Himmel gegangen: ihr habet aber einen andern „Vater; und das ist der liebe Gott. Er ist hier bey „uns, wenn ihr ihn gleich nicht sehet. Er schicket „uns die Früchte und die Eyer; und er wird so

„lange für uns sorgen, als wir ihn von ganzem „Herzen lieben und ihm dienen werden.„

Als diese beyden kleinen Kinder lesen konnten, so lasen sie mit vielem Vergnügen alles, was in ihren Büchern stund; und redeten den ganzen Tag davon. Sie waren auch sonst recht gute Kinder und ihrer Mutter sehr gehorsam.

Nach Verlaufe zweyer Jahre wurde die arme Frau krank, und sie merkete, daß sie sterben würde. Sie war wegen ihrer armen unmündigen Kinder sehr besorget und unruhig. Endlich aber dachte sie, Gott, der so gütig wäre, würde schon für sie sorgen. Sie lag in ihrem hohlen Baume und rief ihre Kinder zu sich. Sie sagete zu ihnen: „Ich werde bald sterben, meine „lieben Kinder; und da werdet ihr keine Mutter mehr „haben. Erinnert euch aber doch ja fleißig, daß ihr „nicht ganz allein seyn werdet, sondern daß der liebe „Gott alles sehen wird, was ihr thun werdet. Bethet „alle Morgen und Abend zu ihm, und unterlasset es ja „niemals. Mein lieber Johann, sorge für deine „Schwester Maria; schmähle nicht auf sie, schlag sie „auch niemals. Du bist größer und stärker, als sie: „du mußt hingehen und ihr Eyer und Obst und an„dere Früchte suchen.„ — Sie wollte auch etwas zu Marien sagen: sie hatte aber nicht Zeit dazu, sondern starb.

Diese armen Kinder verstunden nicht, was ihre Mutter ihnen sagen wollte; denn sie wußten nicht, was sterben war. Als sie todt war, so glaubeten sie, ihre Mutter schliefe; und sie wollten kein Lärm machen, damit sie solche nicht aufwecketen. Johann holete Früchte; und nachdem sie gegessen hatten, so

legeten sie sich an der Seite des Baumes nieder und schliefen ein. Den andern Morgen früh wunderten sie sich sehr, daß ihre Mutter noch schliefe, und zupfeten sie bey dem Arme, daß sie aufwachen möchte. Da sie saben, daß sie ihnen nicht antwortete, so glaubeten sie, dieselbe wäre böse auf sie und fiengen an zu weinen. Sie bathen sie um Verzeihung und versprachen ihr, sie wollten es nicht mehr thun, und sich künftig recht klug aufführen. Sie mochten aber immer bitten, die arme Frau konnte ihnen nicht antworten; denn sie war todt.

Sie blieben viele Tage lang bey ihr, bis die Leiche anfieng, zu verwesen. An einem Morgen erhob Maria ein großes Geschrey, und sagete zu ihrem Bruder: „Ach! mein lieber Johann, sieh nur, da „kommen Würmer, die unsere arme Mutter auf„fressen; wir wüssen sie wegreißen, komm und hilf „mir!„ Johann gieng mit hin: aber die Leiche stank so garstig, daß sie nicht dabey bleiben konnten; und sie wurden genöthiget, sich einen andern Baum zu suchen, worinnen sie schlafen könnten.

Die beyden Kinder gehorcheten ihrer Mutter genau, und sie unterließen das Bethen zu dem lieben Gotte niemals. Sie lasen ihre Bücher so oft, daß sie solche auswendig wußten. Wenn sie solche recht gelesen hatten, so giengen sie spatzieren, oder setzeten sich auch wohl auf das Gras, und Johann sagete zu seiner Schwester: „Ich erinnere mich noch wohl, da „ich ganz klein war; da war ich an einem Orte, wo „große Häuser waren, und sehr viele Leute. Ich „hatte eine Muhme und du auch; und mein Papa „hatte viele Diener; wir hatten auch recht schöne

„Röcke. Auf einmal setzete uns Papa in ein Haus, „das auf dem Wasser gieng; und darauf band er „uns auf einmal auf ein Brett, und er ist in dem „Meere zu Grunde gegangen, und daraus niemals „wieder zurück gekommen.„

„Das ist doch recht sonderbar, antwortete Ma„ria. Doch kurz, weil das geschehen ist, so hat es „der liebe Gott so haben wollen; denn du weißt „wohl, mein lieber Bruder, er ist allmächtig.„

Johann und Maria blieben eilf Jahre lang auf diesem Eylande. Eines Tages, da sie an dem Ufer des Meeres saßen, sahen sie, in einem Schiffe, viele schwarze Menschen kommen. Anfänglich fürchtete sich Maria und wollte davon laufen: Johann aber sagete zu ihr: „Wir wollen hier bleiben, Schwester; „weißt du denn nicht, unser Vater, der liebe Gott, „ist hier, und er wird diese Leute schon abhalten, „daß sie uns nichts zu Leide thun.„

Als diese schwarzen Menschen an das Land gestiegen waren, so erstaunten sie sehr, da sie diese Kinder sahen, die von einer ganz andern Farbe waren, als sie. Sie stelleten sich rund um sie herum und redeten mit ihnen: das war aber vergebens. Der Bruder und die Schwester verstunden ihre Sprache nicht. Johann führete sie an den Ort, wo die Gebeine seiner Mutter lagen, und erzählete ihnen, wie sie auf einmal gestorben wäre: sie verstunden ihn aber eben so wenig. Endlich wiesen ihnen die Schwarzen ihr kleines Schiff und macheten ihnen Zeichen, sie sollten mit hinein steigen.

„Ich getraue es mir nicht, sagete Maria; ich „fürchte mich vor diesen Leuten.„ — Johann aber

sagete

sagete zu ihr: „Fasse nur ein Herz, mein liebes Ma-
„riechen, mein Vater hatte Bediente, die sahen eben
„so aus, als diese Leute. Vielleicht ist er von seiner
„Reise wieder gekommen, und er schicket sie her, daß
„sie uns abholen sollen.„

Sie giengen also in das Schiff; und das führete sie in eine Insel, die nicht weit davon entfernet war, und worinnen lauter Wilde wohneten. Alle diese Wilden nahmen sie sehr wohl auf. Ihr König konnte sich an Marien nicht satt sehen; und er legete oftmals die Hand auf sein Herz, und wollte ihr dadurch anzeigen, daß er sie lieb hätte.

Maria und Johann hatten die Sprache dieser Wilden bald gelernet, und sie erfuhren, daß sie mit denen Völkern Krieg führeten, die in den benachbarten Inseln wohneten; daß sie ihre Gefangenen auffraßen, und daß sie einen großen garstigen Affen anbetheten, welcher viele Wilde hatte, die ihn bedienen mußten. Es that ihnen daher sehr Leid, daß sie mit gegangen waren, und unter diesen gottlosen Leuten wohnen sollten.

Indessen wollte der König Marien durchaus heurathen; die sagete aber zu ihrem Bruder: „Ich wollte lieber sterben, als dieses Menschen Frau wer-
„den.„ — „Das machet, weil er so garstig aussieht,
„sagete Johann zu ihr; darum willst du ihn nicht
„heurathen.„ — „Nein, mein lieber Bruder, ant-
„wortete sie ihm; sondern darum, weil er gottlos
„ist. Siehst du denn nicht, daß er unsern Vater,
„den lieben Gott, nicht kennet? Er sollte zu ihm be-
„then: er fällt aber dafür lieber vor dem garstigen
„häßlichen Affen auf die Knie. Außerdem so saget

„uns unser Buch, man soll seinen Feinden vergeben „und ihnen Gutes thun: und du siehst doch, dieser „gottlose Mensch läßt dafür seine Gefangenen hin„richten, und frißt sie auf.„

„Es fällt mir etwas ein, sagete Johann. Wenn „wir den häßlichen Affen todt macheten, so würden sie „wohl sehen, daß er kein Gott ist.„ — „Wir wollen „es besser machen, sagete Maria; unser Buch saget, „Gott verleihe allezeit dasjenige, warum man ihn „aus gutem Herzen bittet. Wir wollen auf unsere „Knie fallen und Gott bitten, daß er selbst den Affen „tödte: alsdann wird man sich nicht an dir vergrei„fen, und dich nicht wieder sterben lassen.„

Johann fand, daß das sehr vernünftig war, was seine Schwester sagete. Sie fielen also beyde auf die Knie und sageten ganz laut: „Herr, du kannst alles, „was du willst; habe doch die Güte, wenn es dir ge„fällt, und tödte den Affen, damit diese armen Leute „erkennen, du seyst es, und nicht er, den man an„bethen müsse.„

Sie lagen noch auf den Knien, da höreten sie ein großes Geschrey erheben. Sie erkundigten sich, was dazu Anlaß gäbe? und man meldete ihnen, es hätte sich der große Affe, da er oben von einem Baume gesprungen, das Bein gebrochen, und man glaubete, er würde davon sterben. Die Wilden, welche für den großen Affen sorgeten, der nun gestorben war, und welche wie seine Priester waren, sageten zu dem Könige, Maria und ihr Bruder wären an dem Unglücke Schuld, welches geschehen wäre; und sie würden nicht eher glücklich seyn können, als bis diese beyden Weißen ihren Gott angebethet hätten. Sogleich that

man

man den Ausspruch, man wollte dem neuen Affen, den man erwählet hatte, ein Opfer bringen; die beyden Weißen sollten mit dabey seyn; und nach diesem sollte Maria ihren König heurathen; wenn sie beyde solches nicht thun wollten, so wollte man sie lebendig mit sammt ihren Büchern verbrennen, deren sie sich nur zu ihren Zaubereyen bedieneten.

Maria vernahm diesen Entschluß; und da die Priester zu ihr sageten, sie wäre es, die ihren Affen umgebracht hätte, so antwortete sie ihnen: „Wenn ich „eurem Affen das Leben genommen hätte; nicht wahr, „so müßte ich mächtiger seyn, als er? Ich würde also „recht dumm seyn, wenn ich einen anbethete, der nicht „über mir wäre. Der schwächere muß sich dem mächtigern unterwerfen; und daher würde ich viel eher „die Anbethung des Affen verdienen, als er meine. „Indessen will ich euch doch nicht betriegen; ich habe „eurem Affen nicht das Leben genommen, sondern „unser Gott, der ein Herr des Himmels und der „Erde und aller Geschöpfe ist, und ohne dessen Erlaubniß ihr mir nicht ein einziges Haar von meinem Haupte nehmen könntet.„

Diese Rede erbitterte alle Wilden. Sie banden Marien und ihren Bruder an große Klötzer, und schickten sich an, sie zu verbrennen; indem meldete man ihnen, es wäre eine große Anzahl von ihren Feinden auf der Insel ausgestiegen. Sie eileten dahin, und wollten sie zurück schlagen: sie wurden aber selbst überwunden.

Die Wilden, welche gesieget hatten, banden die beyden weißen Kinder wieder los und führeten sie in ihre Insel; da wurden sie des Königes Sclaven.

Sie arbeiteten von dem Morgen bis auf den Abend, und sageten, wir müssen, aus Liebe zu Gott, unserm Herrn treulich dienen und glauben, es sey der Herr aller Herren, dem wir dienen; denn unser Buch saget, man müsse das thun.

Indessen führeten die neuen Wilden oftmals Krieg, und fraßen ihre Gefangenen, so wie ihre Nachbarn. Eines Males bekamen sie deren eine große Anzahl; denn sie waren sehr tapfer. Unter diesen befand sich ein weißer Mann; und weil er sehr mager war, so entschlossen sich die Wilden, sie wollten ihn mästen, ehe sie ihn äßen. Sie sperreten ihn also in eine Hütte, und trugen es Marien auf, sie sollte ihm zu Essen bringen, und ihn füttern.

Weil sie wußte, daß er bald sollte gegessen werden, so hatte sie großes Mitleiden mit ihm. Sie sah ihn traurig an und sagete: „Mein Gott, mein „himmlischer Vater, erbarme dich doch seiner!„

Dieser weiße Mensch, welcher sehr erstaunt gewesen war, da er ein Mägdchen von eben der Farbe sah, wie er war, erstaunete noch mehr, als er sie seine Sprache reden und einen einzigen Gott anbethen hörete. „Wer hat euch französisch reden und den lie„ben Gott kennen gelehret?„ fragete er.

„Ich habe es nicht gewußt, wie die Sprache hieß, „die ich redete, antwortete sie; es war meiner Mutter „Sprache und sie hat sie mich gelehret. Daß ich den „lieben Gott kenne, so haben wir zwey Bücher, die „reden von ihm, und wir bethen alle Tage zu ihm.„

„Ach Himmel! rief dieser Mann, wobey er die „Augen und die Hände gen Himmel erhob, sollte „es wohl möglich seyn? — Aber, meine liebe

„Tochter,

„Tochter, könnet ihr mir wohl die Bücher weisen,
„wovon ihr mir saget?„

„Ich habe sie nicht, sagete sie zu ihm: aber ich
„will meinen Bruder holen; der verwahret sie, und
„er wird sie euch weisen.„

Sie gieng so gleich fort und kam bald darauf mit ihrem Bruder Johann wieder, der die beyden Bücher mitbrachte. Der weiße Mann machete sie hurtig mit großer Bewegung auf; und da er vorn auf dem ersten Blatte gelesen hatte: Dieses Buch gehöret Johann Maurice, so rief er: „Ach meine lieben
„Kinder! so muß ich euch denn wieder sehen! kom-
„met, umarmet euren Vater! und könntet ihr mir
„wohl Nachricht von eurer Mutter geben?„

Johann und Maria warfen sich bey diesen Worten dem weißen Manne in die Arme und vergossen Freudenthränen. Endlich nahm Johann das Wort wieder, und sagete: „Mein Herz saget
„es mir, ihr seyd mein Vater. Indessen weis ich
„doch nicht, wie das seyn kann; denn meine Mut-
„ter hat mir gesaget, ihr wäret in dem Meere zu
„Grunde gesunken; und ich weis jetzo, es ist nicht
„möglich, daß man daselbst leben und wieder her-
„auskommen kann.„

„Ich bin wirklich ins Meer gesunken, erwie-
„derte dieser Mann, als unser Schiff entzwey gieng:
„ich ergriff aber noch ein Brett und kam glücklich
„damit in eine Insel. Ich glaubete, ihr wäret
„verloren gegangen.„

Darauf sagete ihm Johann alles, worauf er sich besinnen konnte; und der weiße Mann weinete sehr, als er den Tod seiner armen Frau vernahm.

Sie arbeiteten von dem Morgen bis auf den Abend, und sageten, wir müssen, aus Liebe zu Gott, unserm Herrn treulich dienen und glauben, es sey der Herr aller Herren, dem wir dienen; denn unser Buch saget, man müsse das thun.

Indessen führeten die neuen Wilden oftmals Krieg, und fraßen ihre Gefangenen, so wie ihre Nachbarn. Eines Males bekamen sie deren eine große Anzahl; denn sie waren sehr tapfer. Unter diesen befand sich ein weißer Mann; und weil er sehr mager war, so entschlossen sich die Wilden, sie wollten ihn mästen, ehe sie ihn äßen. Sie sperreten ihn also in eine Hütte, und trugen es Marien auf, sie sollte ihm zu Essen bringen, und ihn füttern.

Weil sie wußte, daß er bald sollte gegessen werden, so hatte sie großes Mitleiden mit ihm. Sie sah ihn traurig an und sagete: „Mein Gott, mein „himmlischer Vater, erbarme dich doch seiner!„

Dieser weiße Mensch, welcher sehr erstaunt gewesen war, da er ein Mägdchen von eben der Farbe sah, wie er war, erstaunete noch mehr, als er sie seine Sprache reden und einen einzigen Gott anbethen hörete. „Wer hat euch französisch reden und den lie„ben Gott kennen gelehret?„ fragete er.

„Ich habe es nicht gewußt, wie die Sprache hieß, „die ich redete, antwortete sie; es war meiner Mutter „Sprache und sie hat sie mich gelehret. Daß ich den „lieben Gott kenne, so haben wir zwey Bücher, die „reden von ihm, und wir bethen alle Tage zu ihm.„

„Ach Himmel! rief dieser Mann, wobey er die „Augen und die Hände gen Himmel erhob, sollte „es wohl möglich seyn? — Aber, meine liebe

„Tochter,

„Tochter, könnet ihr mir wohl die Bücher weisen,
„wovon ihr mir saget?„

„Ich habe sie nicht, sagete sie zu ihm: aber ich
„will meinen Bruder holen; der verwahret sie, und
„er wird sie euch weisen.„

Sie gieng so gleich fort und kam bald darauf mit ihrem Bruder Johann wieder, der die beyden Bücher mitbrachte. Der weiße Mann machete sie hurtig mit großer Bewegung auf; und da er vorn auf dem ersten Blatte gelesen hatte: Dieses Buch gehöret Johann Maurice, so rief er: „Ach meine lieben
„Kinder! so muß ich euch denn wieder sehen! kom-
„met, umarmet euren Vater! und könntet ihr mir
„wohl Nachricht von eurer Mutter geben?„

Johann und Maria warfen sich bey diesen Worten dem weißen Manne in die Arme und vergossen Freudenthränen. Endlich nahm Johann das Wort wieder, und sagete: „Mein Herz saget
„es mir, ihr seyd mein Vater. Indessen weis ich
„doch nicht, wie das seyn kann; denn meine Mut-
„ter hat mir gesaget, ihr wäret in dem Meere zu
„Grunde gesunken; und ich weis jetzo, es ist nicht
„möglich, daß man daselbst leben und wieder her-
„auskommen kann.„

„Ich bin wirklich ins Meer gesunken, erwie-
„derte dieser Mann, als unser Schiff entzwey gieng:
„ich ergriff aber noch ein Brett und kam glücklich
„damit in eine Insel. Ich glaubete, ihr wäret
„verloren gegangen.„

Darauf sagete ihm Johann alles, worauf er sich besinnen konnte; und der weiße Mann weinete sehr, als er den Tod seiner armen Frau vernahm.

nahm. Maria weinete auch sehr: allein, das geschah aus einer andern Ursache. „Ach! rief sie, „wozu dienet es, daß wir unsern Vater wieder gefunden haben, weil er in wenig Tagen soll geschlachtet und gegessen werden?

„Wir müssen seine Bande losmachen, sagete „Johann, und alsdann alle drey in den Wald „flüchten.„

„Und was wollen wir darinnen machen, meine „armen Kinder? sagete Johann Maurice. Die „Wilden werden uns wieder erhaschen, oder wir „werden auch vor Hunger sterben müssen.„

„Lasset mich nur machen, sagete Maria; ich „weis ein unfehlbares Mittel, euch zu retten.„

Sie gieng nach diesen Worten hinweg, und begab sich zu dem Könige. Als sie in seine Cabane oder Hütte kam, so warf sie sich ihm zu Füßen und sagete zu ihm: „Herr, ich habe mir eine große „Gnade von euch auszubitten; wollet ihr mir „wohl versprechen, daß ihr sie mir bewilligen „wollet?„

„Ich schwöre es dir zu, sagete der König; „denn ich bin mit deinem Dienste sehr wohl „zufrieden.„

„Nun wohl, sagete Maria zu ihm: ihr sollet „wissen, daß der weiße Mann, für den ihr mir zu „sorgen aufgetragen habet, mein Vater ist, und „auch Johanns seiner. Ihr habet beschlossen, „ihr wollet ihn essen; und ich komme her, und will „euch vorstellen, er ist alt und mager und wird „also nicht recht gut seyn; ich hingegen bin jung „und fett: ich hoffe also, ihr werdet mich lieber

„für

„für ihn essen wollen. Ich bitte euch nur um „acht Tage Aufschub, damit ich das Vergnügen „habe, daß ich ihn vorher noch recht sprechen kann, „ehe ich sterbe.„

„In Wahrheit, sagete der König zu ihr, du bist „ein so gutes Mägdchen, daß ich um alles in der „Welt willen dich nicht wollte tödten lassen. Du „sollst leben bleiben, und dein Vater auch. Ich „melde dir noch, es kömmt alle Jahre ein Schiff „mit weißen Menschen hieher, denen wir unsere Ge„fangene verkaufen. Es wird bald ankommen, „und ich will euch dreyen die Erlaubniß geben, daß „ihr damit fortgehen könnet.„

Maria dankete dem Könige sehr; und in ihrem Herzen dankete sie dem lieben Gotte, der es ihm eingegeben, daß er Mitleiden mit ihr hatte. Sie lief zu ihrem Vater und hinterbrachte ihm diese gute Zeitung; und einige Tage darnach kam das Schiff an, wovon ihr der schwarze König gesaget hatte. Sie gieng mit ihrem Vater und ihrem Bruder auf demselben aus dieser Insel weg; und sie ländeten an einer andern großen Insel, die von Spaniern bewohnet wurde.

Da der Statthalter dieser Insel Mariens Geschichte erfahren hatte, so sagete er bey sich selbst: „Dieses Mägdchen hat nicht einen Dreyer „und ist sehr von der Sonne verbrannt: sie ist „aber so fromm und tugendhaft, daß sie ihren „Mann viel glücklicher wird machen können, als „wenn sie reich und schön wäre.„ — Er hielt also bey Mariens Vater an, er möchte ihm seine

Tochter

Tochter zur Gemahlinn geben. Johann Maurice bewilligte ihm solche. Der Statthalter vermählete sich also mit ihr, und gab eine von seinen Anverwandtinnen ihrem Bruder Johann zur Gemahlinn, so daß sie also zusammen sehr glücklich in dieser Insel lebeten. Sie bewunderten die Weisheit der göttlichen Vorsehung, welche nur erlaubet hatte, daß Maria eine Sclavinn geworden war, damit sie ihr die Gelegenheit gäbe, ihrem Vater das Leben zu retten.

Madem. Gut.

Ich versichere Sie, meine liebe Charlotte, diese kleine Erzählung hat mich recht eingenommen. Was denken Sie davon, Fräulein Lucia?

Fräul. Lucia.

Mich dünket, es sey kein einziger Umstand vergebens darinnen, und alles sey geschickt, das Vertrauen gegen Gott, und die Liebe zu seinen Pflichten zu erwecken. Sie hat auch das Mittel gefunden, uns für diese beyden unschuldigen Personen einzunehmen. Ich glaube, das ist alles, was man in einer Erzählung wünschen kann.

Madem. Gut.

Ja, meine Fräulein. Fräulein Lucia hat sehr scharfsinnig alle die Eigenschaften zusammen genommen, welche zu einer Erdichtung, das ist zu Fabeln und Erzählungen, nöthig sind. Behalten Sie es wohl, meine Fräulein, ich ermahne Sie, ahmen Sie dem Fräulein Charlotte hübsch nach, und setzen Sie etwas auf. Das wird ihre Schreibart bilden, und sie angewöhnen, ihre Ge-

danken

danken mit einiger Ordnung schriftlich aufzusetzen. Erinnern Sie sich aber, Sie müssen zugleich unterrichten und belustigen, wenn Sie etwas gutes machen wollen. Diejenigen von Ihnen, meine Fräulein, welche keine kleine Historien werden aufsetzen können, müssen Briefe schreiben. Nichts ist alberner bey einem Frauenzimmer, als wenn es nicht weis, wie es sich auf dem Papiere gehörig ausdrücken soll; und damit man solches leicht thun könne, so muß man sich von seiner Jugend auf dazu gewöhnen. — Unsere Lehrstunde hat heute so lange gewähret, daß wir die Erdbeschreibung bis auf ein ander Mal aussetzen müssen.

Frl. Luise.

Ich werde es nicht vergessen, daß Sie uns eine Historie versprochen haben, wodurch Sie uns erweisen wollen, es sey nicht möglich, daß man die Redlichkeit ohne die Religion behalte.

Madem. Gut.

Wir wollen damit die Morgenlehrstunde anfangen. Bemerken Sie indessen gleichwohl, mein Fräulein, es könne von ungefähr geschehen, daß eine Person, die keine Religion hat, die Redlichkeit behält. Wir lieben von Natur die Tugend; und sogar diejenigen thun es, sage ich, die solche am wenigsten ausüben. Die unordentliche Liebe aber, die wir gegen uns selbst haben, beweget uns, daß wir uns so oft davon entfernen, als wir es für nöthig zu seyn erachten, um unsern verderbten Neigungen zu willfahren. Nun können sich solche Umstände eräugen, welche machen werden, daß ein

Mensch

Mensch nicht nöthig haben wird, böse Thaten zu begehen, damit er seinen Neigungen willfahre. Alsdann behält er die Redlichkeit, weil er keinen Nutzen davon hat, solche aufzugeben; und man ist nicht umsonst, das ist für nichts, boshaft. Setzen Sie diesen ehrlichen Mann in andere Umstände, gute Nacht Tugend! Er wird sie nicht, zum Nachtheile des Bestens seiner Leidenschaften, erhalten. Die Geschichte, die ich Ihnen versprochen habe, wird es beweisen, und sie wird Ihnen zu gleicher Zeit zeigen: wenn nichts, als die Religion, eine unveränderliche Redlichkeit hervorbringen könne, so könne auch gleichfalls nichts anders, als sie, eine vollkommene Glückseligkeit verschaffen, die von den verschiedenen Zufällen des Lebens nicht abhängt.

Ende des zweyten Theiles.

Mensch nicht nöthig haben wird, böse Thaten zu begehen, damit er seinen Neigungen willfahre. Alsdann behält er die Redlichkeit, weil er keinen Nutzen davon hat, solche aufzugeben; und man ist nicht umsonst, das ist für nichts, boshaft. Setzen Sie diesen ehrlichen Mann in andere Umstände, gute Nacht Tugend! Er wird sie nicht, zum Nachtheile des Bestens seiner Leidenschaften, erhalten. Die Geschichte, die ich Ihnen versprochen habe, wird es beweisen, und sie wird Ihnen zu gleicher Zeit zeigen: wenn nichts, als die Religion, eine unveränderliche Redlichkeit hervorbringen könne, so könne auch gleichfalls nichts anders, als sie, eine vollkommene Glückseligkeit verschaffen, die von den verschiedenen Zufällen des Lebens nicht abhängt.

Ende des zweyten Theiles.

Mensch nicht nöthig haben wird, böse Thaten zu begehen, damit er seinen Neigungen willfahre. Alsdann behält er die Redlichkeit, weil er keinen Nutzen davon hat, solche aufzugeben; und man ist nicht umsonst, das ist für nichts, boshaft. Setzen Sie diesen ehrlichen Mann in andere Umstände, gute Nacht Tugend! Er wird sie nicht, zum Nachtheile des Bestens seiner Leidenschaften, erhalten. Die Geschichte, die ich Ihnen versprochen habe, wird es beweisen, und sie wird Ihnen zu gleicher Zeit zeigen: wenn nichts, als die Religion, eine unveränderliche Redlichkeit hervorbringen könne, so könne auch gleichfalls nichts anders, als sie, eine vollkommene Glückseligkeit verschaffen, die von den verschiedenen Zufällen des Lebens nicht abhängt.

Ende des zweyten Theiles.

Mensch nicht nöthig haben wird, böse Thaten zu begehen, damit er seinen Neigungen willfahre. Alsdann behält er die Redlichkeit, weil er keinen Nutzen davon hat, solche aufzugeben; und man ist nicht umsonst, das ist für nichts, boshaft. Setzen Sie diesen ehrlichen Mann in andere Umstände, gute Nacht Tugend! Er wird sie nicht, zum Nachtheile des Bestens seiner Leidenschaften, erhalten. Die Geschichte, die ich Ihnen versprochen habe, wird es beweisen, und sie wird Ihnen zu gleicher Zeit zeigen: wenn nichts, als die Religion, eine unveränderliche Redlichkeit hervorbringen könne, so könne auch gleichfalls nichts anders, als sie, eine vollkommene Glückseligkeit verschaffen, die von den verschiedenen Zufällen des Lebens nicht abhängt.

Ende des zweyten Theiles.

Mensch nicht nöthig haben wird, böse Thaten zu begehen, damit er seinen Neigungen willfahre. Alsdann behält er die Redlichkeit, weil er keinen Nutzen davon hat, solche aufzugeben; und man ist nicht umsonst, das ist für nichts, boshaft. Setzen Sie diesen ehrlichen Mann in andere Umstände, gute Nacht Tugend! Er wird sie nicht, zum Nachtheile des Bestens seiner Leidenschaften, erhalten. Die Geschichte, die ich Ihnen versprochen habe, wird es beweisen, und sie wird Ihnen zu gleicher Zeit zeigen: wenn nichts, als die Religion, eine unveränderliche Redlichkeit hervorbringen könne, so könne auch gleichfalls nichts anders, als sie, eine vollkommene Glückseligkeit verschaffen, die von den verschiedenen Zufällen des Lebens nicht abhängt.

Ende des zweyten Theiles.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Leprince de Beaumont, Jeanne-Marie, 1711-1780

Der Frau Maria le Prince de Beaumont lehrreiches Magazin für junge Leute, besonders junges Frauenzimmer zur Fortsetzung des Magazins für Kinder

Bd.: 2

Leipzig 1766

Paed.pr. 303-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759177-0
VD18 15546241-001